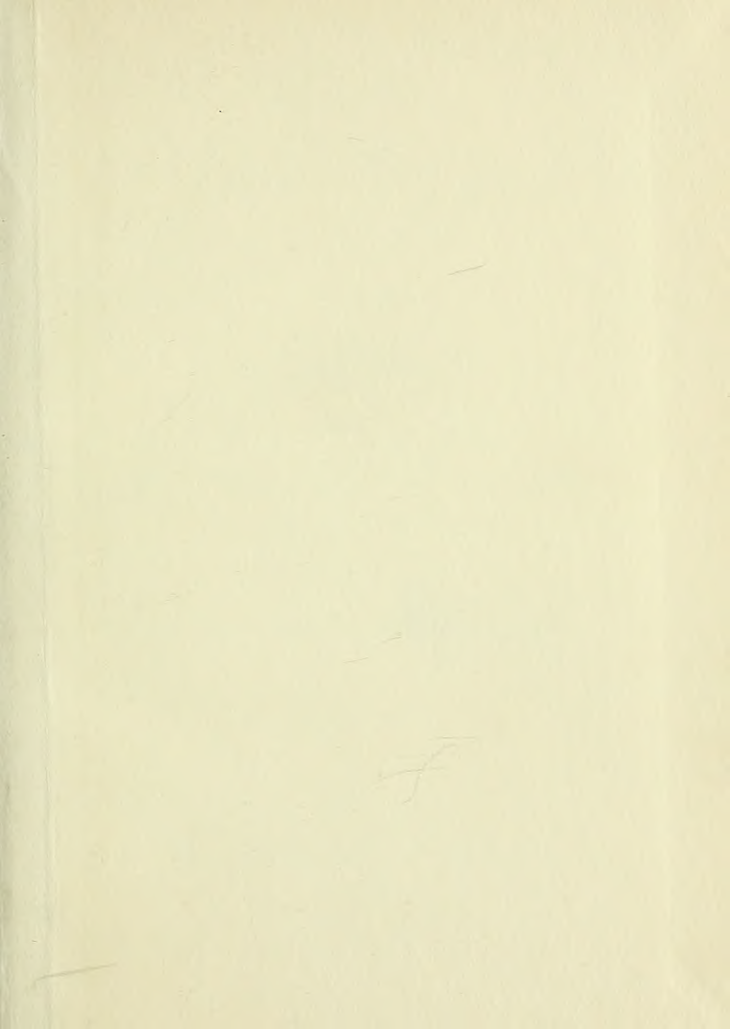
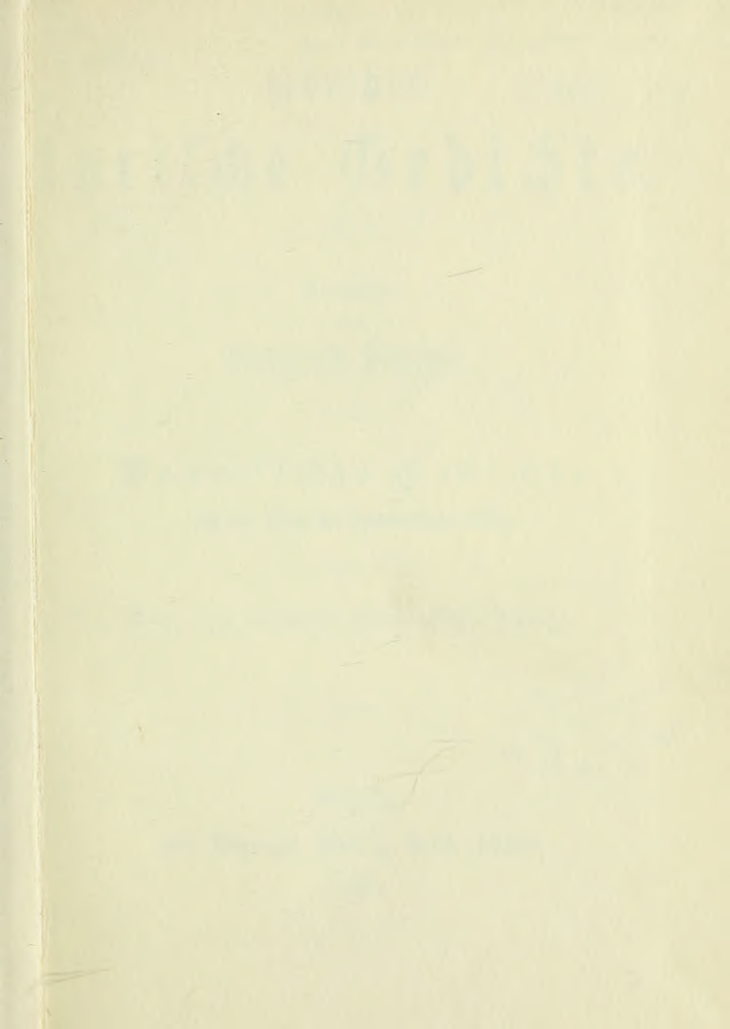








Goethes lyrische Gedichte.

Erläutert
von

Heinrich Düntzer.

Vermischte Gedichte

bis zum Liede der Auswanderer (63).

Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.
1897.

Inhaltsverzeichniß.

Vermischte Gedichte.

Erste Abtheilung.

Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte, gibs zu lesen!

Schon die erste achtbändige Ausgabe von Goethes Schriften schloß mit zwei Sammlungen Vermischte Gedichte. Da die Sammlung der verschiedensten lyrischen Gedichte, mit den dramatischen und epischen verbunden, sehr umfangreich war, so hatte er beschlossen, sie in zwei Theilen zu geben, die er aber nicht als Bücher, wie bei den wirklich einheitlichen Dichtungen, bezeichnete, sondern als Sammlungen, deren erste 47 größtentheils kürzere Stücke und nur ein paar längere, meist Lieder, auch ein paar balladenartige enthielt, zum Schlusse eines in Distichen an die Sorgen der Liebe, immer sein Herz zu behaupten. Die zweite begann mit dem übersetzten morlackischen Klaggesang, worauf Mahomets Gesang, Gesang der Geister über den Wassern, die Oden meine Göttin, Harzreise im Winter, An Schwager Kronos, Seefahrt, Adler und Taube, Prometheus, Ganymed, Grenzen der Menschheit, das Göttliche, eine Reihe in antiken Maßen folgten, dann das bei antiken Resten spielende Gespräch Der Wanderer; daran schloß sich eine Anzahl Kunstlieder, die früher allein standen. Den Columnentitel Vermischte Gedichte führte auch die unter dem besondern Titel nachfolgende Erklärung eines Holzschnittes vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. Gleichfalls umfaßte dieser Columnentitel darauf noch das Gedicht Auf Miedings Tod,

wogegen die den Schluß der Werke ganz unabhängig bildenden beiden Dramen Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose (1789) und Die Geheimnisse. Ein Fragment (1784) an der Columnenüberschrift nicht theilnahmen.

Im Jahre 1814 setzte Goethe der dritten Ausgabe unserer Abtheilung das Verspaar vor, welches launig die bunte Verschiedenheit der in diesen Gedichten sich ausprägenden Seelenzustände ausspricht.*) Die Ausgabe letzter Hand ließ nur zwei durch Versehen hier wiederholte Gedichte weg. In der Quartausgabe war diese Abtheilung ganz eigenthümlich ausgestattet. Die vierzigbändige Ausgabe, deren Anordnung später beibehalten wurde, brachte manche Zusätze und Veränderungen; sie enthält jetzt Gedichte vom Jahre 1767 bis 1826. Auch die Formen sind mannigfaltig; noch verschiedener ist der Gehalt, da selbst unbedeutende Jugendversuche mit den herrlichsten dichterischen Ergüssen sich verbunden finden. Auf die vermischten Gedichte folgen, durch einen bloßen Strich von einander getrennt, fünf größere Gedichte, von denen jedes auf einer neuen Seite beginnt.

---

3. Ungehörig ist das in der Quartausgabe eingeführte Musterhaft giebts statt Musterkarte gibs. Musterkarte ist Anrede.

---

1. Deutscher Parnaß.

Von den lyrischen Stoffen, die Goethe im Frühjahr 1798 anzogen, hatten ihn schon mehrere im vorigen Jahre beschäftigt; so wurden in diesem Jahre nur vollendet Euphrosyne am 12. und 13. Juni, Das Blümelein Wunderschön und Der Verrath am 16., Die Metamorphose der Pflanzen am 17. und 18.; rasch ergriffen und heiter belustigt hatte ihn am Morgen des 15. Der Hüter des Parnasses. So heißt der Titel im Tagebuch; später steht Wächter statt Hüter. Am 15. war Goethe in Jena angekommen und hatte dort in den weiten Spaziergängen des Paradieses Selzerwasser zu trinken begonnen, worauf das Gedicht selbst hindeutet. Als Goethe am 20. von Jena abreiste, gab er Schiller eine Abschrift dieser Beiträge zum Musenalmanach. Unser Gedicht erhielt nebst andern, um die Zahl der Mitarbeiter zu vermehren, den falschen Namen eines Justus Amman, der auf einen bescheidenen Biedermann deuten sollte. Wahrscheinlich hatte Schiller den Namen erfunden, der den Dichter bergen sollte. Der herrlichen den Almanach beginnenden Euphrosyne wurde Goethes Name nicht entzogen. Bei dessen wiederholter Anwesenheit zu Jena vom 6. bis 9. scheint von Goethes Beiträgen keine Rede gewesen zu sein. Erst am 20. meldete Schiller, der Almanach sei nun in den Druck ge=

geben; bei seiner Rückkehr werde ihn wohl Euphrosyne bewillkommnen. Am 23. schrieb er: „Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen ist, Ihr Poetengedicht taufen müssen, und finde gerade keinen passendern Titel als Sängerwürde, der die Ironie versteckt und doch die Satire für den Kundigen ausdrückt. Wünschen oder wissen Sie gleich einen bessern, so bitte, es mir morgen zu melden, weil ich das Gedicht nun in die Druckerei geben möchte. Goethe erwiderte, der Titel Sängerwürde übertreffe an Vortrefflichkeit alle seine Hoffnungen. „Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehen. Ich habe niemanden weiter etwas davon gesagt.“ In der dritten Ausgabe der Werke erschien es merkwürdig genug in der neuen Abtheilung Kantaten unter dem von Riemer vorgeschlagenen Titel Dithyrambe, mit genauerer Satzzeichnung, Verbesserung einiger Druckfehler und ein paar Veränderungen.*) In der dritten Ausgabe trat das Gedicht unter der jetzigen, gleichfalls von Riemer nach 14 (des Parnassus)**) vorgeschlagenen Ueber-

---

*) 172 war Silenens häßlich in Silens abscheulich, 173 Es entweihet in Dort entweiht es, 188 wüthenden Orgien (Reimwort auf fliehen) in wüthendem Erglühen, 205 unsren Grenzen in unsrer Grenze verwandelt. Abweichungen des ersten Druckes waren 28 lauhe (laue), 33 heitern (heiterm), 131 Unsere (Unsre), 165 rothe (rohe). 134 Weiber(=)Hasser, 201 weitem (weiten), 231 euern (eure). Die Satzzeichen sind arg verwechselt. Absatz sollte wohl 165 nach vergessen sein, so daß drei kürzere Verse aufeinander folgten, wie 44 ff.

**) Deutscher Parnaß war in den siebziger Jahren eine gangbare Bezeichnung gewesen. So hatte der gießener Professor Schmidt in Wielands Merkur kritische Nachrichten von dem Zustande des deutschen Parnasses erscheinen lassen, in welchen als eine der neuesten und zahlreichsten Parteien diejenige geschildert wurde, die unter Hamann und Herder

schrift an den Anfang der vermischten Gedichte. Dort ward durch Versehen 82 das lange fortgepflanzte, erst neuerdings von Vollmer verdrängte Morgenhaine statt Myrthenhaine (vgl. vermischte Ged. 7, 41. 16, 5) gedruckt, dagegen liest man 141 Lustgefilden, was eine wirkliche Verbesserung des im Almanach sehr undeutlich gedruckten Luftgefilden sein dürfte, obgleich die Ausgabe letzter Hand wieder Luftgefilden eingeführt hat. Auch war 179 in 1 dem Druckfehler für den.

Der mit bester Laune gedichtete Scherz ist gegen diejenigen gerichtet, die, wie Herder, von der Dichtkunst eine unmittelbar sittliche Wirkung forderten, und deshalb alles verwarfen, was von der reinen Sittlichkeit abweicht. Schon seit der neuen Bearbeitung von Goethes Lehrjahren (1794) war Herder darüber verstimmt, daß dieser sich nicht ängstlich um das Pünktchen der Wage bekümmere, die auf das Gute, Edle, auf die moralische Grazie weise. In seiner 1796 erschienenen achten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität hieß es, die Poesie wirke nicht auf das Künstlerauge, sondern auf den innern Sinn, zu dem Gemüth, moralische Natur gehöre, ihr Geist strebe danach, den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, die echte, ganze moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens; unser Weg müsse, auch in den Zeiten des größten Ungeschmacks, nach dem Lande der Einfalt, Wahrheit und Sitten gehn. Dadurch schnurre er wieder, äußerte Goethe, die alte halbwahre Philisterlehre, daß die Künste

---

stehn, und unter allen Göttern und Götterkindern, welche in Herders Himmel deutscher Nation herrschten, werde jetzt keiner begieriger gelesen als Herr Goethe".

das Sittengesetz neu anerkennen und sich unterordnen sollen. Das erste hätten sie immer gethan, weil beider Gesetze aus der Vernunft entsprungen, thäten sie das weiter, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen einen Mühlstein an den Hals hänge und sie ersäufe, als daß man sie nach und nach an einer Nützlichkeitsplatte absterben ließe. Mit bitterm Abscheu hatte Herder sich von Goethes Braut von Korinth und dem Gott und der Bajadere abgewandt, vor welchem er sogar eine physische Abneigung fühlte. Er hielt die Gebiete der Religion, der Sittlichkeit und Kunst streng auseinander, wie er es noch 1796 in den Vier Jahreszeiten (39 f.) ausgesprochen hatte. Ein treuer Bundesbruder von Herder war der gute Gleim, der noch in der alten Weise gutmüthig fortreimte und sich für einen echten Ueberbleibsel der goldenen Zeit hielt, die er gegen alle Trübung ihrer Reinheit durch einen unsittlichen Geist sichern müsse. Zu den Gegnern der beiden verbündeten Dichter gehörte auch Gleims Jugendfreund, Klopstock, schon seit zweiundzwanzig Jahren Goethe verfeindet, wie Wieland, seit dem Bunde Goethes mit Schiller. Auch der Philosoph Garve hielt an der alten Schule; wie viel der grämliche Mann an der neuen Richtung auszusetzen hatte, wie sehr ihm alles ästhetische Gefühl fehle, hatte im November 1797 dessen Brief an Schiller gezeigt. Einen eigenthümlichen Besuch hatten Goethe und Schiller im Mai 1798 an dem wiener Büchercensor dem Edlen Joseph Retzer, einem würdigen Vertreter der alten Dichtergilde, empfangen, der von Wien über Schlesien nach Berlin und von da nach Halberstadt reiste, auch Weimar und Jena besuchte, wo er seine Verse auf Gleim zurückließ. Goethe nannte ihn eine Erscheinung, die man gesehen haben muß, wenn man sie glauben soll. Er sah ihn am

9. Mai, und der erste Entwurf des Gedichtes, den er am 4. Juni nach Jena mitbrachte, dürfte bald darauf entstanden sein.

Julian Schmidt hatte schon 1859 in unserm Gedicht eine Erwiderung auf Gleims Gegenxenien gesehen. Aehnlich faßten es Lichtenberg, Immelmann und v. Loeper. Letzterer meint, dasselbe habe nur versöhnend wirken können, da der Dichter die Interessen der Gegner scheinbar zu den seinen mache, wie er scheinbar sie preisgebe. Henkel (Schnorrs Archiv IX, 200) und Hehn (Goethe-Jahrbuch VI, 324) bestritten jeden Angriff. R. M. Meyer dachte an die Romantiker (Goethe-Jahrbuch XIII, 223—226). Fast durchweg stimme ich mit der einsichtigen Entwicklung von D. Jacoby (Goethe-Jahrbuch VI, 274 f., XIV, 196—221) überein, die aus dem vollen und mit der Sicherheit des Kenners schöpft, nicht aus flüchtigem Gutdünken.

Längst wird es Goethe gereizt haben, sich einmal gegen die in die Dichtung eingeschmuggelte Sittlichkeit launig zu erheben, wodurch selbst ein so kunstbegabter Geist wie Herder eine Scheidewand zwischen sich und der wahren Kunst errichtete, und zum Lobpreiser nüchterner Mittelmäßigkeit wurde. Die nächste Veranlassung mögen Gleims grobe Gegenxenien gegeben haben. Herders Gattin dankte für diese, genannt Kraft und Schnelle des alten Peleus, schon am 14. April 1797. Goethe erhielt sie wohl gleich aus dem Buchladen, auch wie eine andere noch grimmigere Schrift, der sein Brief an Schiller vom 5. Dezember 1796 gedenkt. Nach seiner Weise rächte er sich insgeheim durch ein rasch hingeworfenes Reimpaar. Gleim hatte Goethe seinen Alexis auf die Frage, ob sie den Musenalmanach gelesen, erwidern lassen: gelesen und recht aus ihm reingefegt, was sich nicht gehört, den Staub, den er haßt. Goethe

vergilt ihm dies durch das lustige Gespräch zwischen Alexis und Dora:

Alexis.

Sag, wie kommst du zu dem Besen
Und, was schlimmer ist, zum Reim?

Dora.

Bin in Halberstadt gewesen,
Bei dem guten Vater Gleim.

Aber öffentlich gegen den alten Peleus aufzutreten, schien ihm gar nicht an der Stelle, da eigentliche Persönlichkeiten ihn nicht anzogen. Erst ein Jahr später kam ihm der wiener Censor, der Bundesbruder des auf Lobhudelei eingeschworenen Poeten, der auf dem längst ausgefahrenen Gleise behaglich sich brüstete, in den Wurf, und damit scheint der Entwurf des deutschen Parnasses fertig gewesen zu sein. Die Kenner hatten ihren Vertreter gefunden: der alte Bund muß auf dem Parnaß seinen Sitz haben, aber von den ungeweihten wildstürmenden Dichtern erstürmt werden.

Bei dem ersten Theile 1—94, der beseligenden Ruhe des Parnasses, schwebt Gleims Beschreibung vor:

Wie wars einmal so schön auf unserm Helikon!*) —
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward von ihm, noch die Gerufnen hörten —;
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tiger=Ungestüm;
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm,

---

*) Als Musenberg galten auch der Helikon, der Pindus und Hämus. Den Parnaß nannte auch Persius in dem berühmten Prolog zu seinen Satiren. Im ersten Akt des Pändaemonium Germanium von Lenz, klettern die Dichter einen steilen Berg hinauf.

Als alle Sänger noch einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu sehn!
Auf unserm Helikon wie war's einmal so schön!

Den von Apoll auf den Parnaß gesetzten Hüter denkt sich Goethe ähnlich jenen zum heiligen Dienst bestimmten Knaben in griechischen Tempeln, wie Apollos Sohn Jon bei Euripides und Agathon in Wielands Roman (VII, 1). Dieser beginnt mit der Schilderung der lieblichen Umgebung auf dem Gipfel des Parnasses, wo die keuschen Musen ihn auf Apollos Weisung auferzogen und seine Lippen geweiht haben (1—16).*) Die Liebessängerinnen, die Nachtigallen, umflattern ihn**); ihr und der durch sie geweckten Vögel himmlisch reizender Gesang regt die ersten Gefühle der Liebe in seiner Seele auf (17—22). Es erheben sich in seinem Herzen mächtig die edlen geselligen Triebe von Freundschaft und Liebe. Apollo aber belebt nun auch die Gegend mit Menschen und seine süßen, lauen Lüfte ziehen seine Verehrer ununterbrochen an (23—31).***) Drei Klassen der

---

*) Lorbeerhaine, Wiesen und Wasserfälle sind dem Apoll eigen. — Das keusche reine Siegel hat ihm die Musenstimme verliehen, wie nach alter Sage die Bienen Pindars Lippen mit Honig getränkt haben. Der Kuß wird hier als Siegel gedacht. In Schillers Gedicht Das Glück 5 drückt Zeus dem Glücklichen das Siegel der Macht auf die Stirn.

**) Der bescheidene Flügel deutet auf den Mangel der Farbenpracht. — Nach Flügel hat der erste Druck richtig Semikolon.

***) Nach Liebe 25 muß Punkt statt Komma stehn. Mit 26 beginnt die Belebung von Thal und Berg. Unter den Edlen werden Dichter gemeint. Jacobys Vermuthung, hierzu habe die Erscheinung des Edlen von Retzer Veranlassung gegeben, scheint mir glücklich, wenn man annimmt, Goethe habe sich unter dem Parnaß auch das berühmte Halberstädter Hüttchen Gleims gedacht, wo ein dichterischer Gastfreund nach dem andern eintraf.

Dichter zählt der Wächter auf (32—42), den aus voller, froher, freier Brust Singenden, den ernst Beschaulichen und den sein durch Liebesgram zerstörtes Glück am Busen der Musen Wiederfindenden. Viehoff, der wunderlich alles Bisherige auf den Bildungsgang Goethes bezieht, ist genöthigt, hierbei an die „jugendlichen Gesellen" des Dichters zu denken; nur der andere V. 35 ff. soll Goethe sein, der doch nach Viehoff hier redend gedacht sein müßte. Der Wächter kann sich hier nicht enthalten, den Werth der Liederkunst zu preisen (43—49). Lieder seien wie gute Thaten, da sie heilsamen Rath ertheilen, und gute Thaten wirken lange fort. Das ist, wie schon Jacoby gesehen, ganz im Geiste jener, die auch von der Dichtung sittliche Wirkung fordern.

Schon glaubt der heilige Knabe die nahenden Dichter von ferne zu hören (50), womit die Beschreibung der verschiedenen Seiten der echten Dichtung (—94) eingeleitet ist. Zunächst hören wir, daß sie zur Erfüllung der Pflichten treiben und zur Humanität, wie Herder es fordert, heranbilden (51—57); denn diese eben ist „die Bildung aller Kräfte", die als das erhabenste Geschäft bezeichnet wird. Daneben wird freilich auch der Blüthen der Einbildungskraft gedacht, von deren Früchten sich alle Zweige beugen (58—63); von welcher Art aber diese „goldnen Früchte" der Phantasie seien, ist nicht näher bezeichnet. Gelockt von allem, was sie hier auf diesem Boden, unter dieser Sonne genießen, finden nun auch reizende Frauen sich ein; schon das zarte Mädchen fängt an würdige Lieder zu singen, setzt sich zu den übrigen Frauen und so singen sie um die Wette immer zartere*) Lieder (64—75). Natürlich sind alle diese Lieder sitt-

) Zart und zärter. Vgl. zur Zueignung (I), S. 17.

licher Art, ja auch die Liebesklagen des Mädchens*), welche die Muse begünstigen soll (76—94). Diese sucht im Myrthenhaine**) ihre dort verlorne Herzensruhe und volle Seelenheiterkeit, sie singt den Wäldern ihre Gefühle, welche die treulosen Männer nicht verdienen, wandelt unaufhörlich singend fort, weder von der Hitze des Tages noch von der Kühle des Abends gestört, ja sie ist schon aus dem Walde ins offene Feld gerathen. Hübsch ist es, daß der Knabe nicht bloß die Leute auffordert, sie nicht zu stören, sondern auch die Muse bittet ihr still entgegenzugehn, was doch wohl heißen soll sie zu beruhigen. Wie solche leidenschaftliche Liebesklagen mit eigentlich sittlicher Wirkung der Dichtung bestehn können, ist freilich nicht wohl zu sagen, aber hier zeigt sich wohl die Ironie des Dichters, da auch die Vertheidiger der strengen Sittlichkeit genöthigt sind, die Liebesklage anzuerkennen, wollen sie nicht ihre Dichtungen gar zu sehr einengen, und im Grunde haben auch die sich für sittlich ausgebenden Dichter manches, was nicht dafür gelten kann, ja sogar eher für liederlich. In der ganzen Darstellung von 43 an,

*) Doch die Eine Geht alleine. Jacoby sah darin eine Anspielung auf Gleims sechzigste Gegenxenie, wo es heißt: „Eine der Grazien, Lesend die Xenien", habe diese verbrennen wollen, sei aber von den Faunen daran verhindert worden; erst in dem Haine ihrer Schwestern fand „die Eine" ihre Sicherheit wieder. Wie seltsam da auch Gleims sich rückbeziehendes „die Eine" sein mag, kaum glaube ich, daß Goethe hier in solcher Weise gespottet haben sollte.

**) Morgenhaine, das seit der zweiten Ausgabe stand, war keine Verbesserung. Freilich ist die Myrthe kein deutscher Baum, aber unsere Stelle soll leichte Reimerei sein, der man es auch verzeiht, wenn bei den Buchen und Linden ein Myrthenhain erwähnt wird, ja dieser befindet sich nicht einmal auf dem Parnaß. Amor hat ihr Herz in einem Myrthenhain früher entwendet, was sie jetzt empfindet. Myrthenhaine entsprechen der Absicht des spottenden Dichters viel besser.

die Viehoff seltsam verzerrt hat, findet sich keine Spur von der idealisch verklärenden Kunst, nur das Sittliche, das lieblich Gefällige und Gemüthliche treten hervor; alles übrige gilt dem Hüter für Entweihung, vor welcher er in Entsetzen geräth; die höhere Begeisterung und Kunst, die sich nicht in die Schranken ängstlicher Sittlichkeit einzwängen will, nicht in den gewöhnlichen Leierton einstimmen will, ist ihm nur rasende Wuth, die der Dichter höchst glücklich seinen apollinischen Wächter als ausgelassenen bacchantischen Taumel schauen läßt.

Im schärfsten Gegensatze zu dem klagend enteilenden Mädchen vernimmt er jetzt fürchterliches Getöse, das er bald als Geschrei erkennt, und schon sieht er die wilden Gestalten, die den Berg heraufdringen (95—101). Aus Gleims Kraft und Schnelle des alten Peleus lagen Goethe die Verse vor:

> Des thüringer Waldes hochborstige Faunen,
> Nicht Mächtig ihrer bösen Launen,
> Sind eingebrochen ins Thal
> Der stillen Musen! Sie wollen einmal
> Ein kleines Freudenspiel sich machen.

Vorher hatte es schon geheißen: noch hätten „auf unserm Helikon nicht Faunen der Musen Tänze gestört mit ihren Wolfsgeheul und Tigerungethüm". Diese beschreibt er ganz in der Weise, wie alte Dichtung und Kunst Bachanten und Mänaden darstellen (102—118), in wilder Raserei*), mit hochgesträubtem

*) Er läßt sie nicht allein von „Weinesglut", sondern auch von „Liebeswuth" rasen, im Gegensatz zu den zärtlichen Liedern des Mädchens. Bei den Alten war es nicht der Wein, der sie treibt, sondern die vom Gotte eingeflößte Begeisterung.

Haar, nackt, bloß mit einem Tigerfell*) bekleidet, mit Pauken und Erzbecken**); den Thyrsusstab und den Silen hat sich der Dichter glücklich für weiter unten (165 ff.) aufgespart. Wie vor ihnen alles flieht, alles wild niedergetreten wird, spricht die Verzweiflung des Hüters grell aus 119—126, die mit absichtlicher Aenderung eines Wortes ganz wie 102 f. beginnen. Aber bald gefaßt, fordert dieser jetzt die Dichter auf dem Gipfel des gefährdeten Parnasses auf, gegen diese Entheiligung das Aeußerste zu wagen. Schon sieht er ihre Wangen vor Begeisterung glühen, ja Apoll wird ihnen beistehn, er wird des Berges Gipfel erschüttern, Steine herabregnen lassen, die sie auf die Schänder des Parnasses herunter schleudern sollen. (127—142).***) Zu seinem Entsetzen aber gewahrt er, daß es nicht, wie er gedacht (126), Fremde sind, die so wild den Berg heraufstürmen; seine zum Wurf gehobene Hand sinkt nieder, als er sieht, daß es Dichter sind, die unter dem rauhen Schalle (114 ff.) jene Schaar anführen. Voll Schrecken ruft er, da Apoll seine Rachegebete nicht erhört, alle Dichter des Gipfels zur Flucht auf (143—156).

Aber bald faßt er sich, und er sucht nun, da er es

---

*) Vor 110 (Tigerfell) und nach 111 (umher) gehören Zeichen der Parenthese. — Die Alten nennen ein Reh-, Panther-, Hirsch- oder Ziegenfell.

**) „Rauher Schall" ist als freie, die Folge bezeichnende Apposition zu Metall gefaßt. — 117 f. bezeichnen die Wirkung des Schalles. Vgl. venediger Epigramme 1.

***) Als Luftgefilde waren die Thäler und Höhen früher beschrieben worden. Freilich herrscht hier auch eine milde, süße Luft (28), aber Luftgefilde, das später gesetzt wurde, kann unmöglich eine luftige Gegend, sondern nur die Luftregion bezeichnen. So war auch Luftgesänge Ballade 32, 8 späterer Druckfehler statt Lustgesänge.

mit Gewalt nicht vermag, durch ein kräftiges Wort die wilden Verheerer zurückzuschlagen, wobei er sich damit tröstet, daß Dichter durch Worte wirken; aber sollten diese nicht nützen, so würden die Rachepfeile seines ferntreffenden Gottes nicht fehlen (157—162). Er hält den Frevlern ihr des Gottes unwürdiges Betragen vor, wobei der von Epheuranken umwundene, oben mit einem Pinienapfel versehene Thyrsusstab und Silens Esel, der den Musenquell Aganippe*) durch sein Trinken entweihe, durch sein Stampfen trübe, recht glücklich verwandt sind (163—176). Aber statt daß sie auf sein Wort hören, muß er sehn, wie diese Wüstlinge immer näher kommen, ihre rohe Gier jede Sittlichkeit verhöhnt (177—193). Der Dichter mischt hier Faunen ein, welche mit den Nymphen sich zu schaffen machen, wie wir dies auch auf Kunstdarstellungen finden. Hier tritt der Gegensatz zu keuscher Liebe scharf hervor; die Vertreter edler Liebe, Nachtigall und Turteltaube**), fliehen, und Apoll, der hier als Sonnengott gedacht wird, muß es zu seinem Verdruß schauen. Doch lange kann er es nicht dulden. Schon glaubt der Wächter die Vorboten der nahenden Rache zu schauen (194—201). Wenn in der Ilias der mit Bogen, Köcher und Pfeil nahende Apoll „der düstern Nacht gleich kommt", so glaubt der Hüter dessen Ankunft schon an heranwehendem Dunst und Rauch zu erkennen***), da der Gott, der zuerst als Bogenschütz

---

*) Dieser gehört, wie die Hippokrene, dem Helikon an, dem Parnaß der kastalische Quell. Aganippe nannte Klopstock in der Ode Aganippe und Phiala allgemein für die griechische Liederdichtung.

**) Zu den Turteltauben vgl. Antiker Form sich nähernd 3, 2. vermischte Geb. 14, 85., die Kantate Rinaldo 30.

***) 195. Wolkenzug von der ziehenden Wolke, wie im Intermezzo zum

bezeichnet ist, in verheerendem Feuer erscheinen werde; hofft er endlich durch Furcht die Frevler zu bestimmen, daß sie die Rache nicht abwarten, sondern von dem Gebiete des Gottes fliehen, auf dem nur das Edle Werth habe (202—211).*) Zuletzt, da die Frevler ungeschreckt weiter stürmen, versucht er es auf gutem Wege, er bietet ihnen Versöhnung, ja später die freudigste Aufnahme an, wenn sie in sich gehn und bekehrt mit Reue über ihre begangenen Sünden wiederkehren werden (212—233). Hier stimmt er fast den Ton eines Bußpredigers an, was der salbungsvollen Art, wie Herder und andere sich über die neue sittenlose Kunstrichtung äußerten, ganz entspricht, ja die Ironie des ganzen Gedichts tritt gerade am Ende als Spott auf die fromme Salbaderei glänzend hervor. Der christliche Spruch von der Freude über einen Sünder, der Buße thut (Luk. 15, 7), ist 223 ff. äußerst glücklich antik übertragen, aber der Kelch der Liebe und die Reuelieder schelmisch aus den Christenthum genommen.

Goethe hat diese ganze schalkhafte Vision eines Hüters vom Parnaß in eine bald lebhaft bewegte, bald innig liebliche, stets zutreffende, an den gewohnten, breit sich ergehenden, schlendernden Ton der neuern Dichter sich haltende Sprache gekleidet**), um den ge-

---

Faust „Wolkenzug und Nebelflor erhellen sich von oben." — 196 f. Schon im vorigen Jahre hatte Goethe für die Xenien das Distichon gedichtet:

Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tödtenden Bogen,
Wie er die Hirtin entzückt, streckt er den Python in Staub,

nach Ovids: Utque nec ad citharam nec ad arcum segnis Apollo.

*) Vor 202 sollte ein Abschnitt sein.

**) Jacoby hat auf die vielen leeren Beiwörter hingewiesen, wie sie die anakreontischen Dichter liebten, um dadurch der sonst dürren Rede aufzuhelfen. Freilich mußte Goethe hierin Maß halten, um den Spott nicht zu verrathen, wenn er

wöhnlichen Almanachsleser desto leichter irre zu führen, daß er das Ganze für eine wirkliche Abwehr der wildstürmenden, von wahrem Gefühl verlassenen Dichter halte, während doch die Wirkungslosigkeit aller Drohungen des Wächters dem Kundigen deutlich in die Augen fällt; der verkündete rächende Gott naht nicht und der Wächter muß sich zuletzt mit salbaderischen Worten begnügen, die ihn nichts helfen würden, hätten wirklich diese bloß in seiner Einbildung lebenden Stürmer den Musenberg ersteigen wollen.

Gleims Xenien waren in paarweise reimenden längern Jamben geschrieben. Goethe wählte trochäische Verse von verschiedener Länge und Reimform mit reichem Wechsel des Umfangs und der Art der Strophen, so daß sie dem verschiedenen Charakter der Darstellung entsprachen. Nur einmal, in der sechsversigen siebenten Strophe (59), steht im zweiten Verse ein einziger Trochäus, es folgen im vierten zwei Trochäen, die übrigen vier sind alle vierfüßig; es reimen aufeinander 1 und 2, 3 und 6, 4 und 5, wodurch, da die bei weitem kleinern Verse mit vollen reimen, ein anmuthiges Spiel sich bildet. Sonst sind die kleinsten Verse anderthalbige Trochäen, die zuerst Str. 11 eintreten; sie besteht aus 21 solcher Verse, die meist unmittelbar aufeinander reimen; es stehen 5, 9—11 und 15 ohne Reim, was die wilde Unruhe andeuten soll. Das Gedicht beginnt mit fünf zweifüßigen Trochäen, deren die erste sechzehnversige Strophe noch vier (8 f. 12 f.) hat, während die übrigen Verse vierfüßig sind; ungleichlange Verse reimen auch hier aufeinander, während wieder mehrmals (6. 11. 15) das Reimwort fehlt. Mit sechs Versen

auch den Lesern viel darin zumuthen dürfte, besonders da das Gedicht nicht unter seinem Namen erscheinen sollte.

aus zwei Trochäen beginnt auch die neunte achtzehnversige Strophe, die sonst nur vierfüßige Verse, einmal (11) einen Kretikus hat und zwar bei einem reimlosen Worte, wo er um so bedeutender bei der Schilderung der empfindsam ihr Liebesleid klagenden Schönen ist. Vierfüßig sind auch Str. 2—6 (nur 5 beginnt mit zwei kürzern und 6 hat einen solchen in der Mitte) und 8; auch Freiheiten der Reimform finden sich bezeichnend wie früher, verwandt. Erst mit Str. 10 treten bei der größern Beunruhigung Verse von viertehalb Fuß ein; sie besteht aus sieben aufeinander reimenden Versen mit dreifachem Reim in 3, 4, 7. Von derselben Art ist die vierversige zwölfte Strophe, wogegen die dreizehnte mit vier-, viertehalb- und zweifüßigen Versen wechselt; voll sind nur 1, 3, 7, 13—16, eine Silbe kürzer 2, 4, 11, ein Kretikus tritt 12 ein. Die zur Flucht mahnende folgende Strophe beginnt mit zweifüßigen Versen, die mit vierfüßigen durchzogen werden, mit drei männlich auslautenden viertehalbfüßigen schließen. Es folgt eine von Goethe häufig angewandte sechsversige Strophe, in welcher die weiblichen Verse 1 und 2, 4 und 5 und die männlichen 3 und 6 reimen. Die sechzehnte Strophe aus dreizehn Versen wird nur von zwei zweifüßigen durchzogen. Es folgt eine neunversige Strophe aus den drei verschiedenen Versarten; der vierte Vers ist ohne Reim. Vor V. 186 ist ein Absatz zu machen. Was der Hüter bisher gehört zu haben erklärte, glaubt er jetzt zu hören. In den noch übrigen drei Strophen wechseln regelmäßig vier- und viertehalbfüßige Verse, so daß die gleichen Verse aufeinander reimen. Statt mit 212 muß schon 210 der Absatz eintreten. Hiermit beginnt der Uebergang zu der salbungsvollen Aufforderung sich zu bessern.

2. Gellerts Monument von Oeser.

Das Gedicht erschien in dieser Gestalt zuerst 1815 in der dritten Ausgabe der Werke. Goethe schrieb es in Weimar am 22. Oktober 1777 zu dem zwei Tage später fallenden Geburtstage der Herzogin Mutter, die eine besondere Gönnerin Adam Friedrich Oesers war, des berühmten leipziger Malers und Akademiedirektors, dessen Unterricht Goethe höher als den irgend eines seiner leipziger Lehrer schätzte, da er ihn Geschmack gelehrt habe. Er hatte den Entwurf zu einem Denkmal gemacht, den Unger aus sächsischem Marmor im Garten des leipziger Buchhändlers Wendler, des Verlegers von Gellerts Fabeln, ausführte. Er hatte, als eifriger Allegoriker, den am 18. Dezember 1769 gestorbenen Dichter, wie Kreuchaufs Beschreibung des Denkmals (1771) sagte, als Vater der deutschen Grazien aufgefaßt, die er noch als Kinder zurückgelassen, deren Ausbildung andere übernehmen müßten. Deshalb ließ er zwei Grazien trauernd über Gellerts, auf einer abgestützten Säule stehender Urne liegen, die dritte über das Bildniß des Dichters, das in Medaillonform an einer Säule hängt, sich herabneigen. Während viele unberufene Dichter ihre Klagen über den vielgeliebten, allgemein vermißten Dichter mit eitler Selbstzufriedenheit rasch ergossen, ging Oeser in sich und schuf aus innerster Seele ein Kunstwerk von dauerndem Werthe, in welchem er seine innige Verehrung allegorisch aussprach. Am Schlusse vergleicht Goethe dies Denkmal mit einer Urne, in welcher Oeser alle dem Verstorbenen gewidmete empfundene Liebe, im Gegensatz zu der selbstzufriedenen Miene (8), gesammelt habe. Wir sammeln. Vielmehr war dies die Sitte der Alten. Vgl. Natür-

liche Tochter III, 1, 11—30. Ein Epigramm auf Gellerts Leichensänger hatte J. B. Michaelis gedichtet. Vgl. Almanach der deutschen Musen 1771 S. 8.

3. Ilmenau am 3. September 1783.

Vgl. Suphans Aufsatz Ilmenau in der Deutschen Rundschau (November 1893), meine Behandlung der Gedichte Auf Miedings Tod und Ilmenau in der Zeitschrift für deutsche Philologie, Band XXVII, R. Hildebrand Zu dem Gedichte Ilmenau, Goethe-Jahrbuch XV, (140—147). Den länger bedachten Plan, dem Herzog zu seinem Geburtstage ein würdiges dichterisches Glückauf zu weihen, führte er am Morgen desselben auf der Höhe des Kickelhahns in ganz rein gehaltenen fünffüßigen Jamben aus, nur eine Stelle, die ihm nicht gelingen wollte, übersprang er. Das gereinigte Gedicht übersandte er dem Herzog. Der Entwurf ist erhalten und vor der Veröffentlichung von Herder genau durchgenommen worden. Vgl. Goethe-Jahrbuch VII, 267—273. Die weimarische Ausgabe brachte es Bd. II, 141—147, aber entstellt durch zwei vom Dichter vermiedene Anapäste, die man gegen ihn verbrochen hatte. Erst in der dritten Ausgabe war das Gedicht an der Spitze der Abtheilung An Personen erschienen, wo es auch in der Ausgabe letzter Hand blieb. Die Ausgabe in vierzig Bänden wies ihm die jetzige Stelle an.

Einen bedeutenden Umschwung hatte schon die vom Herzog im Herbst 1779 in Begleitung Goethes unternommene Schweizerreise auf den von unruhiger Thatkraft getriebenen stürmisch glühenden Fürsten geübt, womit dieser sein Mentor „nach seiner

Herzoglichkeit" sehr zufrieden sein konnte. Noch bedeutender war der Einfluß, den die endlich am 3. Februar 1783 erfolgte Geburt eines Erbprinzen auf Karl August übte. „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen", vertraut Goethe am 16. Juni seiner innigsten Freundin; „es klärt sich vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen andere wohlthätiger werden." Zu dieser die schönsten Hoffnungen erregenden Lebensentwicklung dem geliebten Fürsten, von dem das Wohl des Landes und auch sein eigenes volles Glück abhing, an seinem diesmaligen Geburtstage Glück zu wünschen fühlte sich der Dichter gedrungen, wobei er sich gestatten durfte, der verworrenen Sturm- und Drangzeit zu gedenken, aus der ihre tüchtige Natur sie beide glücklich gerettet. Als Eckermann im Oktober 1828, einige Monate nach dem Tode des Großherzogs Karl August, die Rede auf unser Gedicht brachte, worin dieser ihm nach dem Leben gezeichnet zu sein scheine, bemerkte Goethe: „Er war damals sehr jung, doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gährung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcejagden über Hecken, Gräben und durch Flüsse und bergauf bergein sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel campiren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogthum geerbt zu haben war ihm nichts, aber hätte er sich eines erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen. Das ilmenauer Gedicht enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unter-

haltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene*) vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte (35—58). Knebel**), dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergetzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging (59—68). Seckendorf***), der schlanke mit den langen, feinen Gliedern, hatte sich behaglich

---

*) Zuerst erscheint diese dem außer sich geschauten Beobachter so schauerlich, daß er das Gefolge des wilden Jägers oder Zwerggeister in ihnen vermuthet. Als er ihnen näher tritt, vergleicht er sie mit Zigeunern, die man, wie im Französischen, Aegyptier nannte, und mit den im Ardenner Wald lebenden vornehmen Herren in Shakespeares Wie es euch gefällt, denen sie durch den bei aller Rohheit sich verrathenden Geist sehr ähnlich scheinen. Auf den Gliederbau geht 71 feingestalt, gebildet wie ungestalt.

**) Der Major K. L. von Knebel, fast fünf Jahre älter als Goethe, war Erzieher des Prinzen Constantin, mit dem er in Tiefurt bei Weimar wohnte. Friedrich der Große hatte dessen Vater geadelt; ein Vorfahre war seines Glaubens wegen 1572 zu Antwerpen verbrannt worden. In seinen Erzählungen scheint er damals gern fremde Mundarten nachgeahmt zu haben. Goethes Ausdruck aus altem Heldenstamme kann natürlich nur bezeichnen sollen, daß man ihm seine Heldenhaftigkeit ansah. Daß Knebel gern „mit ernstem Gesicht barbarisch laut in fremder Mundart gesprochen“, können wir freilich sonst nicht nachweisen.

***) Der Kammerherr Karl Sigmund von Seckendorf, wenige Tage älter als Knebel, ein feiner Hofmann, war bei den Aufführungen des herzoglichen Theaters als rascher und gefälliger Komponist, gewandter Dichter und Schauspieler bei der Hand; durch manche glücklich gesetzte Lieder hatte er sich einen Namen gemacht.

am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches (69—76).*) Abseits, in einer ähnlichen kleinen Hütte, lag der Herzog im tiefen Schlaf (77—83). Ich selber saß davor**), bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet (84—155). Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht in diesem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres: „Der Vorwitz u. s. w. "(139—151).***) So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben. Doch aus dieser Sturm- und Drangperiode hatte sich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, so daß ich ihn zu seinem Geburtstage im Jahre 1783 an diese Gestalt seiner frühern Jahre sehr wohl erinnern mochte." Wir sind heute über die ersten weimarer Jahre Goethes durch dessen Tagebücher so genau unterrichtet, daß wir fragen können, in welche Zeit die

*) v. Loeper hatte sich eingebildet, der zuerst gezeichnete Jagdgenosse sei der Oberstallmeister von Stein, der Gatte von Goethes Freundin. Blume hat gewagt (in der „Chronik des Wiener Goethevereins" 1890, Nr. 5), an Stelle Knebel, des Herzogs vertrautesten Jugendfreund, Oberforstmeister v. Wedel zu setzen. Unabhängig von ihm hat Fielitz im Osterprogramm 1793 des Gymnasiums zu Pleß nach eingehender Begründung als die beiden Jagdgenossen des Herzogs Wedel und Knebel bezeichnet, ohne zu beachten, daß Goethe ursprünglich neben den beiden genau beschriebenen, auch noch andere Genossen hatte vorführen wollen. Wie wenig die Verdächtigungen von Blume und Fielitz begründet und wie trefflich beide Zug für Zug im lebendigsten Gegensatze zu einander ausgeführt sind, habe ich a. a. O. S. 85—91 zu zeigen gesucht.

**) Vielmehr (85) weiter abseits. Der Sprechende ist der Dichter, welcher sich im folgenden als eine ihm fremde Person schildert, da er damals ein ganz anderer war.

***) Jedenfalls waren auch Einsiedel, Trebra und Wedekind Jagdgenossen.

bezeichnete Episode falle. Da zeigt sich nur eine Nacht, die Goethe mit dem Herzog nach der Jagd im Freien verlebte. Das Tagebuch schreibt unter dem 28. Juli 1776: „Abends Pirschen auf dem Gabelbach (bei Ilmenau). Nachts bei den Köhlern." Daß Knebel und Seckendorf dabei gewesen, wird freilich nicht erwähnt. Jedenfalls hat Goethe die im Gedächtniß fehlenden Züge frei ausgeführt, wie er dies bei Gedichten immer that.

Das einsame Bergstädtchen Ilmenau mit den es umgebenden Bergen und Wäldern war nicht allein Zeuge ihrer Jagden und ihres tollen Treibens, sondern auch ihrer gemeinsamen Thätigkeit für die Wiederherstellung des zu Grunde gegangenen Bergbaues, wodurch man den ganz verkommenen Einwohnern, die vom Berg-, Wald- und geringen Ackerbau sich nährten, wieder aufzuhelfen hoffte. Gleich im ersten Jahre der Regierung von Karl August ward eine Bergwerkskommission niedergesetzt, deren außerordentlich thätiges Mitglied Goethe war. Nach den vielfachsten Bemühungen war man im Jahre 1782 so weit fortgeschritten, daß man im Anfange des nächsten den neuen Johannisschacht eröffnen zu können hoffte, was auch gelang. Wie wunderbar mußte ihm am 3. September, dem Geburtstage des Herzogs (er hatte die Nacht einsam in dem Bretterhäuschen auf dem Kickelhahn, dem höchsten Gipfel der ilmenauer Berge (vgl. zu Lied 80), zugebracht), der Morgen aufgehn in dem ihm seit sieben Jahren vertraut gewordenen Haine, wo alles so herrlich frisch ihm entgegentrat! Herzlich begrüßt er das Thal, worein er herunterblickt, und den Hain*), der heute, an dem so freu-

*) Nicht der Bäume gedenkt er, sondern der schwer mit Blättern behangenen Aeste über seinem Haupte. Erst 25 werden die hohen Tannen genannnt. — Luft und Balsam, dichterisch für balsamische Luft.

digen Tage, ihn freundlich aufnehmen und frisch erquicken möge (1—6). So oft ist er in diesen Jahren unter mancherlei Bedrängnissen zum Bergstädtchen gekommen; heute möge der Berg ihm die Aussicht in ein neues Leben eröffnen, was er durch seine stete eifrige Sorge um den dortigen Bergbau wohl verdient habe (7—12). Vergessen möchte er heute (hier wendet sich die Anrede neben dem Berge auch wieder zum Haine) alle Noth der Gegend (er nennt den Landmann, der noch durch die Hegung des Wildes so großen Schaden leidet*), den Bergknappen und den Köhler, denen der Lebensunterhalt so schwer wird), und, durch die frische Umgebung, wie so oft, ganz hergestellt, ein neues Leben genießen (13—20). Sofort fühlt er sich wohl und dichterisch angeweht (21 f.). Hier in der Einsamkeit athmet er so gern den frischen Duft der Natur. Das Rauschen der Tannen und der Wasserfall erfreuen sein Ohr (23—26).**) — Nach her=

---

*) Man vergleiche hierzu Goethes herrlichen Brief an den Herzog vom 26. Dezember 1784.

**) Diese Träume, daß es hier besser gehn, die drückende Noth schwinden werde. Ungehörig scheint es mir, den Traum auf ein neues Leben des Herzogs zu beziehen. — Schmeicheln, thun wohl. — Locken alte Reime, laden mich zur Dichtung ein. Der einfache Ausdruck ist so bezeichnend, daß ich mich wundern muß, wie Hildebrand hier bei allem eine Beziehung auf ein bestimmtes früheres Gedicht hat sehn können. Hildebrand meint, die Worte könnten nur heißen „sie winken oder rufen alte Reime herbei", was bedeuten solle, veranlassen mich etwas früher Gedichtetes, was ich früher nicht verwenden konnte, in mein jetziges Gedicht aufzunehmen, und die alten Reime seien die Charakterbilder Knebels, Seckendorfs und des Herzogs (56—155). Diese Zusammenstellung scheint mir ebenso unannehmbar als die Behauptung, daß er in seinen Glückwunsch ein früheres unvollendetes Gedicht eingeflickt habe! Auch Suphan stolperte über die alten Reime; er suchte sie in den Versen Dem Schicksal. Vgl.

nieder 26 fehlt in der Handschrift jedes Satzzeichen. Es muß Punkt, nicht Semikolon stehn. — Hildebrand bemerkt: „Der thüringer Wald ist arm an Wasserfällen, in der hier in Frage kommenden Gegend gibt es aber nur einen. Das ist im Hintergrund des Schortethales, das dem Ilmthal zwischen Kammerberg und Stützerbach parallel verläuft; da bricht der Bach, die Schorte, der Quelle sehr nahe, zwischen einer Felsenenge hindurch als kleiner Wasserfall; man nennt es das finstere Loch. Davor ist eine Breite gelagert, die ursprünglich dem Holzflößen diente, hier aber offenbar der Schauplatz des Jagdstückes ist. Ganz nahe auf der Höhe liegt der Auerhahn, ein Gasthaus, von dem aus der beste Zugang dorthin ist." Wie lieb auch R. Hildebrand mir immer bleiben wird, hier muß ich entschieden behaupten: dem Dichter schwebte eben kein besonderer Wasserfall vor, er nimmt ihn an, wo er ihn braucht; so auch unten 85, wo unmöglich derselbe Wasserfall anzunehmen ist. Die ganze Oertlichkeit, die dem Dichter in der geisterhaften Dunkelheit unbekannt scheint, ist so, wie der Dichter sie braucht, nicht, wie er sie in Wirklichkeit kannte.

Mitten in diesem Genuß sieht er den ganzen Berg auf einmal mit einer Nebelwolke umzogen (27 f.), in welcher ihm die folgende Vision (—155) traumartig erscheint; es ist ein Bild einer einst nach einer Jagd auf diesen Gebirgshöhen mit dem Herzog und vielen Genossen verlebten Nacht. In dem finstern ihm unbekannt scheinenden Wald, welchen nur der Sterne liebe-

---

zu Lied 83. — Wie bad' ich mich. Faust sagt beim Mondschein in seinem Museum: „Ach könnt' ich doch auf Bergeshöhn . . . in deinem Thau gesund mich baden!"

voller Blick erhellt, hat er den Pfad verloren (29 f.). Da glaubt er in der Nähe eines Felsen abwechselnde Stimmen zu vernehmen*), denen er folgt, um zu sehn, wer sich dort befinde (31—34).**) Hier tritt nun die von Goethe selbst (vgl. oben S. 21 ff.) gegen Eckermann erklärte Stelle 35—85 ein.***) Der Dichter fragt die Gestalt, welche vor der (im Gegensatz zu 36, wenn auch leicht gezimmerten) Hütte, wo der Herzog, schon vom Schlaf überwältigt, ruht, gedankenvoll sitzt, freundlich an, warum sie so fern von den Genossen weile. Mit einem Sprunge versetzt uns der Dichter gleich zu dem Wärter vor der Hütte. In dessen Anrede (86—91) tritt uns gerade die äußere Erscheinung, wenn auch nicht die Person selbst, wie eben bei Knebel und Seckendorf, anschaulich entgegen. Die Erwiderung (92—155) spricht Goethes eigene Beurtheilung und besonders seine Ansicht vom Herzoge bezeichnend aus. Wie sehr er, besonders seit 1777, Betrachtungen über sich selbst seine Stellung zu dem Herzog nachhing, zeigen die Tagebücher. Er selbst nannte sich davon launig den weisen Mambres. Zunächst weist er die Neugier des

*) 31. Seltne, im Dunkel der einsamen Nacht auffallende.

**) Suphan rühmt, durch die nach der Schilderung des zweiten Genossen gelassene Lücke, habe der Werth von Ilmenau nicht verloren: wir glauben dagegen, die Harmonie der einzelnen Glieder und die Dichtung selbst würden gewonnen haben, hätte der zum Durchziehen geneigte bittere Einsiedel und der lustige, schlagfertige Webel als zweites Paar den Kreis der Jagdgenossen erweitert.

***) Verwundert beschreibt er, was er beim Nähertreten sieht, und weiß nicht, wofür er die Gestalten halten solle. — 43. Sagt, obgleich er allein ist, wie man in diesem Falle auch seht braucht. — Der Jäger wildes Geisterheer, der sogenannte wilde Jäger. — Gnomen, der kleinen Waldleute. — Der Aegyptier, gangbarer Name der Zigeuner. Vgl. S. 22*. — Im Ardenner Wald, nach Shakespeares Wie es euch gefällt.

Fragenden (seine Freundlichkeit, seinen guten Willen) zurück, da er sein Leid in sich tragen müsse, nach dem Spruche „Leid' und schweig'" (—97), dann aber erklärt er, nicht sagen zu können, wer er sei, nur so viel verräth er, daß er hier, wo er nicht heimisch sei, durch Freundschaft festgehalten werde (—101). Sodann klagt er sich an, daß er durch seine Schriften beim besten Willen geschadet, eine Glut angefacht habe, die er jetzt verdammen müsse (—113).*) Durch seinen Götz habe er wilden Freiheitsdrang entflammt**), aber freilich auch hohen Dichterruhm sich erworben (—117). Bei der Menschen schöner Gunst schwebt ihm besonders die höchste vor, die Freundschaft des Herzogs (101), der ihn auch nach Weimar gezogen und ihn nach manchem Kampf dazu gebracht, als Freund in den Staatsdienst

*) Wer dem Drange seiner Natur folgt, kann nicht die Folgen seines Wirkens bedenken. Selbst der weise Prometheus, der mit der Himmelsglut seine Geschöpfe zu Göttern machen wollte, mußte erfahren, daß er nur irdisches Leben damit einflößen konnte. So hat auch seine reine Begeisterung eine unreine, verheerende Flamme entzündet. Das gestehe ich jetzt zu meinem Schmerze ein. Aber wenn ich auch die bösen Folgen bedaure, meine Absicht war gut.

**) Auffallend ist, daß auf Muth und Freiheit noch Redlichkeit und Freiheit folgt, wogegen wir eine Haupteigenschaft des Götz, seine im Schauspiel stark betonte Treue, Treuherzigkeit vermissen. Statt des zweiten Freiheit ist wohl Treue herzustellen. Das wiederholte Freiheit muß ein Schreibfehler sein. Alle Versuche, Freiheit zu halten, z. B. es an zweiter Stelle als Freimuth zu fassen, helfen nicht. Auch paßt dazu das nachfolgende sonder Zwang nicht, was bei Treue treffend darauf hindeutet, daß sie allen Versuchen, den Mann zum Treubruch zu reizen, tapfer widersteht. Als dritte Tugend werden „Stolz auf sich selbst und heiteres Behagen" genannt. Man hat freilich Stolz am Anfang des Verses als Beiwort fassen wollen und sich deshalb auf das Komma nach selbst berufen, das der erste Abdruck des Entwurfs hat, aber der weimarische Herausgeber kennt dieses Komma nicht, und die letzten Worte schleppen dann unerträglich nach.

zu treten. Nur so erklärt sich der springende Uebergang zur Klage Doch ach (118), daß ihm die leidige, aber zu seinem Amt nöthige Kunst, sich zu verstellen versagt sei. In seinem Tagebuch klagt er, daß er nicht zu einem politischen Menschen, daß er nicht zur Welt geschaffen, daß er allgemein verkannt sei, daß man ihn für einen hinterhaltigen Menschen halte, für einen ehrgeizigen Günstling. So fühlte er sich denn durch das Vertrauen des Herzogs erhoben und zugleich durch das Bewußtsein, seiner Stelle nicht ganz zu genügen, gedrückt, unschuldig, da er sich nicht in den Staatsdienst gedrängt, und gestraft, da man ihn für einen ehrsüchtigen Günstling hält, schuldig, weil er seiner Stellung nicht genügt, beglückt, durch die Freundschaft Karl Augusts (—127).*)

Mit 122 geht er auf den Herzog über, der seine herzlichste Sorge, sein höchstes Glück und sein höchstes Leid sei (131). Seine „Herzoglichkeit" steht seiner natürlichen schön menschlichen Entwicklung entgegen, und er muß die rechte Bahn, die er freilich schon ahnt, erst durch manchen Kampf mit sich selbst gewinnen.**) Man vergleiche Lied 83 und Goethes Aeußerung an Lavater aus dem Jahre 1780: „Die Fesseln, an welchen uns die Geister führen, liegen dem Herzog an einigen Gliedern

---

*) Im Entwurf stand Unschuldig und gestraft und schuldig und beglückt. Das im ersten Druck beginnende Und schuldig ist weiter nichts als Druckfehler, wenigstens sehe ich keinen Grund, der Goethe zu einer solchen Aenderung hätte bestimmen können, die vielmehr durch das anhebende und anstößig ist.

**) Eng heißt das Schicksal, weil es im engen Kreise, in dem er lebt, ihm keine volle Beurtheilung des Lebens gestattet. — Mit sich. Goethe sagt einmal 1779 im Tagebuch von sich, er habe außer sich fast gar keine Hinderung mehr, leide in sich noch von vielen Zauberschatten, falschen Vorstellungen.

gar zu enge an, da er an andern die schönste Freiheit hat. Herrschaft wird niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer." Kein Zuspruch kann hier helfen (ihm volle Klarheit geben und sein Ungestüm mäßigen)*); er muß und wird aus eigener Seele die volle Entwicklung gewinnen (132—137). Sehr schön wird der letztere Gedanke an die Entwicklung der Raupe angeknüpft. Vgl. die herrliche Stelle im Tasso V, 3: „Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen u. s. w." Mit den Jahren erst wird er zur richtigen Anwendung seiner Kraft gelangen. Noch hat er die Leidenschaft für den Irrthum, noch lockt ihn jede Gefahr, noch wird er von ungestümer Unruhe zu den verschiedensten Kraftübungen hingetrieben, und er müht sich gewaltsam ab, ohne innerliche Befriedigung zu empfinden (138—147).**) Von der mit dem Herzog unternommenen Schweizerreise (im Spätherbst 1779) aus schreibt Goethe an Frau von Stein, es habe dieser die böse Art, den Speck zu spicken, und wenn man mit Müh' und Gefahr auf dem Gipfel eines Berges sei, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh' und Gefahr zu suchen. Ein Jahr später bemerkt er, dieser habe bei seinem vielen Verstande vorsätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten und, wenn er von Hause sei, wehten ihn wie gewisse Geister des Irrthums an.

---

*) Gesang, von der Beschwörung, wie im Lateinischen cantus, carmen.

**) Bei 142—145 schwebt die Stelle des schon im Götz benutzten Theuerdank vor, wo die Hauptleute Fürwittig, Unfalle und Neydelhart dem kühnen Bergsteiger nach dem Leben trachten. Hier wird auch der Fürwitzig, der wieder in die Weite treibe, die Verachtung jeder Gefahr hervorgehoben („kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal"), der lauernde Unfall ihm zur Begleitung gegeben und der Sturz in den Arm der Qual als Folge bezeichnet.

Im März 1781 äußerte er: „Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, und doch wills nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, ehe man sichs versieht, wieder hervor. Das größte Uebel hab' ich auch bemerkt. So passionirt er fürs Gute und Rechte ist, so wirds ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch, wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen." Mit 148 springt der Goethe unserer Vision auf die Gegenwart über, wo er eben wieder düster, wild trotz des heitern Tages und unbändig, ohne froh zu sein, sich herumgetrieben habe. Davon ermüdet, „an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen", ruhe er eben, wie er es liebte, auf hartem Lager aus, während er selbst hier still sitze und zu den Sternen schaue, er, halb wach und halb in schwerem, ängstlichem Traume über des Herzogs Zukunft, sich kaum dieses Traumes, dieser bangen Sorge erwehren könne.*)

Die Vision hat in der Dunkelheit stattgefunden. Es folgt eine durch Horizontalstriche angedeutete Pause. Er hat erkannt, daß ein Traum ihn geblendet und die Götter geben ihm die Kraft, ihn zu verscheuchen. Er spricht das Entzauberungswort. Erst nach einer neuen Pause, in welcher er frei um sich geschaut und sich überzeugt hat, daß die Schatten zu schwinden begonnen, dankt er den Göttern, daß sie ihm die Kraft gegeben, das wüste Gesicht zu vertreiben, das sie ihm gesandt (V. 156—165).

---

*) Im Entwurf steht 146—157 keine Satzzeichnung als Komma nach 151. Herder setzte auch Komma nach 147, Semikolon nach 149, Kolon nach 151; jedes Zeichen fehlt nach 153, wo Gedankenstrich stehn sollte zur Andeutung des Anschlusses des Gegensatzes zu 150—153.

Der Dichter schaut wieder frei um sich, und so ruft er dem Traume, der ihn umfangen hält, er möge schwinden, freut sich der schönen Wirklichkeit im Gegensatz zu der trüben Erscheinung, die nur ein Gebilde seiner Vorstellung gewesen, das mit seinem Erwachen entflohen ist. Sein Dank gilt den Göttern, die ihm die Macht verliehen, daß auf sein Wort das Dunkel schwinde; sie sind es, die ihn heute hierher geführt, um den Geburtstag des Herzogs würdig zu feiern, und so verdankt er ihnen den herrlichen Blick, der ihn jetzt erfreut, was freilich, wie das Verschwinden des Nebels auf sein Wort, nur sehr uneigentlich der Fall ist. Die Freude über die jetzt vor ihm sich entfaltende Aussicht läßt ihn die Gunst der Götter feiern, denen er es verdankt, daß ein neues Leben, im Gegensatz zu dem in der Vision geschauten, schon längst begonnen hat.

Ilmenau schaut er schon ganz erneuert, wie einem nach langer Reise die Heimat neu erscheint.*) Alle Gewerbe und Thätigkeiten sind in frischem Schwung; die Weber stehn wieder in voller Arbeit**), bald wird der neu aufgenommene Bergbau

---

*) Neben dem Versschluß „Und o, wie dank' ich euch!" hatte Herder gefragt „Wem?" Goethe erwiderte darauf mit der Aenderung: „Wie dank' ich Musen euch". Aber diese wirklich beim ersten Druck aufgenommene Fassung ist verfehlt. Es ist dies nicht der einzige Fall, wo der Ausruf Götter! fehlt. Vgl. Iphigenie III, 1, 290. 117. Stella am Ende. Tagebuch vom 10. Januar 1779. Die Musen haben hier nichts zu thun, ebensowenig die von Suphan herangezogenen Geister des Hains, besonders da die Anrede der Götter 164 folgt. — 159—160. Die Satzzeichnung ist hier nachlässig und die Angabe derselben widersprechend. — 165 hatte Goethe handschriftlich mir die statt eine verbessert. Suphan läßt sonderbar den Dichter sagen, reisen bringe uns erst zum Bewußtsein, was wir an uns selber und unserer Thätigkeit im Vaterland besitzen.

**) Rasch ist der Webstuhl im Gegensatz zum langsamen Spinnen auf

in Blüte stehn, auch eine geregelte Rechtspflege die sittlichen Zustände heben*) (166—175). So glücklich, wie er Ilmenau schon jetzt voraus schaut, möge auch das Leben des Herzogs sein (176 f.). Dieser kennt die Pflichten seines Standes, er weiß, daß er als Fürst sich beschränken, manches entbehren muß (178—183). Daß eine solche Beschränkung schwer und nur allmählich erlangt werde, bleibt nicht unangedeutet. So möge er denn in weiser, allseitiger, unablässiger Sorge für sein Land wirken (der Dichter bedient sich des biblischen Bildes Matth. 13, 4 ff.), im Vertrauen, daß die gute Saat aufgehn werde, diesem, ihm selbst und den Seinen zum Segen. Ehre dem Dichter, der in dieser Weise seinen Fürsten zu beglückwünschen wagte, Ehre dem Fürsten, der bei reiferer Lebensführung sich so an seine ungestümen, drangvollen Jugendjahre erinnern und zur strengsten Erfüllung seiner Pflichten mahnen ließ. Die Sprache der Dichtung fließt klangvoll und rein; man fühlt den Herzschlag des Dichters. Das Gedicht ist in fünffüßigen männlich oder weiblich auslautenden reinen Jamben, wie verm. Ged. 65, geschrieben**); unter den 191 Versen sind 28 sechsfüßig, von 66 an 35 vierfüßige, und

---

dem Rocken; die Raschheit der Arbeit wird dem Webstuhl selbst beigelegt. Unnöthig ist Abekens Vermuthung r a s c h e r S p u l e.

*) Nur so können 174 f. verstanden werden. Seit Ilmenau so heruntergekommen war, hatte auch die Rechtlichkeit sehr gelitten, aber zugleich war die Rechtspflege zu schlaff gewesen. „Es wird der Trug entdeckt" deutet offenbar auf einen frühern Zustand, wo der Verbrecher sich leicht der Strafe entziehen konnte.

**) Nur in 49 und 51 ist durch Nachlässigkeit ein Anapäst gekommen, von denen der Entwurf noch ganz rein war. Der weimarische Herausgeber muß es für möglich gehalten haben, daß Goethe ohne jeden Grund an zwei Stellen den sonst rein gehaltenen Vers durch Anapäste muthwillig entstellt habe.

zwar von letztern mehrfach zwei, einmal vier hintereinander.*) Wie hierin, so hat sich der Dichter auch in der Reimform große Freiheit gestattet: bald reimen die Verse verschränkt, bald unmittelbar aufeinander; zweimal finden wir drei Reime (77 ff. 86 ff.), einmal (88) fehlt der Reim.

4—6. Drei Oden an meinen Freund Behrisch.

Goethe hatte diese im Anfange des Jahres 1818 von einem Schwager von Behrisch angekauften unreifen Jugendoden**) von der Ausgabe letzter Hand ausgeschlossen; auch in den nachgelassenen Schriften fanden sie vorab keine Aufnahme, erst die Quartausgabe brachte sie am Anfange der von ihr gemachten Abtheilung Oden mit der Aufschrift An meinen Freund und der Jahreszahl 1767; ihre jetzige wunderliche Stelle nach dem herrlichen ilmenauer Gedichte erhielten sie in der vierzigbändigen Ausgabe.***) Der elf Jahre ältere leipziger Freund Goethes,

*) Wo dem Dichter weiter die Macht blieb, zwischen den vollen und zusammengezogenen Formen des Zeitworts, wie bei lebt, kennt, kriecht, gönnt, grünt, verlierst, gestellt, gedrückt, bedeckt und den auf et zu wählen, entschied er sich nach Gefallen. Einmal findet sich der Reim ziehen fliehen, auch Landes Standes. 7—12 beginnen und schließen mit vollen Formen. 13—20 lauten alle Verse männlich aus, obgleich unvertrauet bauet, suchet fluchet, verdienet grünet, verlierest schürest nahe lagen. Hierin wechselt er so frei wie in der Reimverschlingung.

**) Vgl. meine Sammlung Zur deutschen Literatur und Geschichte II, 160 f.

***) Die Abweichungen dieser Ausgabe, die auch die falsche Form Berisch gibt, 1 Str. 9, 2 schaurend, 4, 1 Raupen statt Raupe, 2 Str. 3, 3 Mörderhölle statt Mörderhülle (die Mörder verbergend), 3 Str. 9, 3 fliehen statt fliehn, 11, 3 Jahres statt Jahrs, sind unberechtigt.

der Hofmeister Ernst Wolfgang Behrisch ist aus dem zweiten Buche von Wahrheit und Dichtung als drolliger Kauz bekannt genug. Wir haben hier vierversige Strophen freier reimloser jambisch-anapästischer Verse.*)

In allen drei Oden wird ein bildlicher Ausdruck weit ausgeführt; diese freilich zeigen lebendig gestaltende Einbildungskraft, auch frühe Gewalt über die Sprache, aber das Haschen nach Wirkung und bis zur Dunkelheit gespannte und geschraubte Uebertreibung wirken nicht vortheilhaft. Die beiden ersten haben das Bild zum Mittelpunkt, in der ersten Ode von derselben sehr kurzen einleitenden und abschließenden Anrede eingefaßt, während die dritte die Verzweiflung bitter ausprägt, daß der edle Freund an solchem Orte des Neides und der Hinterlist nicht bleiben darf, den zu verlassen auch er selbst sich sehnen müsse, für den die Trennung von Behrisch der Tod ist. Die erste Ode vergleicht den von Neid und Verleumdung verfolgten Freund mit einem im Herbste von Spinngeweben entstellten Baume; in der zweiten wird Leipzig als böser Sumpf voll gefährlicher Thiere dargestellt, die wieder auf Neid und Verleumdung deuten; in der dritten führen drei Strophen den Vergleich des Neides mit einem fürchterlichen Raubthiere aus. Alle drei beziehen sich auf das Scheiden vom Freunde, dem Graf H. G. von Lindenau die Hofmeisterstelle bei seinem Sohne genommen, weil ihm manches Nachtheilige über ihn, wozu auch der Umgang mit

---

†) In den vierfüßigen Strophen wechseln ein- und zweisilbige Senkungen ganz frei. So lauten Verse Klagt der lustigen Spinnerin, Aber die Vielkünstliche, Fliehe dieses Land, Dampfende Oktobernebel, Ihr Orangeduft, Elendtragenden Arm, Mörderhülle, Gebärort. Die Längen werden oft gekürzt, wie in Jahrs, luchs, frei.

Goethe gehörte, zugetragen worden war, doch hatte dieser bereits durch Gellerts Empfehlung einen Ruf als prinzlicher Erzieher nach Dessau erhalten. Die erste Ode bezeichnet Dessau, wohin er, gewiß nicht ohne Schmerz, Leipzig verlassen zu müssen, sich begeben sollte, als einen glücklichern Ort, wobei er sofort mit dem Vergleiche des Baumes beginnt, der jetzt, wo es noch Zeit, verpflanzt werden müsse. Auffällt, daß die Raupe im Frühling und Herbst dem Baume nichts anhaben kann, und deshalb im Herbste ihn durch die Spinne entstellen läßt; auch hat die Verleumdung dem Freunde ja längst vor seiner Entfernung geschadet. Nicht weniger anstößig ist, daß von demselben Baum das Mädchen den Brautkranz, der Jüngling Früchte hofft (Str. 5 und 6). Die zweite Ode hebt den Gegensatz des ehrlichen Mannes zu diesem für ihn gefährlichen Orte hervor. Nach den schädlichen Insekten wird der den Tag über am Ufer liegenden Giftschlange und der in der Nacht sich fern vom Ufer versammelnden Kröten gedacht, die freilich nur schrecken können, wogegen die Schädlichkeit der Schlange durch flammengezüngt*) sonderbar bezeichnet wird. Die dritte Ode, welche allein den Freund mit Namen nennt (die zweite redet ihn bloß unbestimmt, die erste gar nicht an), beginnt mit der pessimistischen Mahnung, gefühllos zu sein, da der Verlust aller Güter uns drohe. Die Erwähnung des Freundes, der sein Elend mittrage (Str. 3, 3 f.), läßt den Dichter ohne Uebergang des bösen Neides gedenken, der den Freund ihm entreiße (Str. 4—6), worauf er verzweifelnd diese Trennung ohne Hoffnung des

---

*) Flamme soll auf das überreizende und dann zerstörende Schlangengift gehn. Daß die Zunge das Gift ausstoße und verwunde, beruht auf dem Volksglauben.

Wiedersehens als Tod bezeichnet (Str. 7). Dann aber beruhigt er des Freundes Schmerz über sein Scheiden von ihm (Str. 8), das er ruhig ertragen müsse, da er selbst diesen nicht an dem traurigen Orte zurückhalten dürfe, ja der Gedanke, daß Behrisch an einem glücklichern Orte lebe, werde ihn erfreuen, der noch bleiben müsse (Str. 9 f.). Aber auch für ihn werden die leipziger Jahre zu Ende gehn, diese im Fluge vorüber sein. Schon sieht er das letzte eben begonnene Jahr sich um die von der schnellen Umdrehung glühende Achse bewegen. Horaz nennt so die Räder fervidae. Unser Gedicht fällt spätestens in den Oktober. Behrisch verließ Leipzig am 13. Mit der Verzweiflung des Dichters in Leipzig war es nicht so arg, wie tief ihn auch der Schmerz ergriff, daß Verleumdung den treuen Freund von seiner Seite riß. An ergreifendem Gefühle fehlt es unserm Gedicht eben so sehr, wie der düstern Verzweiflungsode über die Abreise des Dichters Zachariä, der im Sommer 1766 an dem leipziger Wirthstische bei Schönkopf sich betheiligt hatte. Es war dies nur ein Raptus, in den er sich phantasirt hatte.

7. 8. **Elysium. Pilgers Morgenlied.**

Von anderer Art sind diese beiden romantisch-sentimentalischen Ergießungen, zuerst in den Briefen an und von J. H. Merck (1838) abgedruckt und aus ihnen zwei Jahre später in die vierzigbändige Ausgabe aufgenommen, wo aber die vor jede Strophe gehörenden Verse „Uns gaben — Elysium" ganz ungehörig nur einmal stehen.*) Erst aus dem 1857 gedruckten

*) Schreibfehler waren im ersten Gedicht: 1 geben, 26 versiegelt, 27 den, 37 auf meinem Felsen, im zweiten: 2 ein (statt um), 3 zum irrig zum folgenden Verse gezogen, 11 Du den.

Briefe von Karoline Flachsland an ihren Verliebten Herder vom 25. Mai 1772 (Aus Herders Nachlaß III, 252), ergab sich, daß erstere sich auf den Besuch bezieht, den Goethe und Merck Ostern 1772 in Hessen Homburg machten, wo damals die Hofdame Henriette von Roussillon ihre Freundin Luise von Ziegler besuchte. Merck feierte beide unter den dichterisch beigelegten Namen Uranie und Lila. Beider Bekanntschaft hatte Goethe schon früher zu Darmstadt bei Merck gemacht, der sein wahrer Seelenfreund geworden. Dieser fühlte sich auch zu der schwärmerischen Lila hingezogen. Ein Esthländer, Herr von Reutern, den Goethe von Leipzig und Straßburg her kannte, hatte sich anfangs 1770 als erster Herzensfreund ihr genähert. Ihre spätere besondere Freundin Karoline Flachsland schreibt von ihr: „Sie liebte sein empfindungsvolles, freundschaftliches Herz, mit dem er ihr von einem verstorbenen Freund und seiner noch lebenden Mutter erzählte, und so kam Sympathie und Liebe zusammen; sie trennten sich, unbestätigt und ungewiß, und — er schreibt nicht an sie, um, wie er in einem Briefe an ihre Freundin gesagt, ihre Ruhe nicht zu stören. Jetzt, und schon seit guter Zeit, ist meine arme Lila wieder ruhig.“ Das „Engelsmädchen“ sei Goethe nicht gleichgültig, meinte Karoline; leider sei er nicht von Adel, sonst wünschte sie, daß er ihre Lila vom Hofe, wo sie auf die unverantwortlichste Weise verkannt werde, wegnähme. Auch an der Roussillon nahm Goethe lebhaften, ja noch tiefern Antheil, wie sich aus den nach ihrem Begräbnisse, den 23. April 1773, an Lottens Gatten geschriebenen Zeilen ergibt. Goethe sandte beide Gedichte aus Wetzlar, wohin er sich gleich nach der Rückkehr von Darmstadt begeben hatte, an Lila zum Austheilen. Karoline theilte sie an Herder mit.

Das erste Gedicht ist eine im Tone der empfindsamen Zeit gedichtete Rückerinnerung an den schönen Augenblick der ersten Bekanntschaft der Roussillon und ihrer Freundin, mit dem sehnsüchtigen Ausdruck des Bedauerns, daß ihm ein fortdauernder Umgang mit diesen versagt sei. Es besteht keineswegs aus zwei Theilen, wie Blume meint, von denen der erste das wirkliche Begegnen mit den Freundinnen beschreibe, sondern ist aus einem Stück, wenn es auch in der Seele aus der Erinnerung zu einer Vision wird. Die beiden von den drei ersten Strophen wiederholten Anfangsverse bezeichnen den glücklichen Augenblick ihrer Bekanntschaft als höchste Seligkeit, als Elysium, Götterglück.*) Die Szenen werden durch das dreifache ausrufende wie angefügt. — 3 ff. Wie du das erstemal — entgegentratest. Vgl. 8—13, wo gleichfalls Goethe der Fremdling ist. — 7 ff. Beim ersten Handdruck empfand er alle glücklichen Folgen der Verbindung voraus. — 2, 4. Der Freund ist Merck. Auch Lila sehnte sich nach seiner Umarmung**); aber Goethe wagte noch keinen Anspruch darauf. Er stand daneben, ohne sie um ihr Glück zu beneiden, dessen er nicht werth sei. — 3, 3—8. Erst auf dem gemeinsamen Spaziergang wurden sie so vertraut zusammen, daß sie an seine Treue glaubte, und Henriette ihm einen Kuß gestattete. Reichtest, wie Elegien II, 1, 26. Stille, ohne Wiederholung des Artikels dem nach

---

*) Blume irrt, wenn er meint, im zweiten Theil habe das Wort den Nebenbegriff des Schattenhaften, Erträumten, der besonders stark werden soll in seinem schmerzlichen Schlußausruf; früher finde sich davon keine Spur.

**) Rings (16) von der Gruppe der sich umarmenden Freundinnen; zuerst umfing er Uranien.

Goethes Gebrauch. Daß auch Lila ihm einen Kuß gestattet habe, ist nicht gemeint, sie hatte nur die Hand der Freundin gereicht; ihr Kuß war dem Schluß in eigenthümlicher Weise vorbehalten.

Mit Str. 4 kehrt er zur Roussillon (Uranien) zurück, die jetzt in Darmstadt im Bessunger Walde mit Freundinnen und Freunden den Bach hinabwandele, während er selbst einsam im fernen Wetzlar auf der Höhe den Sonnenuntergang schaute. Jetzt scheint er sich von allem Glück verschlagen; aber sofort fühlt er sich versetzt in der Vergangenheit goldene „Myrthenhaindämmerung"*) und unter den darmstädter Freundinnen sieht er Lila an Uraniens Hand. Aber er ist nicht der stürmische Liebhaber, sondern sittsam und scheu, wie es die romantische Minne vorschreibt. Schüchtern faßt er beide Hände**), bittend blickt er sie an, ihre Gunst erflehend, küßt beider Hände, ihre Blicke begegnen sich, beide schauen auf ihn zum Ausdruck der Gewährung. Zuerst gibt er Lila zu erkennen, daß er sie zu küssen verlange, worauf diese sich ihm nähert. Die Verehrung, womit sie dies thut, preßt ihr den Andachtsruf aus: „Himmlische Lippe!" Wankend naht sie, blickt auf ihn, sie seufzt, wankt nochmals und spricht freudig ihre Seligkeit unmittelbar vor dem Genusse der Seligkeit aus. Die Ausrufe Seligkeit — Gefühl! folgen unmittelbar auf einander. Die drei letzten Verse bilden eine abschließende neue Strophe.

Das Lied ist in reimlosen Strophen verschiedener Art und Länge geschrieben, die über Trochäen nicht hinausgehen. Solcher

---

*) Der Vergangenheit fehlt die Frische des vollen Sonnentages, aber aller liebliche Wiederschein des schönsten Tages erfreut ihn.

**) Schüchternen, mit der von Goethe genommenen Freiheit statt der ungebogenen Form. Vgl. 13, 32. 14, 89. Euphorien IV, 55 ff.

freien Verse hatte sich Goethe schon früher bedient. Zu den ersten gehört das längere Gespräch zwischen Wanderer und Frau, das vielfach verändert in den Gedichten unter Kunst 2 steht (der Wanderer). Unser Gedicht besteht aus 6 Strophen, von denen fünf alle beginnen mit zwei außer demselben wiederkehrenden Anfange Verse aus 7, 9, 8, 10, 17 und einem einzigen. In der ersten Strophe läßt sich alles bequem jambisch messen, nur 4 macht Schwierigkeit und 7 ist wohl als zwei Anapäste zu lesen. Die zweite Strophe zeigt jambisch-anapästischen Rhythmus; es sind neun lebhaft wechselnde Verse. Die dritte Strophe beginnt sicher trochäisch, der Schluß ist jambisch-anapästisch. Auch in der vierten und fünften wechseln jambische und trochäische Rythmen. Entschieden trochäisch sind viele, besonders am Schlusse. Seligkeit! Seligkeit! ist freier Ausruf, ebenso 63 Eines Kusses Gefühl (–⏑⏑–⏑⏑–). Die sechste Strophe hat nur einen eigenen Vers (–⏑–⏑⏑–⏑⏑–). Daß die Messung so oft zweifelhaft ist, darf nicht auffallen.

8. **Pilgers Morgenlied.**

An Lila.

Das Gedicht hatte Goethe von Wetzlar gleichzeitig mit 7 nach Darmstadt gesandt, um sie an die darmstädter Freunde auszutheilen; wie das vorige Gedicht allein an die Roussillon, so war dieses an ihre Freundin Ziegler gerichtet. Wann es geschrieben sei, läßt sich bestimmt nicht sagen, jedenfalls kurz nach dem vorigen Liede. Der Thurm ist der des weitsichtbaren weißen Homburger Schlosses, den die Hofdame bewohnte; schon mit Merck hatte er die schönen Anlagen des Landgrafen behaglich

besehen, wo sie auch freundlich von den Herrschaften empfangen wurden. Noch einmal, ehe Goethe auf den Willen des Vaters einige Zeit an das Reichskammergericht nach Wetzlar mußte, sah er die Ziegler in Darmstadt, wo er auch mit der Karoline und besonders Merck näher verkehrte. Die so weiche Lila, schmolz vor Goethes leicht entzündlicher Seele, und so mußte auch dieser in Wetzlar, als er von allen Freundinnen geschieden, sich einsam, öde und leer fühlte, von Sehnsucht zu der fernen Freundin sich hingetrieben fühlen. Da erinnert er sich ihres Thurmes, der so unerschüttert dagestanden, als er sie zum erstenmal gesehen und ihm unauslöschliches Feuer in die Seele geworfen. Und so wird es auch jetzt sein. Welche Gefahr ihm auch drohen mag, der schrecklichste, zischendste Nord mag mit tausend Schlangenzungen ihm ums Haupt wehen, er wird es beugen, wie kindische Zweige, die von der mütterlichen Gegenwart der Sonne verlassen sind. Er aber vertraut auf die ihn schützende Macht der Liebe (vgl. zu Lied 68). Ihre Glut läßt ihn dem Wetter die Stirn, Gefahren die Brust bieten; hat auch sein Herz viel gelitten, so hat doch die Liebe nicht umsonst Kraft ihm verliehen und freudigen Lebensmuth.

Die freien 23 Verse der ersten Strophe sind sämmtlich mit Ausnahme von 13 trochäisch, während in den 9 der zweiten auch jambische Rhythmen sich einmischen.

9. Mahomets Gesang.

Schon im April 1773 an Boie gesandt zur Aufnahme in den göttinger Musenalmanach, unter der Ueberschrift „Gesang als Wechselgesang“ zwischen Ali und Fatema (Maho-

mets Schwiegersohn und Tochter) unterzeichnet E. O.*) Ali singt 1—3. 8—12. 15—17. 22—27. 31 f. 42—46. 49—55. 60—64, das übrige Fatema, nur 33 f. die Worte: „Bruder! Bruder, nimm die Brüder mit!", 48 und die beiden Schlußverse beide zusammen. Als Goethe 1788 dieses 1773 gedichtete Bruchstück eines Dramas von der Ermordung des Propheten unter der Ueberschrift Mahomets Gesang, also von ihm allein gesungen, in die zweite Sammlung seiner Gedichte an zweiter Stelle, unmittelbar hinter dem Klaggesang (Balladen 31), aufnahm, war der Dialog aufgegeben und mehrere Veränderungen eingetreten. Schon in der 1778 angelegten Sammlung der Frau von Stein, welcher eine vom Dichter selbst gemachte Abschrift zu Grunde liegt, findet sich Mahomets Gesang fast ganz wie in der ersten Ausgabe. Herders Abschrift derselben hat sich später gefunden.**) Die zweite Ausgabe brachte

---

*) Derselbe Musenalmanach dieses Jahres hat andere Beiträge Goethes unter andern Chiffern gegeben.

**) Ursprünglich standen 15 mit festem, 16 Brüderquellen, 27 Schlangewandelnd, 29 f.: „Sich gesellschaftlich an ihn, | Und nun tritt er in die Ebne | Silberprangend", 33 Bächlein von Gebirgen, 37 ewigen, 38 mit weitverbreit'ten, 39 Unsrer, 41 sehnenden, 47 von Gebirgen, 53 f. „Triumphirt durch Königreiche; | Gibt Provinzen seinen Namen", 56 f.: „Doch ihn halten keine Städte, | Nicht der u. s. w.", 58 f. „Marmorhäuser, Monumente | Seiner Güte, seiner Macht", 63 f.: „Tausend Segel auf zum Himmel, | Seine Macht und Herrlichkeit." Mehrfach waren früher die Verse anders vertheilt. 7 bildete zwei Verse, deren letzter mit Im begann, 20 f. stand lebt von, 50 f. herrlicher noch in ersterm Verse; 34 bildete Bruder, 44 Hügel für sich einen Vers. Bei Frau von Stein machen 7 die Worte „Zwischen Klippen im Gebüsch" nur einen Vers, 15 steht mit frühem, 16 Bruderquellen, 21 beginnt Lebt von. 29 f. lauten: „Sich gesellig an, | Nun tritt er | In die Ebne silberprangend", 33 Bäche von Gebürgen. 34

Mahomets Gesang als zweites der vermischten Gedichte ganz unverändert*), und auch die folgenden Ausgaben änderten nichts.

Die freien reimlosen Strophen sind hier wesentlich denen des vorigen Gedichtes gleich; eigenthümlich sind die ein paarmal eingestreuten hebenden Reime und gleichen Schlußverse 1 f. 11 f. 19. 23. 31. 37. 50. Ein Vers aus vollen vier Füßen findet sich zuerst 11, dann 17, 20, aber häufiger erst von der folgenden Strophe an. Am mächtigsten erhebt sich auch der rhythmische Strom mit dem Eintritt in die Ebene und am prächtigsten, herrlichsten, königlichsten fließt er schließlich dahin. Die kleinern ruhigen Strophen, die so recht die mannigfache Wirkung dieser einfachen Rhythmen zeigen, wirken bedeutend.

Unter dem weitausgeführten Bilde des Flusses wird nicht etwa im allgemeinen ein großer Mann, ein Heerführer oder Eroberer dargestellt, sondern Mahomet, der unscheinbar in der Einsamkeit aufgewachsene, von selbstbewußter Kraft getriebene

---

steht bloß Bruder, 37 ewgen, 38 weitverbreiten mit bekannter Freiheit, 43 nur Die Sonne droben, 47 von Gebürgen, 51 beginnt Herrlicher. 53 f. lauten: „Und in rollenden (wohl in rollendem) Triumphe | Gibt er Ländern Namen; Städte", 56—59 „Unaufhaltsam rauscht er über, | Läßt der Türne Flammengipfel, | Marmorhäuser, eine Schöpfung | Seiner Fülle hinter sich". Diese Aenderungen finden sich fast alle in der ersten Ausgabe, nur gibt diese 27 Schlangenwandelnd, 29 verbindet sie „Sich — tritt er" in einen Vers, hat 33 und 47 von den Bergen, 38 mit ausgespannten, 39 Unser, 41 Sehnenden. 43 verbindet sie „Gierger Sand — droben" zu einem Verse, wie 44 „Saugt — Hügel", 45 „Hemmet — Bruder", gibt 53 im rollenden, 56 „rauscht er weiter", 57 Thürme, 63 f. „Tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit."

*) Nur das aus Versehen nach V. 3 ausgefallene Komma (besser wäre das ursprüngliche Ausrufungszeichen) setzte sie hinzu.

Prophet, der, ohne sich durch verlockenden Genuß hemmen zu lassen, auf der ihm vom Geiste angewiesenen Bahn unaufhaltsam vorwärts drängt, erst kleinere, dann größere Kreise an sich schließt, bis er, nachdem er die kleinen Stämme zu einer mächtigen Nation verbunden, als Welteroberer auftritt; denn nicht allein auf die von Mahomet schon errungene Gewalt, sondern auch auf die von seinen begeisterten Anhängern ihm in Aussicht gestellte Weltherrschaft bezog sich der Gesang, der nach der jetzigen Fassung Mahomet selbst als die ihn vorwärts treibende Ueberzeugung in den Mund gelegt wird.

In frischer Klarheit, licht wie ein Sternlein*), stürzt der in geheimen Klüften genährte Quell aus der in die Wolken reichenden Höhe auf den glatten (vgl. Ged. 10, Str. 2, 6) Felsen herab, erhebt sich in mächtigem Gischt wie vor Freude jauchzend noch einmal, wo er, ehe er durch die Felsenwälder lustig dahineilt, als bahnbrechender Führer die von allen Seiten herabfließenden Quellen mit sich reißt. Unten im Thal angelangt, strömt er unaufhaltsam, überall Leben spendend, sich mäandrisch schlängelnd**), bis zur freien Ebene, da er auf seinem Laufe durch sich anschließende Bäche immer verstärkt wird. Hier aber, wo er als Silberstrom prächtig einherzieht, bewerben sich Flüsse und Bächlein um die Freundschaft des unwiderstehlichen, Macht und

*) Als der Dichter sieben Jahr später im Dunkel den Montblanc zuerst sah, erschien ihm dessen Gipfel wie ein Licht, das unter den Sternen „in einer breitern, zusammenhängendern Masse leuchtete", wie er uns in den Briefen aus der Schweiz berichtet.

**) Schlangenwandelnd, eine kühne, eigentlich zweideutige, auf einem Vergleiche beruhende Bildung für das einfache sich schlängelnd. Zur ganzen Darstellung vgl. man im zweiten Theile des Faust am Ende des dritten Aktes die Rede des dritten Theils des Chores.

Reichthum schaffenden Gebieters, auf daß er sie, die sich allein zu schwach dazu fühlen, mit sich ins Meer führe, und so vereinigt er in sich alle Wasser des ganzen Gebietes. Zu einem tiefgehenden, breiten Strome herangewachsen, schafft er rings um sich reiches, blühendes Leben, aber alle Schönheit und Pracht, die von ihm ausgeht*), hemmt ihn nicht in seinem Laufe, auf welchem er mit der Kraft des himmelhaltenden Atlas tausend mächtige Schiffe trägt, deren sausende Segel seine Herrlichkeit, wie aufgepflanzte Flaggen, verkünden. Und so eilt er mit allem, was er trägt, ins Meer.**) Die einzelnen Beziehungen sind deutlich, nur darf man nicht Zug für Zug die genaueste Entsprechung im Gedichte suchen. Eigenthümlich ist, daß, obgleich der Strom das Bild Mahomets als eines großen, alle hinreißenden Mannes darstellt, der Dichter doch zur Veranschaulichung der allmählichen Ausdehnung des Bergquells zu einem Weltstrome Bilder vom Menschenleben hernehmen muß. Ein wahrhaft großartiger Schwung der an neuen, meist sehr glücklichen Zusammensetzungen reichen Sprache hebt häufig den einfach edlen Ausdruck, welcher in den wechselnden kleinen trochäischen Versen sein ganz treffendes metrisches Leben gewonnen hat.

---

*) Die neben den Marmorhäusern genannten Flammengipfel der Thürme deuten auf die von der Sonne am Abend und Morgen beschienenen Thürme der Städte, nicht der Paläste selbst, etwas wunderlich hin. An Leuchtthürme darf man nicht denken. Der Gleichklang in Marmorhäuser und Cederhäuser ist wohl beabsichtigt. Schiffe aus Cedern sind im Morgenlande gewöhnlich.

**) Kinder sind die Anwohner, nicht die Schiffer allein. Zum Ocean als Erzeuger aller Gewässer vgl. Sonett 1, 12.

10. Gesang der Geister über den Wassern.

Beim Anblick des Staubbachs am 9. Oktober 1779 sagte sich Goethe diesen Gesang vor und er schrieb ihn für Frau von Stein nieder. Als er ihn am 14. dieser übersandte, äußerte er, noch eine wundersame Strophe davon habe er gehört, könne sich aber kaum der beiliegenden erinnern. In den Versen tritt zuweilen ein trochäischer Anfang an die Stelle des jambischen, wie wir es schon bei ganzen Strophen Lied 8 sahen. Nach der Abschrift der Frau von Stein an Knebel hat v. Loeper die ursprüngliche Fassung unseres Gedichtes zuerst „zur stillen Feier des 28. August 1873“, dann im Archiv für Literaturgeschichte mitgetheilt. Ueberschrieben war es Gesang der lieblichen Geister in der Wüste. 1—4 spricht der erste, die drei folgenden der zweite Geist. Dem ersten gehören wieder 8—17 an (11 fehlt dann, 15 steht schleiernd), dem zweiten die fünf nächsten; weiter sang der erstere 23 f. 28 f. 32 f., der zweite das übrige; 31 stand Alle die (statt Schäumende). Gedruckt erschienen die Verse in der ersten Ausgabe unmittelbar hinter dem vorigen Gedichte. In der zweiten Ausgabe trat 18 Sturz' statt Sturze ein.

Die Verse gehen von der Aehnlichkeit des ewigen Wechsels des Wassers mit dem der Menschenseele aus: das Wasser fließt vom Himmel, aber, aufgezogen von der Luft, steigt es wieder auf zum Himmel, um dann von neuem zur Erde zu fallen.*) Daß

---

*) Im Jahre 1805 schrieb Goethe die Verse:

Offen zeigt sich die Pforte des bergabstürzenden Waldstroms,
Doch in die offene kehrt nimmer das Wasser zurück. —
Ja doch, es kehret zurück! Schon steigt es im Wolkengebild auf,
Ziehet erhöhtesten Schwungs, morgengeröthet heran.

eben so auch die Menschenseele zwischen Himmel und Erde schwebe, bald vom Geistigen, bald vom Sinnlichen angezogen, ist nicht ausgeführt. Vgl. Fausts Spruch von den zwei Seelen in seiner Brust. Im folgenden werden drei verschiedene Wasserszenen geschildert. 8—17 geben ein herrliches Bild des Staubbaches, der bei Lauterbrunn von einer mehr als neunhundert Fuß hohen Felswand leise herabfällt; der Wind erfaßt das Wasser und verwandelt es, ehe es die Erde erreicht, theilweise in Staub; vorn gleicht der Fall einem bis zum Boden herabwallenden durchsichtigen Schleier. Goethe sah ihn am Abend des 9. Oktober 1779, als die hohe Felswand, von der er herunterstürzt, leicht mit Wolken bedeckt war. Am andern Morgen verließ er bei Nebelwetter Lauterbrunn. Ein anderes Bild giebt der gewaltsam über Klippen herabbrausende Strom (—22), ein drittes das ruhig im Thale einherschleichende oder auch im spiegelglatten See eingeschlossene Wasser, in welchem die Gestirne gern sich beschauen (—27). Vgl. Sonett 1, 12 ff. Ballade 8 Str. 3, 1 ff. Die Gegenbilder der Seele, die bald, von lieblicher Einbildungskraft umspielt, hoffnungsvoll ins Leben eilt, bald in wildem Drange stürmisch einherflutet, bald stillen Genusses sich freut, ergeben sich leicht, sind aber nur im letztern Falle leise angedeutet. Zum Schlusse wird die Aehnlichkeit des Wassers mit der Seele, des Schicksals mit dem Winde hervorgehoben. Der Wind spielt zuweilen neckisch mit dem Wasser, das er anmuthig aufregt, ein andermal setzt er es in stürmischste Bewegung. Aehnlich verfährt das frei waltende Schicksal mit der Menschenseele; bald zeigen sich die äußern Verhältnisse dem Menschen freundlich fördernd, bald versetzen sie ihn in arge Unruhe und bittere Noth. Die frühere Theilung der Reden zwischen zwei sich im Staubbach

unterhaltende Wassergeister war höchst anmuthig gedacht; einmal (8—22) schildert der zweite den Gegensatz des erstern, ein andermal theilen sie sich in zwei ähnliche Fälle (28—32); am Schlusse ergehen sie sich zweimal in parallelen Sätzen, während am Anfange V. 5 f. entsprechen V. 3 f., entspricht 6 den beiden ersten Versen, indem er den Vergleichungspunkt ewigen Wechsels hervorhebt. Freilich sollten die Geister sich zuletzt in einem gemeinsamen Schlusse vereinigen. Die dritte Strophe hatte Goethe nicht aufgeschrieben.

11. Meine Göttin.

In Goethes Aeußerung vom 14. Oktober 1780 an die ihn beherrschende Freundin heißt es: „O thou, sweet Poetry! rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst (de se ipso I, 7) den Göttern dafür dankt, daß er „sich in die Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen", so schwebt ihm jetzt die Stelle des Schlusses von Goldsmiths „allerliebstem" Gedicht The deserted village vor, das er in Wettstreit mit Gotter zu Wetzlar übersetzt hatte:

And thou, sweet Poetry, thou loveliest maid,
Still first to fly where sensual joys invade!
Unfit, in these degenerate times of shame,
To catch the heart, or strike for honest fame;
Dear charming nymph, neglected and decry'd,
My shame in crowds, my solitary pride;
Thou source of all my bliss, and all my woe;
That found'st me poor at first, and keep'st me so;
Thou guide, by which the nobler arts excel,
Thou nurse of every virtue, fare thee well.

In der ursprünglichen Gestalt ohne Ueberschrift theilte Goethe das Gedicht am 15. September von Kaltennordheim aus, wo er

sich auf einer mit dem Herzog angetretenen Besichtigungsreise durch das weimarer Oberland befand, seiner Herzensfreundin mit. Den 3. Oktober las er zu Stützerbach dem eben von seiner Reise zurückgekehrten Knebel diese seine „Ode an die Phantasie" vor. Als Ode erschien sie im Herbst 1781 des tiefurter Journals (Nr. 5). 1788 stand sie in der ersten Ausgabe der Werke in der zweiten Sammlung unter der jetzigen Ueberschrift unmittelbar nach dem vorigen Gedichte mit wenigen Aenderungen.*) In der zweiten Ausgabe wurde nur 7 Seltsamsten in Seltsamen geändert. Den Druckfehler Im dunkeln statt In dunkelm hat die Quartausgabe 53 eingeführt.

Die Ode ist eine schwungvolle, ganz eigenthümliche Ausführung der goldsmithschen Stelle, der schärfste Gegensatz zu Marc Antonins Mahnung, die Einbildungskraft oder die Einbildungen auszulöschen (VII, 29. VIII, 29. vgl. V, 16), und zu seinem eigenen Streben, den „Springwerken und Kaskaden der Dichtkunst und Beredtsamkeit so viel möglich die Wasser zu entziehen und sie auf Mühlen und in Wässerungen zu schlagen", wie er den 14. September an Frau von Stein schreibt. Wenn er daselbst äußert, „sitze er auf seinem Klepper und reite seine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriege die Mähre unter

---

*) 3 stand keinem (statt niemand), 11 Alle die Launen, 17 zuerst mit Rosen bekränzt, 19 Blütenthäler (wohl besser), 20 Sommervögeln, 21 zuerst Und den, 28 Felsenwand, 29 tausendfärbig, 32 ursprünglich Mondesblick, 39 Den (statt Dem), 48 f.: „Hingehen die armen | Andren Geschlechter", 51 ursprünglich Viel Lebendigen, 52 fehlte, 53 stand dunklem, 54 trübem Leiden, 74 ursprünglich Daß ja nur („O" am Rande), 76 zuerst trenne statt wende. Absatz war ursprünglich vor 24.

ihm eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und gehe mit ihm davon", so dürfte ihm gerade an diesem Tage auf einem Ritte unsere Ode aufgegangen sein, die er am folgenden Tage für die Freundin aufschrieb, der er erst am 21. seine Berichte seit dem 13. zugehn ließ. Wie nahe ihm gerade damals Marc Antonin lag, sehen wir daraus, daß er seine eigenen Berichte mit dem Namen von dessen Schrift (*περὶ ἑαυτοῦ*) bezeichnete. Die Ode ist ein hohes Lied auf die eine für ihn beglückendste aller Gaben der Natur, der der Göttervater selbst den höchsten Preis zuerkennt, weil sie ihn am meisten erfreue, und zugleich ein Widerspruch gegen die Weisheit des kaiserlichen Philosophen (vgl. V. 66 f.), der von Goldsmiths Preis der Dichtung gleichsam seine Schwungkraft erhalten hat.

Deutlich tritt hier überall mit wenigen Ausnahmen der jambisch-anapästische Rhythmus hervor. Der erste Vers besteht aus drei Jamben, der zweite beginnt anapästisch, auch der sechste, wogegen im fünften der Anapäst in der Mitte steht. Denn ihr hat er ist als zwei Jamben zu messen, alle Launen und zugestanden beginnen anapästisch. Vier Hebungen finden wir im Verse Die ältere, gesetzte. Zusammengesetzte Wörter, wie Blumenthäler, Sommervögel, Schwiegermutter müssen sich oft die Kürzung der ersten Silbe gefallen lassen, wie auch im elegischen Maße. Die schöpferische Einbildungskraft preist der Dichter als glücklichste Gabe, indem er sie zunächst als Schoßkind des Göttervaters selbst darstellt, der sich derselben wegen ihres ewig wechselnden, seltsamen, launigen Wesens, vor allen seinen andern Kindern freue (V. 1—16).*)

*) Jovis für Jupiters, nach gangbarem Dichtergebrauche, wie selbst in der Iphigenie. Jupiter wird hier scherzhaft als launiger Gebieter be-

Diese heitere und düstere Wirkung der Phantasie tritt in der gegensätzlichen Ausführung 17—33 hervor. Bald umspielt sie mit heitern Bildern die Seele, gleich einer leicht hinschwebenden wohlthätigen Fee, wie die Elfen in Shakespeares Sommernachtstraum erscheinen, welchen er nach Wielands in diesem Jahre erschienenem Oberon den Lilienstengel des Geisterkönigs gibt: bald führt sie bitterste Leiden und Kämpfe oder mannigfachste wechselnde Empfindungen vor. Das, was sie darstellt, wird auf ihre Person übertragen, die bald im Gegensatz zu ihrem heitern Geniusbilde von wertherscher Verzweiflung getrieben erscheint, bald wie in stetem Wechsel ahnungsvoll den Menschen leuchtet.*) Statt einer Hervorhebung des unendlichen Glückes, welches der Allvater den Menschen in ihr verliehen, ruft der Dichter alle auf, diesem dafür zu danken, daß er sie dem Menschengeschlechte zur treuen Gattin gegeben (34—40). Sie als eine Gattin des ganzen menschlichen Geschlechts zu bezeichnen ist eine eigenthümliche Dichtung im Geiste des uralten großartigen Mythus der Urzeit.**) Aehnlich denkt sich Schiller in den Künstlern die Einwirkung der Schönheit auf den noch rohen Menschen. Davon gewinnt der Dichter den Uebergang, daß die Menschen

---

zeichnet, um die Macht seines Lieblings über ihn noch mehr hervortreten zu lassen. Ueber ihre Unermüdlichkeit und ihr tolles Treiben freut er sich. — Seltsamen scheint hier bezeichnender als das frühere seltsamsten; denn es tritt als bezeichnende, haftende Eigenschaft allen andern gegenüber. — 11. Denn begründet nicht, weshalb der Dichter sie des Jovis Schoßkind nennt, sondern warum er ihr den Preis gibt.

*) „Wie Morgen und Abend" ist auf tausendfarbig, „wie Mondesblicke" auf „immer wechselnd" zu beziehen. Vgl. Ged. 12, 70.

**) Sie ist die Gattin aller Sterblichen und altert nimmer, bleibt unveränderlich schön; im Gegensatz zur sterblichen Natur des Menschen.

um so mehr dem Jupiter zum Dank verpflichtet seien, weil er diese Göttin nur uns, keinem andern seiner Geschöpfe durch ein heiliges Band verbunden, und ihr geboten hat, uns nie zu verlassen (41—47).*) Alle andern Geschlechter entbehren dieser herrlichen Gabe, durch die wir aus der irdischen Noth uns erheben (48—58). Drum sollen wir (der Dichter geht hier in die lebhafte Anrede über) uns freuen, daß der hehre Vater der Götter (35 ff.) uns diese seine gewandteste, wenn auch freilich verzärtelte (vgl. 5 ff. 10 ff.) Tochter verliehen hat, und sie liebevoll und würdig, wie es der Frau geziemt (vgl. Gattin V. 38. 46)**), behandeln, ja nicht durch die Weisheit uns bestimmen lassen, ihr übel zu begegnen (58—69). Eben mit Rücksicht auf das angenommene eheliche Verhältniß heißt die Weisheit, die altklug die Frau beherrschen möchte, Schwiegermutter. Diese erinnert den Dichter aber auch an eine ruhigere Freundin seiner Seele, an die nicht so leicht umhergaukelnde Schwester der Phantasie, die zu besonnenem Streben still treibende Freundin, die mit frischem, frohem Muthe zu edlem Wirken beseelende, auch in Leiden Trost verleihende Hoffnung. So läuft der Preis der

---

*) Geschlechter nach homerischem Gebrauch (ἔθνεα, φῦλα), wie in der Iphigenie (I, 4) „der Menschen weitverbreitete gute Geschlechter". Schiller braucht es auch von Bäumen. Vgl. Spaziergang 63. — Lebendigen, voll von belebten Geschöpfen. — Weiden, das schön alliterirend mit wandeln verbunden wird, von der thierischen Nahrung. — Genuß und Schmerz sind bei ihnen dunkel und trüb, weil sie nicht durch das Glück der Phantasie verklärt werden, ihr Leben eben dadurch beschränkt, daß sie allein auf die Wirklichkeit, die unter dem Gesetze starrer Nothwendigkeit steht, angewiesen sind.

**) Frauen in der Einzahl, wie in der Iphigenie mehrfach, auch Balladen 31, 39.

Phantasie, die das Leben so herrlich verkläre, in das Lob der ihr verwandten Hoffnung aus, ohne die das Leben seinen fesselnden Reiz verliert. Man kann meinen, die Ode verliere durch diesen Schluß an Einheit, da der Preis der Phantasie dadurch beeinträchtigt werde, aber der Dichter fühlt eben in diesem Schwesterpaare, von dem die eine seine Seele erfreut, die andere einen mächtigen Trieb zum muthigen Vorwärtsstreben verleiht, das Glück des Lebens.

12. Harzreise im Winter.

Goethe trat am 29. November 1777 trotz des Winters eine Reise nach dem Harz an, um vom dortigen Bergwesen eine Anschauung zu gewinnen, in Wernigerode den von düsterer wertherscher Schwermuth befallenen jungen Plessing, der sich brieflich an ihn gewandt hatte, zu besuchen und, ohne sich zu erkennen zu geben, ermuthigend auf ihn zu wirken, dann den Gipfel des Brockens zu besteigen und von dort sich nach Eisenach zu begeben, wohin der Herzog schon vor seiner Abreise zu einer großen Jagd gegangen war. Ueber diese Reise haben wir jetzt durch Goethes Briefe an Frau von Stein und die Angaben seines Tagebuchs genauere Kunde. Am Morgen des 29. gegen 7 ritt er von Weimar ab, zunächst dem Ettersberge zu; dort fielen „scharfe Schloßen", wie das Tagebuch berichtet. 1819 in der Campagne in Frankreich heißt es, damals habe er die Ode begonnen, während im düstern, von Norden sich heranwälzenden Schneegewölk ein Geier hoch über ihm geschwebt, womit es nicht ganz stimmt, wenn es daselbst heißt, als er aus der Baumannshöhle gekommen, habe er „mit ganz frischem Sinn die ersten

Strophen des Gedichts geschrieben". Zuverlässiger ist der Bericht des Tagebuchs, welches des Gedichts unter den Anfangsworten „Dem Geier gleich" nach der am 1. Dezember gegen Mittag in Elbingrode erfolgten Ankunft und vor dem nachmittägigen Besuche der Baumannshöhle gedenkt. Möglich bleibt es freilich, daß er den Geier am ersten Tage sich über dem Ettersberge erheben sah. Weiter erwähnt das Tagebuch unseres Gedichtes nicht, und nach dem Berichte in der Campagne in Frankreich ist nicht bestimmt zu sagen, wie weit „die ersten Strophen" gehen; denn wenn dort gleich darauf 29—50 angeführt werden, so ist doch nicht ausgesprochen, daß diese damals entstanden seien. Wahrscheinlich dichtete er zuerst nur 1—18, etwa auf dem Wege von Elbingerode nach Wernigerode 19—50, an einem der folgenden Tage 51—65, auf der Höhe des Brockens am 10. den Schluß. Der Dichter hatte sich eben vorgesetzt, die Gefühle, welche die Harzreise in ihm erregte, dichterisch darzustellen, indem er sich frei durch die äußern Erscheinungen anregen ließ, wie einige Jahre früher in Wanderers Sturmlied und An Schwager Kronos (vermischte Ged. 12. 13). Wenn Goethe vierzehn Tage nach seiner Rückkehr, am 30. Dezember, Frau von Stein um seine handschriftlichen Gedichte bat, in welche er etwas schreiben wolle, so war dies ohne Zweifel unser Gedicht, das er damals durchgesehen haben wird; es eröffnete auch eine von der Freundin selbst später angelegte Sammlung. Seinem Herzensfreund Merck sandte er das Gedicht, unter der Aufschrift Auf dem Harz 1777 als „fliegende Streifen von den tausend Gedanken in der Einsamkeit seiner Reise". Mit wenigen Veränderungen nahm er es zehn Jahre später in seine zweite Sammlung unmittelbar hinter dem vorhergehenden

unter dem jetzigen Titel auf.*) Die folgenden Ausgaben änderten nichts, nur schlich sich in die dritte 32 der Druckfehler Reiher statt Reichen ein; die Ausgabe letzter Hand schaffte diesen Fehler weg, aber sie brachte zwei neue: 44 Aber (statt Ach) wer, 82 siehst statt stehst. Die Quartausgabe ließ zuerst V. 19 das bindende s in Dickichtsschauer weg. In der Anzeige eines das Gedicht behandelnden Schulprogramms von Kannegießer in den Heften über Kunst und Alterthum III, 2 (1821) gab Goethe selbst Erläuterungen über unser Gedicht, die in der Quartausgabe hinter den Noten zum Divan, in der vierzigbändigen hinter dem die Ode enthaltenden zweiten Bande wiederholt wurden.

Zwischen die jambisch-anapästischen Verse mischen sich hier auch trochäisch-daktylische, wie z. B. die zweite Strophe mit sechs solchen anhebt, ebenso die fünfte und der Schluß der vorletzten. Manchmal kann man zweifeln, wie zu lesen sei. Der Vergleich des auf schweren Wolken sich leicht wiegenden Geiers mit seinem

---

*) Wir besitzen außer Goethes an Merck gesandter Handschrift Abschriften der von Goethe durchgesehenen Ode von Frau von Stein und Herder. Hier steht 2 Morgenschlossen Wolken (als Zusammensetzung zu fassen), 11 Ziel läuft, 12 Aber wem, 16 ehrnen, 46 dies statt sein, 54 des Schweins, 82 stehst, unerforscht die Geweide. In der Merckschen Handschrift fehlte 17 doch, das aber Frau von Stein hat, die 14 Er, 15 Sich wegläßt, 16 ehrnen hat, 79 Schneebehangener mit ausdrücklich übergeschriebenem e, ein paarmal aber irrig die Endung en statt em. Vgl. Schnorrs „Archiv" VI, 98 f. Schon 1778 hatte Goethe geändert 2 schweren Morgenwolken, 11 Ziele rennt, 12 Wenn aber, 14 f. vorgesetzt Er und Sich, 16 ehernen, 31 Sträuche für Sträucher (das aber erst in 32 nachfolgte), 54 des Wilds, 57 Unbilds statt Unbills, was um so anstößiger, als es auf Wilds (54) reimen würde, wofür in Kunst und Alterthum VI, 2, 52 durch Druckfehler Wildes steht.

eigenen ernsten, von tiefer Empfindung getriebenen Sange bildet die Einleitung (V. 1—5). Der Zug, daß der Geier auf Beute ausgeht, ist freie Ausführung des Bildes. Daß er eben einen solchen Geier gesehen, liegt nicht im Gedichte, welches uns freilich nur in der Ueberschrift sagt, daß der Dichter sich auf dem Harz befindet, es am Schlusse ahnen läßt. Das wäre freilich ein Fehler, wollte der Dichter hier die Harzreise beschreiben, nicht bloß Empfindungen, die er auf dieser Reise gehabt, an einen losen Faden reihen.*) Die dichterische Einheit ist das Gefühl von der wunderbaren Verschiedenheit menschlicher Lebenslose und die das Ganze durchdringende Ueberzeugung, daß ihn selbst ein freundlich gewogenes, liebevoll für ihn sorgendes Schicksal leitet. Statt V. 6 fortzufahren: „denn das Schicksal hat mir die Gabe des Sanges verliehen", knüpft er die allgemeine Betrachtung an, jedem habe das Schicksal seine Bahn vorgezeichnet, wobei er den Gegensatz des Glücklichen zum Unglücklichen ausführt (6—18). Dem erstern wird es so leicht, sein Ziel zu erreichen, während der andere in ewigem, nur durch den auch ihm bittern Tod endendem**) Kampfe mit dem unentflieh-

*) Die von Blume angenommene Disposition zerstört den fortlaufenden Gang der Dichtung. Keineswegs ist 6—18 ein schwungvoller Eingang und Thema, 19—23 Intermezzo, Uebergang und ein Bild vom Wege, 24—28 eine Bemerkung über das Loos der Glücklichen, 29—50 erster Theil, die Einsamen und Unglücklichen, 51—59 ein Zwischenglied, 60—81 zweiter Theil, der einsame und glückliche Dichter, und zuletzt eine Apostrophe, nein, das Ganze bis zum krönenden Schlusse auf dem Brocken schließt sich an die Harzreise mit glücklichen Uebergängen. Mit den äußern Beobachtungen verschlingen sich Betrachtungen und Erinnerungen; er wendet sich nacheinander an den Vater der Liebe, an die Liebe, an den Mond und die gewaltige Natur, um mit Staunen über die Erhabenheit des Brockens zu enden.

**) Der von den Parzen gesponnene Faden, die Schicksalsbestimmung, heißt

baren widrigen Schicksal sich abquält. Der zweite Abschnitt (19—34) wird dadurch eingeleitet, daß er, als er auf die nächste Berghöhe gelangt, das Wild (rauh, weil es alle Rauheit der Witterung ertragen muß) sich in den dichten, schaurigen Wald zurückziehen sieht, wogegen sich die zartern Sperlinge jetzt schon lange in ihre Sümpfe zurückgezogen, was dem Dichter den Gegensatz der Armen zu den Reichen in Erinnerung ruft, welche sich in der Stadt wohlgebettet haben und behaglich das Leben genießen, wobei Bild und Gegenbild sich auf kühne Weise verschlingen. Hier können nur Feldsperlinge gemeint sein, die aber im Winter sich den Wohnungen der Menschen nähern; Rohrsperlinge suchen spätestens im September wärmere Gegenden auf. Freilich haben die Reichen es leicht, was das Bild vom Wagen des Glückes bezeichnet (Horaz hat so den Wagen des Ruhms sat. I, 6, 23. Epist. 5, 177); statt aber dieses weiter auszuführen, wählt er ein weiteres Bild vom Dienertroß, der dem Fürsten auf den durch die Sorgfalt der Regierung vorher gebesserten Wegen beim Einzug in seine Residenz folgt. Das Bild ist sehr eigenthümlich. Wie eben das Wild, so sieht er jetzt einen einsamen Menschen sich in den öden Wald verlieren (29—34)*), wodurch das Bild des unglücklichen, mit der Welt

---

ehern, weil er fest, unwandelbar ist. Vgl. unten Ged. 20, 31. Iphigenie I, 4 mit unsern Erläuterungen S. 67**. Ebendeshalb ist er für den Menschen eine Schranke, da dieser das ihm versagte Glück zu erreichen sich vergebens anstrengt. — Doch, da keiner gern stirbt. — Nur einmal, beim Tode. — Nun gehört nicht zu Schon. — Löst, da er für ihn eine Fessel war.

*) Kern meinte, die Vorstellung vom bequemen Fahren auf gebahntem Wege bringe dem Dichter den Gegensatz in den Sinn, den er in Form eines Erlebnisses darstelle.

zerfallenen Plessing ihm vor die Seele tritt, der, mit seinem liebevoll schlagenden Herzen zurückgewiesen, zum Menschenfeinde geworden und nun sein ganzes geistiges Leben ohne alle Befriedigung in sich verzehrt, da der Mensch nur im Zusammenleben mit andern sein Glück findet, die „Selbstsucht" ihm nicht genügen kann. Sein Mitleid mit dem Armen, dem die Liebe selbst zum Gift geworden (35—42), löst sich in ein Gebet auf, daß in dessen Herz ein Ton der Liebe dringen möge, deren Psalter er sehr kühn Gott, den Vater der Liebe, spielen läßt, während in der Bibel nur die Himmel und alle Engel ihn loben (Psalm 148). Bei Klopstock sind die Engel „die göttlichen Harfenspieler", deren Lieder im Himmel erschallen. In den Psalmen werden Psalter und Harfen neben einander genannt (92, 4. 108, 2). Jener Ton der göttlichen Liebe wird dessen Herz erquicken, dessen erblindetes Auge öffnen, daß es die mancherlei Freuden des ihm eine trostlose Wüste scheinenden Lebens erkenne (43—50). Beim Weiterreiten fallen ihm im Gegensatz zu jenem Unglücklichen seine jetzt lärmend das Leben genießenden Freunde bei Eisenach ein, der Herzog und die Genossen seines lärmenden Jagdzuges; seine von liebevollstem Gefühle erglühte Seele wünscht ihnen besten Erfolg, besonders da er in der Erlegung des dem Landmanne so schädlichen Wildes eine große Wohlthat für diesen erkennt. Vgl. oben 3, 15—18.*) Gott, der Vater der

---

*) Brüder der Jagd, Jagdgenossen, ohne Beziehung auf sein freundliches Verhältniß zu ihnen. Die Beschränkung auf seine Freunde ist nicht ausgesprochen. — Mordsucht. Als solche erscheint ihm jetzt ihr Vergnügen. — Unbild haben hier alle Handschriften, die Drucke gegen Goethes sonstigen Gebrauch Unbilds, das wohl von der leipziger Druckerei stammt, aber unverändert stehn blieb.

Liebe, wird hier als derjenige angeredet, der jedem ein reiches Maß von Freuden gewähre, wozu freilich nicht wohl die Schilderung des über dem Unglücklichen unerbittlich waltenden Schicksals (12 ff.) paßt. Der Dichter, der sich absichtlich von dem Jagdzuge der Freunde zurückgehalten hat, um ein gutes Werk zu thun und sich im Winter der großartigen Natur des Harzes zu erfreuen, bittet, im Gegensatz zu den von der Mordsucht eingegebenen Freuden der Jagd, die immer waltende Liebe, sie möge ihn mit ihrem Wintergrün erfreuen, der, von ihr getrieben, einsam, in Wolken gehüllt, durch Waldgebirge, von Regen durchnäßt einherreitet. Aber der von seinem jetzigen Zustande ausgehende Wunsch wird ein allgemeiner. Die Liebe möge ihn in ihr schützendes Gewölk*) hüllen und ihn mit winterlichem Kranze schmücken, bis der Frühling den Rosenstrauch wieder heranreift, wo sie ihn mit Rosen bekränzen wird. Von diesem etwas phantastisch ausgedrückten Wunsche (60—65) geht er zu dem Glücke über, das ihm die Liebe, die ihn zu dieser Reise getrieben, bereitet hat; denn ihr schreibt er alles zu, was ihm bisher Gutes begegnet ist (66—81). Dies kann nur nach dem glücklichen Besteigen des Brockens gedichtet sein, wo ihm alles, was die Liebe auf dem ganzen Wege an ihm gethan, in Erinnerung kommt.**)

---

*) Goldwolken, wie golden von allem Schönen, Lieben, Ausgezeichneten steht. Vgl. Lied 3, 7. 57, 9. 58, 14. 62, 10 f. 66, 8 mit den Erläuterungen dazu.

**) Die dämmernde Fackel ist der Mond; als Goethe auf dem Brocken war, zeigte sich der Vollmond in seiner ganzen Pracht. — Nach Wege (69) muß Komma stehn. — Zum tausendfarbigen Morgen vgl. Ged. 11, 29 f. — Beizend heißt der Sturm, wie im Großkophta (III, 9) der brennenden Sonne der beizende Schnee entgegengesetzt wird. Die Römer brauchen so mordere. Viehoff meinte, der Ausdruck sei von der Falkenjagd auf den Sturm

Das Gedicht schließt mit der staunenden Anrede an den Brocken, der, hoch in die Wolken ragend, auf die Welt herabschaue, noch unerforscht, während die Metalladern seiner Brüder neben ihm die Welt bereichern. Der Zufluß neuer Metalle wird in einem kühnen Vergleiche als ein Wässern bezeichnet, wofür man freilich eher nähren erwartete. Diese von Goethe selbst gegebene Erklärung der Adern anzuzweifeln ist kein Grund.*) Merkwürdig ist, daß Goethe, nach seiner Art, so wenig getreu seine Reise schildert, daß er, was er doch als ihr höchstes Glück feierte, den Vollmond, den er wider Erwarten auf dem Brocken wirklich erlebte, ganz überging, nur einer dämmernden Fackel gedachte.

13. An Schwager Kronos.

Unser Lied findet sich in Goethes eigener Sammlung seiner Gedichte aus dem Jahre 1777, und in der von Frau von Stein davon gemachten Abschrift: „An Schwager Kronos den 10. Oktober 1774" mit einigen bedeutenden Abweichungen.**) Die

---

übertragen, heiße also emporsteigend, wirbelnd. — Gefürchtet ist der Gipfel eben wegen des Geisterreihens (Reihen hat Goethe gewöhnlich für Reigen), des Hexentanzes. Dort zeigte man den Hexentanzplatz und den Teufelsaltar. Goethes Aeußerung an Frau von Stein, er habe auf dem Teufelsaltar seinem Gotte den liebsten Dank geopfert, wirft Licht auf den „Altar des lieblichsten Danks". — Ahnend (Goethes spätere Ausgaben haben überall statt ahnden die Form ohne d) deutet auf das dunkle Gefühl von der waltenden überirdischen Macht.

*) Geheimnißvoll offenbar, wie offenbar, öffentlich Geheimniß Goethe geläufig war. Vgl. Divan II, 9. — Ihre Reiche und Herrlichkeit, nach der Goethe geläufigen Erzählung von der Versuchung des Heilands (Matth. 4, 8).

**) Hier stand 5 Haudern im Sinne von Säumen, 6 f.: „Frisch, den

jetzigen Lesarten gehören dem Jahre 1788, wo es Goethe in den achten Band der Werke hinter dem vorigen Gedichte aufnahm. In der zweiten Ausgabe trat V. 21 die jetzige Lesart statt *Und der Frischung verheißende Blick* ein.*)

Die freien reimlosen Strophen sind in trochäisch-daktylischen Rhythmen verschlungen mit jambisch-anapästischen geschrieben. Die erste Strophe beginnt:

—⏑⏑—⏑
—⏑—⏑⏑—
—⏑—⏑⏑—
—⏑—⏑—⏑
—⏑⏑—⏑⏑—⏑;

sie schließt jambisch-anapästisch:

⏑—⏑⏑—
⏑⏑—⏑—⏑⏑—
⏑⏑—⏑⏑—.

Die zweite Strophe beginnt ganz trochäisch (—⏑—⏑), daran schließen sich —⏑—⏑⏑— und —⏑—⏑—⏑, sodann zwei daktylische Verse. Die dritte hat am Anfange drei gleiche Verse —⏑—⏑⏑—, worauf folgen —⏑⏑—⏑⏑— und —⏑⏑—⏑—⏑—. In der vierten sollte der fünfte Vers in zwei getheilt, *Labe dich!* ein eigener

---

holpernden | Stock, Wurzeln, Steine den Trott", wo *Stock* den entgegenstehenden Berg bezeichnet, 9 wohl richtig *wieder?*, 11 *hinauf?*, 12 zweimal *denn!*, 13 *hinan* (Punkt statt !), 16 beidemal *Gebürg*, 17 *Ueber* statt *Schwebet*, 21 *der und verheißender*, 24 *Trunk*, 25 „Und den freundlichen Gesundheitsblick", 26 „Ab dann, frischer hinab", 28 f. „eh mich faßt Greisen", 31 *schlocternde*, 35 *geblendeten, taumelnden*, 37 „Schwager dein Horn", 39—41: „vernehme: ein Fürst kommt, | Drunten von ihren Sitzen | Sich die Gewaltigen lüften".

*) Die dritte Ausgabe stellte 23 das fehlende Ausrufungszeichen her; mit Recht ist das Komma nach *Ergreift* (29) weggefallen. Die Ausgabe letzter Hand setzte 18 *ewiges* statt *ewigen*, wie sie auch sonst meist die starke Form des Genetivs vorzog.

Vers wie Zieht dich an! sein. Wir auch, Mädchen ist trochäisch, die übrigen Verse trochäisch-daktylisch. Die drei ersten Verse der fünften Strophe sind mit Ausnahme des zweiten rein trochäisch-daktylisch; es folgen zwei jambische und zum Schluß wieder ein trochäisch-daktylischer. Die zwei letzten Strophen haben, wie die zweite und dritte, nur fünf Verse. Die sechste ist ganz trochäisch-daktylisch, in der siebenten schließen drei jambisch-anapästische. Die Verse entsprechen treffend dem Inhalt.

Wie das vorige Gedicht in verschiedenen Absätzen, ja an verschiedenen Tagen auf einzelne Anregungen der Harzreise entstanden, so das vorliegende während einer Postfahrt auf der Rückreise von Mannheim. Den Postillon, den Schwager nach gangbarer Bezeichnung, macht er geradezu zum Zeitgott Kronos (nach geläufiger Verwechslung von Kronos und Chronos)*); demnach beziehen sich die Aufforderungen an diesen auf frischen Lebensgenuß, wie es bestimmt V. 8. 13. 15. 28 ff. 39 ff. bezeichnet wird, wodurch eine etwas auffallende Vermischung des bildlichen und wirklichen Ausdrucks entsteht.

Die Fahrt geht ihm zu langsam; drum fordert er den Schwager auf, sich zu beeilen (1 f.). Bergab langsam zu fahren ekelt ihn (3—5). Daran schließt sich die Beziehung auf das Leben, in das man rasch, mag es auch über Stock und Stein gehn, hinein müsse (6—8).**) Als es darauf wieder langsam, mit Mühe den Berg hinangeht, mahnt er den Postillon

*) Ursprünglich stand Chronos, das nicht hätte verändert werden sollen. Am 28. April 1788 schrieb der Herzog Karl August an Herder: „Der Schwager Chronos (Goethe brauchte ihn einmal zum Postillon) ist doch im Grunde ein guter Fuhrmann."

**) Hinein, wozu genommen nach gangbarer Weise gedacht wird.

nicht*), sondern er führt nur das Gegenbild aus, daß man nie ermüden, immer strebend und hoffend hinan müsse (9—13). Dann auf der Höhe angekommen, genießt er den herrlichsten Blick ins Leben; hier, wo er von Gebirg zu Gebirg, das sich auf beiden Seiten erhebt, den ewigen Geist des Lebens**) fühlt (14—18), sind Bild und Gegenbild unzertrennlich verwachsen. Ich möchte nicht mit Kern annehmen, es werde angedeutet, daß die Jugendzeit, deren volles Leben der Dichter in sich fühlt, mühelos, aber voll Gefahren sei, sogar innerliche Gefahren seien durch „ekles Schwindeln" bezeichnet, wie durch „Stock und Steine" äußere (?). Vielmehr meinte Goethe, wie sein Egmont, er müsse rastlos die ihm verliehenen Kräfte benutzen. Hier tritt ein neues Bild ein (19—25). Seitwärts zieht ihn ein Schatten bietender Ueberbau eines Wirthshauses an, wo auf der Schwelle ihm ein Mädchen erscheint***), dessen Blick ihn zu erfrischen verspricht. Ja, er muß sich an ihm laben. „Labe dich!" spricht er sich selbst zu. Die offenbare Zweideutigkeit ist beabsichtigt. Das Mädchen, nicht die bloße Stärkung mit dem Tranke, hat ihn angezogen. Es ist dies freilich eine große dichterische Kühnheit, welche die ganze Ode auszeichnet. Er steigt wirklich aus. Als er wieder im Wagen ist, sehnt er sich nach diesem schäumenden Trank des Lebens (vgl. das schäumende Auge 34), diesem frischen Blick voller Gesundheit. Er fürchtet so sehr vom Alter

---

*) Erathmen, mühsam aufathmen, wie im Faust der Geist sagt: „Du flehst erathmend mich zu schauen."

**) Zur besondern Bedeutung wird die Ewigkeit hier zugleich neben dem Geiste und dem von ihm geschaffenen Leben hervorgehoben.

***) Des Mädchens. Es ist wohl der erste Fall, daß Goethe den Genitiv durch ein anderes zwischentretendes Wort von seinem Hauptworte trennt.

überfallen zu werden, daß er nicht genug eilen zu können fürchtet. Die Beziehung von 14—25 auf Lebens- und Liebesgenuß ergibt sich von selbst. Jetzt aber führt der Weg wieder abwärts; da muß es rasch gehn (26—31). Hier sind wieder bildlicher und wirklicher Ausdruck untrennbar verschlungen. Rascher soll er fahren, daß vor Sonnenuntergang die Fahrt beendigt sei. Das letztere aber wird in weitester Ausführung als das Ende des Lebens bezeichnet. Es muß hier nothwendig nach 31 statt des Punktes ein Doppelpunkt oder Komma stehn. 28—31 bezeichnen das hülflose Alter.*) Das Ergreifen vom Nebeldunst im Moore kann eben so wenig eigentlich von einer Gegend verstanden werden, wo die Fahrt vorüberführt, als das Schnattern der zahnlosen Kiefer und das Schlottern der Gebeine. Der aus dem Moore steigende Nebelduft soll die Abstumpfung der Lebenskraft bezeichnen (32—36). Rasch muß er ihn in die Unterwelt hereinfahren (reißen), während er noch den letzten Strahl der Sonne trunken genießt**), ein Feuermeer von ihr ihm noch im schäumenden, lebensglühen, nicht, wie beim Greise, ermatteten Auge ist; geblendet und taumelnd von diesem Lichtglanze will er in die unterirdische Nacht kommen (37—41). Zuletzt fordert er den Postillon auf ins Horn zu stoßen und so scharf zu fahren, daß

*) Mich Greisen. Die Abbiegung des nachgesetzten Hauptworts ist eine in der neuern Sprache nicht gestattete Freiheit, der sich aber Goethe schon im April 1772 bedient hatte, wo er in Wanderers Sturmlied 89 tändelnden ihn gewagt, ja im Sommer darauf findet sich in einem Briefe an Herder ganz nach griechischem Sprachgebrauch: „Daß ich Euch von den Griechen sprechenden meist erreichte.“ Vgl. unten zu 32.

**) 32. Trunken mußte es nach stehendem deutschem Sprachgebrauch statt Trunknen heißen. Auch trunknen mich hätte es nicht heißen dürfen, eben so wenig wie 28 mich Greisen. Vgl. auch 14, 89. 15, 11 f.

der Wagen tüchtig raßle, damit man im Orcus ihre Ankunft vernehme, und der Wirth Pluto, der gern vornehme Passagiere habe, sie freundlich empfange*), wobei etwa launig vorschwebt, wie lieb Wirthen mit solchem Lärm einfahrende Gäste sind. Das Ganze, besonders der Schluß, sprudelt von ausgelassenem Lebensübermuthe, der vollen kurzen Lebensgenuß einem ruhig hinschleichenden, bis zum hinsiechenden Alter ausgedehnten vorzieht, wie es Goethe auch noch später als seinen Wunsch aussprach, lieber ein früh endendes, frisch bewegtes Leben zu führen als ein langes that- und kraftloses. Früher stand am Schlusse: „ein Fürst kommt, Drunten von ihren Sitzen | Sich die Gewaltigen lüften" (ein lustiger studenthafter Ausdruck). Der treffliche Hildebrand hatte einmal gemeint, Goethe sei zu diesem launigen Ausdruck durch eine Stelle des ossianischen Jesuitenpaters Denis veranlaßt worden, der in der „Klage über Gellerts Tod", wo, als Gellerts Geist unter den Barden der Vorwelt erscheint, „ein großes Erstehen von allen Wolkensitzen dem Lehrer der Jugend, dem Sittenverbesserer, dem Feßler der Herzen, dem holden menschenfreundlichen Weisen", ehe aus ihren Umarmungen der Selige lächelnd heraussieht. Die Aehnlichkeit ist zu einer Entlehnung nicht ähnlich genug. Später änderte Goethe die Stelle ohne Zweifel nach dem homerischen Hymnus an Apollo. Dort heißt es: „Die Götter zittern, wenn der Ferntreffer sich dem Hause des Zeus naht; sobald er dieses betritt, fliegen alle von ihren Sitzen auf; erst wenn die Mutter Leto Bogen und Köcher ihm

*) In Goethes *Iphigenie* fordert III, 3 Orest Schwester und Freund auf, mit ihm zu Plutos Thron zu kommen, „als neue Gäste den Wirth zu grüßen". Vgl. auch Goethes Farze „Götter, Helden und Wieland" und wie in des Aristophanes *Fröschen* Pluto die Scheidenden bewirthet.

von der Schulter genommen und aufgehängt, setzen sie sich wieder." Das war eine bedeutsame Stelle, die sich einem Goethe, beim ersten Lesen einprägen mußte.

14. Wanderers Sturmlied.

Die ursprüngliche Gestalt unseres dem April 1772 angehörenden Liedes kennen wir aus Goethes Briefen an Jacobi, dem er es, bald nach ihrer Bekanntschaft, am 31. August 1774, mit den Worten sandte: „Hier eine Ode, zu der Melodie und Kommentar nur der Wanderer in der Noth erfindet." Diese Handschrift (A) ist die älteste erhaltene. Durch ein Mißverständniß des Herausgebers des Briefwechsels steht bei diesem Brief nur der Schluß des Gedichtes, der Anfang hinter dem ersten, früher fallenden Briefe an dessen Gattin.*) Die Werke brachten es erst in der dritten Ausgabe, nachdem Goethe desselben im zwölften Buche von Wahrheit und Dichtung gedacht hatte. „Unterwegs sang ich (bei meinen Wanderungen) mir seltsame Dithyramben und Hymnen", erzählt er hier, „wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgehn mußte." Im ersten Druck zeigt das Lied mehrfache Veränderungen, die sich aber fast alle schon 1778 in der Abschrift der Frau von Stein finden.**) Diese beruht auf Goethes Fassung von 1777 (B).

*) Sauppe Goethiana S. 12 läßt trotz dem Goethe die Ode an Jacobis Gattin schicken.

**) Ich gab die Lesarten schon früher nach der Handschrift, später Bernays

Das freie, reimlose Strophenmaß ist wesentlich das des vorigen Gedichtes, nur treten Daktylen mehr zurück und häufiger greift die Aufregung zu vielen kleinern Versen, auch zur Tonmalerei, vor allem am Schlusse. Die Ode, die sich an die Fuß-

---

der junge Goethe II, 3 ff. mit willkürlicher Interpunktion. Ueber die Abschrift der Frau von Stein habe ich im Archiv für Literatur VI berichtet. Auch ist die Abschrift Herders und davon die der L. v. Göchhausen bis V. 38 bekannt worden. Auch diese beruhen auf B. Der erste Druck erschien 1810 in den Nordischen Miscellen, dessen willkürliche Auslassungen und Aenderungen wir übergehen. Ursprünglich stand 5 Regen Wolke, A, Regenwolk, B, 7 ff. „Entgegensingen wie die | Lerche die dadroben. | Wen du nicht verl. ꝛc. Nach 12 Komma A, Punkt B. 15 Deukalionsfluthschlamm (der Vers ist angemerkt), 18 zweimal ohne Punkt und Abschnitt (die Bernays hat), 25 Wärm umhüllen ohne alle Interpunktion und noch zum vorigen Verse gezogen, nach 27 der Vers „Wen du nicht verlässest, Genius" als besonderer Satz. 28 Umschwebt und am Schlusse Ausrufungszeichen. 33 Göttergleich noch zum vorigen Verse ohne Punkt und nach demselben kein Abschnitt, die Bernays hat. 44 „Soll der zurückkehren muthig" ohne Fragezeichen, 46 all, 47 Alls, 58 Phöb, 60 Seelen Wärme, 59 ohne Satzzeichen, 63 Glüh ihm entgegen, 64 Phöb Apollen, 67 vorüber gleiten, 69 Grün A, Kraft B. Nach 70 Abtheilungsstrich. 74 quoll. Nach 77 und 82 als besonderer Vers Jupiter Pluvius, 78 Quillt, 79 Quillet müsigen, 84 Ulmen Baum. Nach 91 kein Abschnitt. 93 Sibaris, 94 f.: „In dem hohen Gebürg nicht, | Dessen Stirn die | Allmächtige Sonne beglänzt, 97 f. Den Bienen singenden, Honig lallenden. 101 schloß mit Rad an Rad. 103—105 als ein Vers (Bernays hat „Siegdurchglühten Jünglings", was ich mir nicht angemerkt). 106 wälzt. 107 „Wie von Gebürg herab sich", 109 Thal wälzt, 110 f. „Muth Pindar — Glühte (Glühte? B) — | Armes Herz —". Nach 112—114 jedesmal bloßer Gedankenstrich. 115 „Dort ist meine Hütte —" (ist fehlt B), 116 „Zu waten bis dort hin". An längern Stellen fehlen alle Kommata, wie 84—109. Der erste Druck in den Werken hat 79 Musigen, woraus die Ausgabe letzter Hand richtig Müßigen gemacht hat. Müsigen, das auch Frau von Stein hat, war bloß Schreibfehler statt müßigen; denn Goethe schrieb damals statt ß immer ſſ. Das seltsame Musig

wanderung beim Sturmwetter anschließt, ist eine der merkwürdigsten Schöpfungen der Geniezeit. Der wilde Regen- und Schloßensturm ruft des Wanderers geniale Kraft zur Wehr heraus; er preist den Genius, die wahre Dichterkraft, und in feuriger Begeisterung achtet er nicht des Regens und Sturmes, bis er endlich doch genöthigt wird, dessen Uebermacht zu weichen. Er ist in tiefster Seele sich bewußt, daß sein Genius ihn über alle Gemeinheit des Lebens erheben, ihm selige Wärme und edle Reinheit verleihen werde (1—38). Es ist nicht richtig, wenn v. Loeper sagt, der Dichter fühle sich von Anfang im Schutze des Regengottes, er ist im Schutze seines Genius, und wenn er sagt, er ende mit dem Gotte, mit dem er begonnen, so hat er wirklich unter dessen Herrschaft die ganze Zeit über gestanden, aber durch die Kraft seines Genius ihm widerstanden. Die sich über ihn erhebende Lerche dient ihm als Bild, wie in der Harzreise der Geier.*) — 10. Vom belästigenden (vgl. die Harzreise 72) Sturm wendet er sich zu dem durch den Regen gebildeten Schlamme, den er gleich allegorisch verwendet, indem er ihn als das Ge-

---

im Sinne „von den Musen begeistert" hat an Strehlke einen Vertheibiger gefunden. Vom ersten Druck weicht die Abschrift der Frau von Stein nur an folgenden Stellen ab. V. 5 steht dort Regenwolk, 28 Umschwebt, 46 all, 79 Musigen, 94 Gebürges, 97 Bienensingenden, 107 Gebürg. Bloße Schreibfehler waren wohl 20 den Felsen und 56 Pindaren, um anderer als solcher sich bestimmt herausstellender nicht zu gedenken. Vgl. Schnorr von Carolsfeld „Archiv" VI, 100. Vielleicht beruhen die Abweichungen des ersten Druckes in V. 28, 46 und 97 auf Versehen, etwa auch Gebirgs statt Gebirges. Der Abtheilungsstrich nach 38 ist erst seit der Quartausgabe weggefallen.

*) Sauppe hält das ursprüngliche die da droben für einzig richtig. Wahrscheinlich wollte Goethe später schreiben „wie du (oder die) Lerche da droben." Die da droben war ihm mit Recht anstößig.

meine faßt, über das ihn sein Genius feurig erhebe, über das er rein hinwandle, wie eine Blume, die sich vom Schmutze rein hält, und zugleich stark, wie Apoll, der den schlammgezeugten Drachen Pytho tödtete und dadurch groß wurde.*) Die weitere Ausführung, wie der Genius seinen Liebling überall schütze (17—22), die keinen neuen Abschnitt beginnen darf, ist ohne Beziehung auf das dem Wanderer feindliche Wetter. Der Genius wird ihn selbst auf Felsen leicht betten, ihn mit seinen Flügeln gegen wilde Thiere im nächtlichen Walde schützen. Ganz im allgemeinen schwebt hier des Horaz Schilderung vor (carm. III, 4, 9—20), wie er als Kind, von den Musen geschützt, ungefährdet auf dem Berge geschlafen.

Wenn 10 und 18 abweichend von 1, 3 und 23 Den statt Wen steht, so ist dies auf keine Weise zu entschuldigen und nur daraus zu erklären, daß die beiden Absätze 10—22 wohl ein späterer Zusatz sind, wobei aus Versehen Den statt Wen gewählt wurde. Der Absatz 23—27 schließt sich näher als die Erwähnung des Schlammes und der Schutz des Knaben an; das Wandeln über den reinen Boden finden wir auch 28—38 wieder. Jetzt fühlt der Wanderer auch Schneegestöber, gegen dessen Kälte ihn Musen und Chariten, die Wärme lieben, schützen werden (23—27).**) Er fleht sie an, ihn zu umschweben. Der

*) Deukalions Flutschlamm deutet darauf, daß aus diesem die ganze Erde sich wieder frisch und schön erhob. — Bei Pythius schwebt wohl Hor. carm. I, 16, 6 vor. Auch aus Pindar Ol. XIV, 16 (11) und dem homerischen Hymnus kannte Goethe den pythischen Apollon.

**) Wärmumhüllen, Wärme umhüllen, wie blumensingend, honiglallend 97 f. — Charitinnen, Chariten, Grazien. Charitin braucht so Wieland, auch Schiller in den Göttern Griechenlands 5a, 4.

Schlamm am Boden stört ihn nicht; wie ein Gott wandelt er darüber hin (28—34).*) Sie sind ja rein, wie an sich Wasser und Erde, und so schwebt er, von ihnen umspielt, über Wasser und Erde, den Schlamm. Das ist freilich dithyrambischer „Halbunsinn", der nur die fernere Ueberzeugung ausspricht, daß der Genius ihn nie verlasse. Freilich ganz anderer Art sind die Verzückungen römischer Dichter, wie bei Horaz II, 19. III, 23.

Da sieht er, während der Regen immer stärker wird, einen Bauersmann, in Hoffnung baldiger Heimkehr, rüstig vorwärtsschreiten, was ihn ermuthigt auf seinem schweren Wege, da er fühlt, wie viel mehr er sei als dieser (39—51). Jener Bauer ist klein und schwarz, was wohl auf die Unreinlichkeit geht, aber feurig, eifrig; ihn zieht ein Trunk und das Kaminfeuer an, wobei der Dichter antiker Vorstellungen sich bedient, den Vater Bromius, wie Bacchus von seinem rauschenden Dienste heißt (wie bei Aesch. Agam. 24, aber auch bei Ovid), und das hellodernde Kaminfeuer nennt.**) Und er, der Liebling der Musen und Charitinnen, dem alle von ihnen fließende Seligkeit zu Theil ward***), soll muthlos heimkehren? Hiernach sang Goethe das Lied wohl, als er von Darmstadt heimkehrte. Da befällt ihn der Gedanke, daß äußerliches Aufwallen, das er hier als Vater

---

*) Sohn des Wassers und der Erde, wie selbst der Tragiker Aeschylus (Agam. 49 f.) den Staub den verwandten Bruder des Schlamms nennt.

**) Man könnte denken, hier schwebe die Stelle von dem Wanderer Hor. epist. I, 11, 11. 12 vor, den nach der caupona verlangt.

***) Verherrlichen, hier kühn für „verherrlichend verleihen", wie 119 glühen für glühend fühlen, huldigen für huldigend darbringen. Vgl. zu Ged. 18, 19. — Umkränzende (lohnende) Seligkeit ist als Apposition zu fassen.

Bromius, anknüpfend an die obige Erwähnung, bezeichnet, der Genius des Jahrhunderts sei, der dasjenige vertrete, was dem Pindar die innere Glut gewesen, was der allnährende Sonnengott, der zugleich der Dichtergott, für die Welt sei (52—58). Und so ruft er Wehe über diesen Genius des Jahrhunderts. Innere Wärme, die er näher als Seelenwärme erklärt, muß den Mittelpunkt des Dichters bilden, dieser dem Dichtergotte entgegenglühen, sonst wird dieser ihn keines Blickes würdigen, der Gott ihm gegenüber, der seiner so unwürdig ist, die ohne ihn sich mächtig erhebende belebte Natur höher achten. Schon damals hatte Goethe, wie er Herder vertraute, in Pindar die Kraft der Worte Brust (στῆθος) und Sinn (πράπιδες) erkannt, wodurch ihm eine neue Welt aufgegangen. „Armer Mensch, dem der Kopf alles ist", schreibt er ein paar Monate später.

Aber der Regen strömt unablässig fort. Bisher hat er den Regengott fast unbeachtet gelassen, nur sich gegen ihn gewehrt, sich an die Kraft seines Genius gehalten, Musen und Chariten angerufen, den falschen Genius des Jahrhunderts, Vater Bromius, der an die Stelle von Phöbus getreten, zurückgewiesen, jetzt aber gewinnt der Regengott die Oberhand; er muß ihn verehren, was er in bekannter dichterischer Form thut (71—75). Jetzt fließe ich ganz von dir, du hast mich erfaßt, ich kann nicht mehr meinem Gotte folgen, da du dich meiner bemächtigt hast (76—83). Die Dichterquelle ist die kastalische des Phöbus Apollo. Weder den Anakreon noch den Theokrit hat Sturm und Regen je heimgesucht (84—100). Goethe berichtet selbst an Herder: von Homer und Plato, bei denen ihm die Augen über seine Unwürdigkeit aufgegangeu, sei er an Theokrit und Anakreon gerathen, zuletzt habe es ihn zu Pindar gezogen.

Anakreon erfreut sich des Schattens seiner Ulme. Vgl. Antiker Form sich nähernd 2.*) Theokrit stammte aus Syrakus; nur in einer seiner Idyllen scheint ein Sybarite vorzukommen. Der Sybaris fließt bei der gleichnamigen, durch die Weichlichkeit seiner Bewohner berüchtigt gewordenen Stadt. Goethe denkt sich Theokrit in einem Pappelwalde oder auf einer sonnigen Felshöhe, wo er friedlich singt, mit süßem Munde redet und freundlich zu sich ladet.**) Im Gegensatz zu diesen zärtlichen Dichtern schließt Goethe mit Pindar, dem mächtigsten der griechischen Lyriker, bei dem es stürmt, aber es ist kein Regensturm, der ihn bedrängt, sondern die Glut des Wettkampfes (101—110). Derselbe wird hier mit Bezug auf seine Siegeslieder als glühend beim Wagenwettkampfe bezeichnet.***) Man vergleiche Goethes Aeuße-

---

*) Dich, von dem es begann, dich, in dem es endet. Daß sein Gesang von ihm begonnen, ist im Grunde nicht wahr, wenn er auch durch den starken Regenguß zum Hymnus an den Genius veranlaßt worden; zuletzt endet er ihn. Vorschweben homerische Hymnen an einzelne Götter, die schließen mit den Schlußversen: *Αὐτὰρ ἐγὼ καὶ σεῖο καὶ ἄλλης μνήσομ᾽ ἀοιδῆς, σεῖ δ᾽ ἐγὼ ἀρξάμενος μεταβήσομαι ἄλλον ἐς ὕμνον, αὐτὰρ ἐγὼ οἱ λήξω ἑκήβολον Ἀπόλλωνα ὑμνέων.* Theokrits Vers: *Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα καὶ ἐς Δία λήγετε, Μοῦσαι,* hat Vergil übersetzt. — Zu tändelnden ihn vgl. S. 65*.

**) Sauppe hält die Aenderung Blumen für ein Versehen. Bienensingend will er darauf beziehen, daß Theokrit bienengleich umherschwärme, wie es Horaz von sich sage (carm. IV, 2, 27—32), und er Bienen mehrfach erwähne, da es doch nur heißen soll „so süß singend, wie der Mund der Bienen ist". Aehnlich soll blumensingend bezeichnen „lieblich singend, wie Blumen uns anmuthen"; einen Anstoß könnte man nur darin finden, daß blumenglücklichen 93 vorhergegangen, das wohl heißen soll „der Blumen sich freuend", nicht „ein glückliches Blumenleben führend". Vielleicht aber beruht Blumen hier auf einem bloßen Druckfehler.

***) Räder ist wohl verschrieben statt Wagen. Freilich verlieren wir

rung im genannten Briefe an Herder: „Wenn du kühn im Wagen stehst und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei-, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst und wendest, peitschest, hältst und wieder ausjagst, bis alle sechszehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen — das ist Meisterschaft, ἐπικρατεῖν, Virtuosität."

Es ist ein treffender Zug, wenn, als er gerade Pindars Macht begeistert schildern will, er selbst sich durch seinen Widerstand gegen Sturm und Wetter so erschöpft fühlt, daß er nicht weiter kann, es ihm schwach wird und er nur noch gebrochene Sätze zu stammeln vermag. Dies war früher durch die Satzzeichnung treffend angedeutet, während Goethe später, wo ihm sein Gedicht fremd geworden, dieses Stammeln preisgab und statt desselben eine ungebrochene, aber matte Rede bot. Der Ausruf Armes Herz! bezieht sich auf die ihn befallende Schwäche, die ihn in seiner Begeisterung um so tiefer schmerzt. Als er aber seinen Wunsch ausspricht, sich aus dem Sturmwetter zur nahen Hütte zu retten, muß er vor Erschöpfung nach den Worten „Dort auf dem Hügel" innehalten; er wollte sagen, dort hoffe er sich wieder

---

dadurch einmal das r, aber an rasselten Rad an Rad haben wir des r genug, und dem Laut zu Liebe das bezeichnende Wort zu schädigen scheint nicht gerathen. Auch verlangt die Anschaulichkeit die Erwähnung. — Siegdurchglüht, durchglüht vom Verlangen nach Sieg. — Kieselwetter, mundartlich für Hagelwetter, wie man auch hochdeutsch kieseln braucht. — Glühte. Vgl. zu S. 71.**. Das Fragezeichen nach Glühte, könnte nur bezeichnen sollen, er wiederhole das Wort, um den traurigen Zweifel anzudeuten, ob er selbst auch so glühe. Der frühere einfache Gedankenstrich hatte bezeichnen sollen, er wolle fortfahren zu sprechen, werde aber durch seine Erschöpfung daran gehindert, worauf der Seufzer „Armes Herz!" deutete.

zu erholen. Dieser Beweis seiner Schwäche entreißt ihm den verzweifelten Ausruf „Himmlische Macht“, wie auch die himmlischen Heerscharen in der Noth angerufen werden; man darf ihn nicht als eigentliches Gebet fassen. „Nur so viel Glut (Kraft) zu waten bis dorthin“, wird durch das sich eindrängende „Dort ist meine Hütte“ unterbrochen.*) Seine entsetzliche Noth, drückt sich sehr gut in den abgebrochenen Sätzen aus, die früher durch Gedankenstriche richtiger bezeichnet waren.

Viehoff fragt, ob dieser Abschluß der wünschenswertheste sei — eine Frage, die man nur thun kann, wenn man von jedem Gedichte einen besondern ideellen Gehalt fordert und diesen denn auch im Ganzen findet. Damit aber verkennt man den Dichter, der hier nur die Gefühle ausspricht, in die er während einer Fußwanderung ausbricht, auf welcher ihn Sturm und Wetter so arg mitnehmen, daß er endlich genöthigt ist, halb erschöpft in einer Hütte auf einem nahen Hügel Zuflucht zu suchen. In aller Bedrängniß wird er von dem Gefühle seiner Dichterkraft getragen, die gerade in dieser Noth hervorsprudelt und, wenn sie auch einmal in halben dithyrambischen Unsinn sich verliert, begeistert sich emporschwingt und seinen Drang nach dichterischer Meisterschaft, jenem *ἐπικρατεῖν*, freilich auf etwas phantastische Weise zur Anschauung bringt. Auch ist die launige Absicht bestimmt genug angedeutet, nur von den Erklärern übersehen, daß

---

*) Sauppe sieht in der spätern Auslassung des ist nach dort ein Versehen, aber uns scheint diese absichtlich, ganz entsprechend dem abgebrochenen Tone, wonach auch das zu Glut gedachte gib mir ausfällt. Auch metrisch bezeichnend scheint es, daß der Anapäst gerade nur im Schlußverse eintritt. — Meine Hütte, die er auf seinen Wanderungen so lieb gewonnen.

der Dichter, der so lange auf seine Geniuskraft getrotzt hatte, doch zuletzt von dem Sturm und Wetter gebrochen ist.

15. Seefahrt.

Das Gedicht wurde sogleich Lavater und Merck mitgetheilt, dann auch Boie gesandt, in dessen deutschem Museum es unter der Ueberschrift: „G. (Goethe) den 11. September 1776", also als Brief, im Septemberheft des nächsten Jahres erschien. Bürger ahnte so wenig, die Seefahrt sei von Goethe, daß er Boie fragte, was dieses wie Verse aussehende Ding vorstellen solle, ob es zum Weinen, zum Lachen oder zum Einschlafen sei, nur um einige Verse (15. 23. 29) sei es schade, daß sie darin ständen. Im Jahre 1788 nahm Goethe es mit einzelnen Aenderungen unter der jetzigen Ueberschrift unmittelbar nach Ged. 13 auf.*)

---

*) Ursprünglich begann das Gedicht Tage lang, Nächte lang (in der Abschrift für Lavater Taglang, Nachtlang), 2 stand bei Boie (auch in der Abschrift für Merck, nicht in der lavaterschen) Günstiger, 5 „Und sie wurden mit mir ungeduldig", 9 rückfahrendem (nur bei Lavater schon rückkehrendem), 20 Reisefreude, 30 Herze nieder, 32 Streicht der Schiffer weis, 41 mannlich, was schon Boie in männlich änderte, 44 in die, 45 landend oder scheiternd. Boie hat 31 kömmt statt kommt. Druckfehler sind bei ihm 12 der Apostroph bei entjauchzt und 19 noch statt nach. Bei ihm, wie auch in der merckschen Abschrift, fehlen noch 22—26. In der Sammlung der Frau von Stein stand das Gedicht fast ganz wie in der an Lavater gesandten Abschrift, nur 1 Nächt, 32 Streckt, 41 männlich. Die beiden letztern Lesarten nahm Goethe 1788 auf, wogegen er 1 umgestaltete. Frau von Stein hatte das Gedicht nach Goethes eigener verbesserter Handschrift, wahrscheinlich aus der von ihm selbst für sie angelegten handschriftlichen Sammlung, abgeschrieben. Streckt ist demnach nicht Druckfehler, wie Sauppe dachte.

Die dritte Ausgabe führte 20 durch Versehen das mißlautende Einschiffsmorgens statt Einschiffmorgens ein.*)

Das Versmaß, fünffüßige Jamben, hatte Goethe im vorigen Jahre schon bei Uebersetzung des Klaggesangs von den edeln Frauen des Asan Agan (Balladen 37) angewandt. Nur hat er mehrfach kleine Strophen durch zweifüßige Schlußverse (4, 10, 33, 46) zu bezeichnen gesucht und nicht allein begann er mit zwei sechsfüßigen Versen, sondern solche fließen auch an zwei passenden Stellen (20, 22) ein, und auf die beiden ersten sechsfüßigen folgt als dritter ein vierfüßiger Vers.

Goethe sucht in unserm allegorischen Gedicht, das er bei der Uebersendung an Lavater eine „Ejakulation" nennt, die er freundlich aufnehmen möge, die Besorgniß der Freunde zu verscheuchen, er werde in dem weimarischen Hof- und Staatsleben seines eigentlichen Lebenszweckes verfehlen, die hohen Erwartungen, zu denen er berechtigt habe, nicht erfüllen; ihr gegenüber erklärt er, daß er sich und seiner Bestimmung treu sei und das, was er begonnen, zu vollenden gedenke. Schon am 6. März hatte er an Lavater geschrieben: „Sei nur ruhig um mich! — Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." Die Freunde hatten gemeint, er werde sich ganz der Dichtung widmen, und so waren sie ihm auf seinem Wege mit freudig gespannter Hoffnung gefolgt: als er aber nun einen andern Weg einschlug, sich dem weimarischen Staatsdienste widmete, klagen sie, daß er seiner Bestimmung untreu werde; er aber lebt der Ueberzeugung,

---

*) Die von Strehlke 15 behauptete Lesart blähen statt blühen beruht auf einem Druckfehler in einem Briefe Bürgers (II, 146, Strodtmann).

daß sein Talent auch hier nicht untergehn, sondern zu seiner vollen Entwicklung gelangen werde. Man darf hier keine Zug für Zug durchgeführte Allegorie suchen, nur die Hauptpunkte, die Hoffnungen der Freunde, ihre jetzige Besorgniß und sein festes Selbstvertrauen, treten mit lichter Klarheit hervor.

Im ersten Theile des Gedichts bis 21 spricht der Dichter in eigener Person (vgl. 1. 3 f. 12)*), dann geht er zur dritten Person über. Mit 41 tritt er selbst als Steuermann auf. An Auguste von Stollberg hatte er ein Jahr vorher geschrieben: „Ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande". Sehr schön werden das Nahen des Sturmes und die Noth des wie ein Ball hin und her geworfenen Schiffes bezeichnet.**) Auffallen könnte, daß die Freunde und Verwandten (Freund' und Lieben etwas hart) den Kampf des Schiffes mit den Wellen noch sehen, da wir uns dies schon sehr weit auf dem Meere

*) 5. Waren ungeduldig, da sie schon Tage lang gewartet. — Doppelt, höchst, wie es häufig sich findet. — 6—10 sprechen sie, indem sie sich endlich endlich entfernen. — 9 f. „wird rückkehrendem" kühn für es wird bei der Rückkehr zu Theil. Es fehlt, wie 17 f. Wir haben hier die griechische Verbindung (vgl. zu S. 65**†), nicht die römische wie redeunti tibi. Das Pronomen steht abschließend nach, in etwas anderer Weise S. 72**. — 11. Wards, „ward es", nicht „ward das". — 14. Segenshauch, günstigen Fahrwind, οὖρος. Vgl. Lied 52. Alexis und Dora 33 f. — 15. Blähen, ein kühnes Bild von dem Schwellen der Segel. — 19. Hoffnungslieder heißen die nachschallenden Abschiedswünsche. — 20 f. Sie hofften, die Reise werde so freudig sein, wie der Morgen, wo sie mit ihm auf das Schiff gegangen, und die ersten Nächte, welche sie hier in Erwartung der Abfahrt mit ihm an Bord gewesen.

**) 22. Gottgesandt, nach homerischer Vorstellung; freilich senden bei Homer meist bestimmte Götter Wind und Sturm, aber mehrfach steht das allgemeine θεός. — Wechselwinde, der Wind wechselte mehrmals. — 23. Der, abhängig von ab. — 25. Strebet, aber sucht auf den geraden Weg zurückzulenken. — 26. Schiefen von der geraden Bahn abgelenkten.

denken müssen. Wenn es am Schlusse heißt, scheiternd oder landend vertraue er seinen Göttern, so ist er überzeugt, daß er, sollte er das unternommene Werk auch nicht vollenden können, doch das ihm vom Schicksal bestimmte Ziel erreichen wird. Vier Jahre später schreibt er in seinem Tagebuch: „Vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis oben hinauf reichen.“ Vgl. die Aeußerung oben gegen Lavater S. 76. Das vortrefflich gedachte und kräftig ausgeführte Gedicht leidet ein paarmal doch an Härte des Ausdrucks.

16. Adler und Taube.

Gleichzeitig mit Gedicht 9 an Boie gesandt, dessen Musenalmanach auf 1774 es unter der Aufschrift Der Adler und die Taube S. 109—111 brachte; unterschrieben war es H. D. 1788 nahm Goethe es mit manchen Veränderungen unmittelbar hinter dem vorigen auf.*) Die übrigen Ausgaben gaben es ohne wesentliche Veränderungen.**)

---

*) Im Musenalmanach stand 1 Adlerjüngling, 5 stürzt', 7 zuckt', 9 heilt', 13 Flügel, ach! 14 weggeschnitten! 17 Unwürdger, 18 tieftrauernd, 20 Und blickt, 22 Auge, 23 kömmt, 24 Hergerauscht, 29 Innigtraurenden, 30 Täuber, 34 gutes (statt guten), 43 f. als ein Vers, 45 Punkt statt des Gedankenstrichs, 47 f. und 49 f. je als ein Vers, 51 trüb' erst.

**) Die zweite Ausgabe schrieb 5 hinab statt herab, setzte 13 und 14 Gedankenstrich nach Flügel und weggeschnitten, 26 und Bach (statt am Bach); erst die Quartausgabe stellte am Bach wieder her. Die Ausgabe letzter Hand schrieb 34 nach ihrer Weise wieder gutes. Die Apostrophe 5. 7. 9 hat auch die Quartausgabe nicht hergestellt, obgleich sie wenigstens an den beiden ersten Stellen ganz unentbehrlich sind.

Wie dem von hohem Drang erfüllten Geiste thatlose Beschränkung und genügsamer Genuß verhaßt sind, er, wenn ihm die Bewährung voller Kraft versagt ist, unmuthig sich selbst verzehrt, spricht unsere Fabel eindringlich aus. Daß sie durch eine Neckerei Herders veranlaßt sei, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit. Goethe hatte entschieden Herder seine Mißbilligung über das Unrecht zu erkennen gegeben, das er ihm gethan; ihn noch einmal ernst deshalb anzusprechen, konnte ihm nicht einfallen, und es in dieser Weise zu thun, wäre ungeschickt gewesen. Malerisch schöne Darstellung und feine Charakteristik zeichnen das Gedicht aus.*) Die jambischen Verse sind von wechselnder Länge; meist lauten sie männlich aus, die weiblichen hat der Dichter oft bezeichnend verwandt, wie auch die seltenen Anapäste (15. 19. 26. 53).

17. Prometheus.

Im September oder October 1773 hatte Goethe die zwei Aufzüge seines Dramas Prometheus in zwei Akten geschrieben. Unser davon unabhängiges Gedicht scheint anfangs 1775 zu fallen. Vgl. meine Erläuterungen des Dramas. Haltlos ist die Behauptung v. Loepers, das Gedicht sei eine Beilage zu Goethes Brief an Merck vom 4. Dezember 1774; denn der betreffende undatirte Brief hat mit dem Prometheus nichts zu thun.

*) 4. Senkrecht. Vgl. Lied 76, 5. — 5. Der Myrthenhain, wie der goldne Sand und Zweig (26 und 37) und der Silberquell (46) dienen bloß zur Hebung der Darstellung. Charakteristisch sind die übrigen Beiwörter. Absichtlich stehn 8 lange, lange Nächte lang gegen 6 drei Tage lang und 11 allheilender nach allgegenwärtger. — Rucken (27) vom Ton der Tauben (roucouler), entsprechend dem Girren der Turteltauben. — Neugiergesellig (30) ist eine etwas schwere Zusammensetzung.

Was hiermit übersandt worden, wissen wir nicht; der Brief selbst gehört wahrscheinlich in das folgende Frühjahr. Ja, daß der in Mercks Nachlaß gefundene Prometheus diesem Zettel beigelegen habe, läßt sich mit nichts begründen. Daraus, daß V. 42—45 aus dem Drama herübergenommen sind, ergibt sich nicht, wie lange Zeit zwischen diesem und der ganz neuen balladenartigen Behandlung des Stoffes liege. Goethes eigener Gedanke, unser Prometheus sei als dritter Aufzug des Dramas gedichtet worden, war höchst unglücklich. Urlichs wollte auf unser Gedicht Goethes Aeußerung an Johanna Fahlmer aus dem April 1775 beziehen: „Hier ist Prometheus", die aber vielmehr auf das Drama geht, das die Freundin zu lesen wünschte. Fr. Jacobi erhielt von Goethe die Ode während seiner Anwesenheit zu Frankfurt im Januar oder Februar 1775. Als er am 6. Juli 1780 Lessing besuchte, zeigte er ihm diese, die er in seiner Brieftasche mit sich führte, mit den Worten: „Sie haben so manches Aergerniß gegeben; so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen." Doch dieser entgegnete, der Gesichtspunkt, aus dem das Gedicht genommen, sei sein eigener, und es gefalle ihm sehr. Im Sommer 1785 gab Jacobi seine Briefe über die Lehre des Spinoza heraus, worin er diese Aeußerung Lessings mittheilte; das Gedicht ließ er, ohne Nennung des Verfassers, auf zwei besondern, nicht paginirten Blättern abdrucken, die herausgenommen werden könnten, sollte etwa seine Schrift wegen desselben konfiszirt werden. Auf einem beigegebenen Karton standen die Worte: „Dieses in sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung gerichtete Gedicht kann aus guten Ursachen nicht mitgetheilt werden." Dem Vorbericht ging mit Goethes Namen, aber ohne Ueberschrift Gedicht 20 vorher. Goethe war ärgerlich,

daß Jacobi es so veranlaßt habe, daß die Leute bei dem noch ärgerlichern Prometheus mit Fingern auf ihn deuteten. Indessen ahnten Mendelssohns gegen Jacobi streitende Freunde gar nicht, daß der Prometheus von Goethe sei; sie wollten nicht glauben, daß Lessing solche Schülerverse bewundert habe. Drei Jahre später nahm Goethe das Gedicht unter dem jetzigen Titel mit einigen Aenderungen unmittelbar hinter dem vorigen auf.*) Der arge Druckfehler Müßt statt Mußt (6) wurde in dem ohne Goethes Vorwissen vom Verleger im Jahre 1790 herausgegebenen wohlfeilern vierbändigen Abdrucke verbessert. Erst die zweite Ausgabe änderte Aermers in Aermeres, und zwar schon in der Handschrift. Der Abdruck der ersten Ausgabe in vier Bänden, an der Goethe selbst keinen Antheil

---

*) Bernays gibt nach der von Goethe Merck geschickten Handschrift folgende Abweichungen vom ersten Drucke in den Werken: 3 dem fehlt, 6 Mußt, nach 7 Absatz, 8 Die du nicht gebaut Vers für sich, 12 kenn, 15—18 als zwei gleiche Verse, 21 Als ich, 22 wo statt noch, 23 Kehrt mein und Aug', 28 schließt mit wider, 29 beginnt mit Der, 32 du's, 36 da droben als ein Wort, 40 gestillt, 46 Du fehlt, 47 sollt, 48 fliehn, 49 alle Knabenmärgen (so!), 54 f. Zu leiden, weinen, Genießen. Jacobis Abdruck weicht in folgenden Punkten von dieser Handschrift ab. 9 f. als ein Vers, 12 steht kenne, 15 Opfersteuren, 22 wußt', 27 Bedrängter statt des Bedrängten. 37 Wofürs?, 40 gestillet, 49 f. alle Knabenmorgen, Blüthen, Träume — reiften, 55 Zu genießen. Auch Goethes Sammlung der Gedichte vom Jahre 1777 hat sich erhalten, aus der die Abschrift der Frau von Stein geflossen. Goethe hatte hier 2 Knabengleich als ein Wort geschrieben, nach 7 keinen Absatz gemacht, 12 ärmeres gesetzt, 23 kehrte, 49 alle Knabenmorgen. Die Schreibfehler der Frau von Stein lassen wir unerwähnt. In der zur ersten Ausgabe der Werke angelegten Sammlung der Gedichte sind nur V. 4, 6 12 f. von Herder mit Röthel angemerkt, aber nichts ist geändert.

hatte, gab 6 Mußt statt Müßt, das aus ihm auf alle übrigen fortgepflanzt wurde.

Das freie reimlose Versmaß ist fast ganz jambisch-anapästisch, aber an einzelnen Stellen scheint doch, wie wir dies schon früher bei diesen Strophen fanden, der trochäische Rhythmus einzutreten. So möchten wir 6 Müßt mir meine Erde, 20 Hoffnungsvollen Thoren, 33 Heilig glühend Herz, vielleicht auch weil nicht alles trochäisch lesen. Anapäste treten besonders seit der zweiten Strophe sehr wirksam ein; denn auch die kurzen Verse Wer half mir? (28) und das schließende Wie mich! sind so zu lesen. Später ist noch manches metrisch umgeändert worden, durch vollere Form und andere Verseintheilung.

Unser Gedicht ist keineswegs eine Verleugnung der Vorsehung, wie Jacobi und andere meinten, welche sich darüber als die schärffste Gottlosigkeit entsetzten*), sondern die mythische Person des ganz auf sich gestellten Menschenbildners prägt sich hier frei aus, die aber Goethe ganz abweichend von der griechischen Sage sich denkt. Zeus ist nicht die waltende Gottheit, sondern der mythische mit Prometheus streitende Himmelsgebieter, der, mag er sich auch freuen, die Höhen mit seinem Blitze zu treffen, doch des Prometheus Eigenthum, die Erde, nicht vernichten, seine Hütte und seinen Herd, für den er sich den Feuerfunken wider des Zeus Willen geholt hat, nicht zerstören kann, was für Goethes

---

*) Delbrück meinte, Prometheus zeige, wohin das Gefühl der Unabhängigkeit von der Natur führe, wenn ihm nicht die Anerkennung der Abhängigkeit von einem geistigen Wesen zur Seite gehe; das Gedicht sei ungöttisch, weil es eine blindwirkende Urkraft an die Spitze der Dinge setze. Von solchen metaphysischen Fragen handelt es sich hier nicht. Hamann wußte es ganz anders zu würdigen als Mendelssohn, der es kläglich fand.

eigenthümliche Auffassung des Mythus sehr bedeutsam ist. Als Verhöhnung des Gottesglaubens gedacht, wäre das Gedicht geradezu albern, da es ja von ganz bestimmten mythischen Verhältnissen ausgeht. Seiner Menschenschöpfung freut er sich noch immer von Herzen. Den Blitz des Zeus fürchtet er nicht; mag dieser auch seine Wolken zusammenziehen, mag hohe Berge und Eichen treffen, seine Erde kann er ihm nicht entreißen, seine Hütte, das Werk seiner Hände, nicht zerstören, seinen Herd muß er ihm lassen, um den er ihn beneidet (1—11). Des Zeus Blitz verspottet er als den schwachen Stab, womit der Knabe seine kindische Laune befriedigt.*) Die Göttermacht verhöhnt er; sie beruht nur auf den Aberglauben der Menschen, die glauben, etwas von ihnen erlangen zu können und deshalb ihnen opfern (12—29). Hierbei schwebt der Spott des Lucian im Göttergespräch Prometheus über die nach Fettdampf lüsternen Götter vor, und die köstliche Dichtung des Aristophanes in den Vögeln, wo Prometheus ausführt, wie die Götter hungern müßten, wenn die Vögel ihnen die Opferzufuhr abschnitten. Wie es mit ihnen stehe, weiß er endlich. Auch er hat einst als unverständiges Kind sich an den Himmel gewandt, von dort in seiner Noth theilnehmende Hülfe erwartet (21—27).**) Aber gegen die Titanen, die ihm Tod oder Sklaverei drohten, fand er keine Hülfe von oben, er mußte sich selbst durchkämpfen, und

---

*) Erich Schmidt hat auf das Bild in Ossians Temora hingewiesen; Fingals Speer in Ossians Hand sei nicht der Stab des Knaben, womit er Disteln in der Runde abschlage.

**) Sein Auge war verirrt, da er Hülfe von den Göttern hoffte, und glaubte, sie würden seine Klagen hören können und dann barmherzig gleich ihm selbst sein.

doch war er so befangen in der Vorstellung von gnädig helfenden Himmelsmächten, daß er dafür dem Zeus den feurigsten Dank darbringen wollte.*) 36 bildet den Uebergang zum Folgenden. Jetzt ist er endlich zur Einsicht gekommen, wie es mit der Macht und dem Willen des Zeus steht, daß er, wie er selbst, dem Schicksal unterworfen, und kein Helfer, sondern ein eigensüchtiger Herrscher ist (37—45). Durch einen langen harten Kampf zum Manne herangereift, hat er erkannt, daß Zeus sich um nichts kümmere; dieser habe seine Schmerzen nie gelindert, seiner ängstlichen Thränen nicht geachtet, er selbst aber hat im Kampfe mit dem Schicksal sich gestählt**), das jenen nicht weniger beherrscht als ihn selbst. Hat er auch viel leiden müssen, deshalb haßt er das Leben nicht, hat es nicht aufgegeben, weil er manchem Glückstraum hat entsagen müssen (46—50). Zuletzt gedenkt er der würdigen Thätigkeit, die er jetzt gefunden, der Schöpfung der Menschen, eines neuen Geschlechtes, das ganz ihm gleich sei, des Zeus nicht achte (50—56). So ist das Bild des Menschenvaters, der durch langen Kampf, auch ohne den Beistand des herzlosen Herrschers die Titanen besiegt hat und sich ein ihm gleiches, an ihm hängendes Geschlecht geschaffen***), durchaus eigenthümlich vollendet.

---

*) Der Dichter nimmt an, Prometheus habe, während Zeus im Himmel herrschte, noch auf Erden mit den Titanen zu kämpfen gehabt. *Heilig glühend* nennt er sein Herz, weil es von den edelsten Gesinnungen belebt war, was 35 f. weiter ausführen. V. 24—27. *Betrogen* war er, da er glaubte, Zeus werde sich seiner annehmen.

**) Er nennt neben dem „ewigen", von Anfang an bestehenden Schicksal (vgl. 18, 6 zu Lied 72) die Zeit, welche *allmächtig* ist, alles vollendet.

***) Im zweiten Aufzug des Dramas sprach Prometheus: „Sieh nieder, Zeus, | Auf meine Welt: sie lebt! | Ich habe sie geformt nach meinem Bilde, |

18. Ganymed.

Blume glaubt der Einbildung v. Loepers, die Ode gehöre spätestens dem Frühling 1774 an; denn es spreche sich darin eine ganz werthersche Naturempfindung aus, ja sie sei eigentlich eine Rhythmisirung des Briefes Werthers vom 10. Mai. Sie dürfte dem Frühling 1777 angehört und eines der Gedichte gewesen sein, die er am 20. April nebst Herders Liedern der Liebe an Frau von Stein sandte. Worauf sich Bernays' Versetzung in das Frühjahr 1775 gründet, weiß ich nicht. Von Goethes Handschrift haben wir Abschriften der Frau von Stein und Herder; auch in der Fassung von 1777 liegt sie vor und in einer Abschrift der Göchhausen, dann in einer von Herder durchgesehenen Handschrift für die erste und einer andern für die zweite Ausgabe.*)

Ein Geschlecht, das mir gleich sei | Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich, | Und dein nicht zu achten, | Wie ich." Wenn Goethe in der zweiten Hälfte Januar 1775 an die Gräfin Auguste von Stolberg schrieb: „Mußte er (der Unendliche) Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei," so ist es mir unbegreiflich, wie v. Loeper hierin ein „verstecktes Citat" (aus dem Prometheus?) sehn konnte, da der Ausdruck biblisch ist.

*) Der erste Druck gab 1 Morgenglanze statt Morgenroth und zog die hier noch folgenden Worte Du rings mich zum zweiten Verse. Die andere Handschrift zieht noch Frühling, Geliebter! zum zweiten Verse. 4 hat Herder Lebenswonne, 6 die zweite Handschrift Wonne. 17. Beide Handschriften Morgenwind! 18. In der zweiten folgt Aus dem Nebelthal als ein eigener Vers. 20. Die eine Handschrift komm! nach dem Verse Absatz. 21. Zwei Ausrufungszeichen und Gedankenstrich. 22 Ausrufungszeichen nach strebts. 27 führt die weimarische Ausgabe als verschiedene Lesarten aus einzelnen Blättern an, deinem statt eurem und sogar meinem, 30 aufwärts als Vers für sich, deinem die erste Handschrift. 31 all-

Vortrefflich schildert unsere Vision, wie der wonnige Frühlingsmorgen die Sehnsucht nach einem reinern, höhern Leben in der Seele wach ruft. Man vergleiche damit die siebente Elegie. Delbrück freilich sieht hier den philosophischen Dichter. Der Trieb nach Vereinigung mit der schönen Natur, eine der vornehmsten Ursachen von der Religiösität gefühlvoller Menschen, möge Goethe diese Phantasie eingegeben haben. Der herrliche Glanz und die erquickende Wärme der schönen Natur am Frühlingsmorgen erfüllen den Dichter mit solcher Wonne, daß er diese liebend umfangen möchte (1—8).*) Er wirft sich denn auf den blühenden Rasen, aber auch hier findet sein glühender Drang keine Befriedigung; er schmachtet nach ihr, während Blumen und Gras ihn umspielen (9 f.).**) Da weht ein fächelnder Wind ihm Labung zu (vgl. Lieder 67 Str. 6 f.), und die Nachtigall, die aus dem noch vom Nebel bedeckten Thale ihre Stimme erschallen läßt***), weckt seine tiefe Sehnsucht; sie scheint ihm wie eine Stimme aus einer andern Welt zuzurufen, der er folgen

---

freundlicher die zweite Handschrift. Die freien reimlosen Verse sind jambisch-anapästisch, mit verhältnißmäßig seltenen Anapästen. Nur die beiden ersten Verse der dritten Strophe könnten trochäisch zu messen sein. Zweimal finden sich Verse von einem und ebenso oft Verse von zwei Füßen. Auch haben wir zweimal kurze Strophen von zwei Versen.

*) Schöne (Schönheit) redet er die Natur an. — Ewig, wie im vorigen Gedichte 44.

**) Daß ich führt den sehnlichsten Wunsch ein.

***) Vor ruft (18) ist mit bekannter Freiheit es ausgelassen. Nach Nachtigall, vielleicht auch nach nur, muß Komma stehn. Mit ruft drein (in den Wind) kann unmöglich nach mir verbunden werden; liebend muß mit dichterischer Prägnanz im Sinne liebend sich sehnend stehn, ähnlich wie rauschen für rauschend gehn Ged. 20, 21. Vgl. S. 71**.

muß, nur weiß er nicht, wohin (11—19). Ja er verspricht ihr zu folgen, wenn er auch bang ist, wohin es ihn führen wird (20 f.). Die nächste Strophe (22—31) spricht den ihn hebenden ziehenden Drang nach oben aus. Er fühlt, daß es ihn heraufzieht (es strebt) von der Erde, an deren Brust er ruht. Und die Wolken scheinen sich herabzulassen, um den liebevoll nach dem Himmel sich Sehnenden aufzunehmen. Ja, er fühlt, daß ihm dieses gelte („Mir! Mir!"). Von den Wolken getragen (der sehnenden Liebe, vor Liebessehnsucht), fährt er aufwärts; liebevoll umschlingt er sie, selbst von ihnen umschlungen; sie sollen ihn tragen zum Vater der Liebe, dessen ewigen Hauch er im wonnigen Frühling empfindet. In dem letzten Rufe allliebender Vater liegt die abschließende Pointe des Gedichts. So tritt also auch hier die Ahnung ewiger Liebe hervor, die den Dichter beseelt, wie in der Harzreise und sonst so oft. Man könnte meinen, die Ueberschrift Ganymed würde bezeichnender lauten der neue Ganymed (vgl. der neue Amadis Lieder 2); aber der Name scheint hier zunächst durch das vorhergehende Gedicht veranlaßt, zu dem es der gerade Gegensatz ist, da, wie Prometheus sich von Zeus abwendet, hier der von der Schönheit der Natur ganz ergriffene Dichter zum Himmel hingerissen wird. Nach der spätern Sage ließ Zeus den Sohn des trojanischen Königs Tros durch seinen Adler rauben, um sich seiner Liebe zu erfreuen. Bei Homer heißt es, die Götter hätten ihn entrafft.

19. **Grenzen der Menschheit.**

Auf unsere Ode hat Urlichs die Worte Goethes in einem Briefe (vor der Mitte April 1775) an Johanna Fahlmer be=

zogen: „Anbei eine Ode. Wie gefall' ich Ihnen, auf dünnen Prophetenstelzen, Fürsten und Herren ihre Pflicht einredend?“ Dagegen bemerkt v. Loeper (Archiv IV, 98), unsere Ode enthalte keine Mahnung an die Großen, die er in den Anfangs- und Schlußstrophen des folgenden Gedichtes, besonders in der drittletzten Strophe das fürstliche suum cuique, finden will. Beide beziehen die dünnen Prophetenstelzen auf die kurzen Verse, aber das Prophetische hat mit kurzen Versen wenig zu thun, und statt dünn müßte schmal stehn. Vgl. unten zu 21 die Aeußerung Goethes in einem Briefe vom 1. Mai: „Ich schicke Ihnen das Höchste und Tiefste, eine Hymne und einen Schweinstall. Liebe verbindet alles“, in welcher sich das Gefühl des Gegensatzes, das er in unserer Ode, die man wohl Hymne nennen kann, gleichsam parodisch ausspricht. Schöll setzt das Briefchen 1780, aber es kann sehr wohl 1779, kurz nach der Vollendung der Iphigenie, fallen, an deren lyrische Monologe das Gedicht erinnert. Goethe nahm die Ode 1788 unmittelbar hinter der vorigen auf; in den folgenden Ausgaben wurde nichts verändert, nur fehlen seit der Ausgabe letzter Hand die unentbehrlichen Kommata nach Str. 3, 1 und 3.*)

Von den freien reimlosen Strophen sind die drei ersten daktylisch-trochäisch, die beiden letzten jambisch-anapästisch. In der ersten haben 1, 2, 4, 5—7 Daktylus und Trochäus, der Schlußvers eine Silbe weniger, der dritte Vers mit einem vorangehenden Trochäus, der vierte mit einem Vorschlag; der sechste

*) Die Ode hat sich außer der Druckhandschrift zur Ausgabe von 1786 nur in einer Abschrift Herders unter dieser Aufschrift und mit zwei offenbaren Schreibfehlern erhalten, da denn (17) zum folgenden Verse gezogen und sie mit sich verwechselt ist.

Vers als Schluß der ersten Hälfte besteht aus —⏑⏑—⏑—. In der zweiten Strophe haben wir den Adonius —⏑⏑—⏑ V. 2, 4, 9, 10, mit einem vorangehenden Trochäus 6, um eine Silbe verkürzt 3; bloß zwei oder drei Trochäen stehen 1, 5, 7, 8. Der Adonius findet sich in der dritten Strophe in 1, 2, 4 und den drei schließenden Versen, eine Silbe weniger 4; auffällt 3, wo der Adonius einträte, wenn das wohl in wohlgegründeten fehlte. In der vierten Strophe findet sich der Adonius nur bei der Frage 1 f. Die Antwort besteht aus fünf Versen ⏑—⏑—⏑, zwischen denen nach dem zweiten ⏑—⏑—⏑—. Auch die letzte zeigt nur kleine jambische Verse, von denen 2, 3, 6 anapästisch schließen, nur der erste bloß aus zwei Jamben besteht. Das wechselnde Versmaß entspricht auf das glücklichste dem Inhalt.

Wie das vorige Gedicht durch einen holden Frühlingsmorgen, so scheint das vorliegende durch ein Gewitter veranlaßt, nur tritt diese Veranlassung nicht so selbständig, wie dort, hervor. In der ersten Strophe spricht der Dichter seine liebevolle Verehrung der im Gewitter so groß und mächtig ihre Macht offenbarenden, aber zugleich segensvoll wirkenden Gottheit in innigster Weise aus.*) Str. 2 f. Der Mensch darf sich nicht Gott gleich dünken. Will er wie ein Gott zu den Sternen dringen, so fällt er als

*) Alle Beiwörter sind hier bezeichnend gewählt. Uralt deutet auf die ewige Weltordnung, heilig auf die göttliche Natur, das Goethe so geläufige gelassen auf die Ruhe im Gegensatze zu der altbiblischen und heidnischen Vorstellung, daß Gott im Grimme daherfahre, wogegen am Schlusse die Vorstellung benutzt wird, daß er selbst im Gewitter einherwandle. 1 Könige 19, 11 f. kommt der Herr in einem „stillen sanften Sausen" nach starkem Winde, Erdbeben und Feuer. Vgl. Klopstocks Frühlingsfeier, die unserm Dichter sehr lieb war, Str. 14 ff. 27.

Opfer seines Uebermuthes.*) Der Dichter stellt sich hier etwas sonderbar einen Menschen vor, der zum Himmel wandeln zu können wähnt. An den Himmelsflug des Dädalus wird eben so wenig als an den auf dem Pegasus sich zum Himmel schwingenden Bellerophon gedacht, wie die „unsichern Sohlen" beweisen.**) Bleibt er auf der Erde stehn, auf die er durch seine ganze Natur angewiesen ist, was Str. 3, 1—4 treffend ausführen, so ist er nicht einmal so hoch wie die Eiche oder der Weinstock.***) Str. 4. Daß der Mensch doch mit den Göttern verwandt sei, überspringt der Dichter, um gleich zum Gegensatze, der raschen Laufbahn des vergänglichen Menschen zum ewigen Leben der Götter, zu kommen. Die Zeit ist für sie ewig, vergeht nie, während wir in ihr geboren werden und sterben. Sie werden als am Ufer stehend gedacht. Viele ist zu schwach, wenn es auch durch ein ewiger Strom erläutert wird. Statt vor 32 sollte vorüber stehn. Str. 5. An den bildlichen Ausdruck vom Strom der Zeit schließt sich der eigentliche vom Leben an. Unser Leben ist kurz, während ihr Dasein ewig ist, an das sich unmittelbar neue Menschengeschlechter anschließen.†) Dem kurzen

*) Der antike Gebrauch der Götter ist hier nicht so auffallend, wie in Schillers modernen Dramen. Im Ausrufe ist Götter! gangbar.

**) Das Berühren der Sterne mit dem Scheitel schwebt wohl aus Horaz carm. I, 1, 36 vor. Die Griechen sagen mit dem Haupte den Himmel berühren von dem, welcher unsterblichen Ruhm sich erwirbt.

***) Ich kann nicht die Berechtigung anerkennen, mit Kern hier im Baume ein Bild des dem Menschen möglichen und wünschenswerthen Strebens anzunehmen. Klopstocks Nachtigall (Ode 10) bewundert den Menschen, der im Gegensatz zu ihnen „wie der wachsende Ahorn stolz sich erhebt, der Erde Gott". Bei Horaz carm. I, 3 wird von Dädalus bemerkt, er habe auf Flügeln, die den Menschen versagt seien, in den Himmel gelangen wollen.

†) Blume hat sich durch v. Loepers Behauptung täuschen lassen, 40 stehe

Leben der Menschen steht das nie endende der Götter, dem kleinen Ring die unendliche Kette entgegen. Die Ueberschrift deutet auf die zwei Grenzen der Menschheit hin, daß wir nur auf die Erde und ein kurzes Dasein angewiesen sind. Von diesen wird die Ausführung der ersten an die Begründung der „kindlichen Schauer" durch die Mahnung, sich nicht den Göttern gegenüber zu vermessen, angeknüpft, aber dies erscheint mehr nebensächlich, der Hauptpunkt liegt in der Ausführung des zeitlichen Gegensatzes, in welchem das durch die bei einem Gewitter erregte Stimmung veranlaßte Gedicht einen passenden Abschluß erhält. Kerns Inhaltsangabe bringt die fremdartigen Gedanken hinein: „Der Mensch jedoch, welcher einseitig und rücksichtslos ideale Ziele (der Wahrheit oder Schönheit) verfolgt, verliert allen Halt im Leben; wer aber einseitig und ohne alle Empfänglichkeit für Ideales nur praktische Ziele verfolgt, bleibt auf Niedriges beschränkt. Schon die kurze menschliche Lebenszeit hindert den Menschen, auf beiden Gebieten Höchstes zu erreichen, aber was der einzelne Mensch nicht vermag, das leistet annähernd die verbundene Arbeit des ganzen Menschengeschlechts."

20. Das Göttliche.

Unsere Ode ist gemeint, wenn Goethe am 19. November 1782 an Frau von Stein schreibt: „Schick mir die Ode; ich will

---

in der Handschrift H 4 für die Ausgabe von 1788 *sie* statt *sich*, wie in Herders Abschrift, was im Goethe-Jahrbuch X, 272 wiederholt wird. Nun heißt es freilich in der weimarischen Ausgabe II, 314: „40 *sie* H 4 H 81 [Herders Abschrift]. Wenn auch H 4 die Aenderung nicht enthält, so kann sie sehr wohl in die Abschrift von H 4, das eigentliche Druckmanuskript, eingetragen worden sein." Also nirgends steht wirklich dieses *sie* als in der durch zwei Druckfehler sich auszeichnenden Abschrift Herders.

sie ins tiefurter Journal geben. Du kannst sie immer wieder haben." Sie erschien ohne Ueberschrift im vierzigsten Stücke dieses Journals, das auch ein am 9. November gedichtetes Distichon (Antiker Form sich nähernd 20) brachte.*) Goethe hatte ohne Zweifel die Ode, gleich nachdem er sie gedichtet, der Freundin mitgetheilt, die großes Gefallen daran hatte. Nichts war natürlicher als daß er, als der alte Freund Jacobi 1784 in der zweiten Hälfte des September bei ihm einsprach, wo beide ihre Ansichten über Gott und Welt vertraulich gegen einander austauschten, ihm dies Gedicht als ein Bekenntniß seines Glaubens gab, selbst angenommen, daß Jacobi, was kaum glaublich, sonst nichts vom tiefurter Journal zu sehn bekommen. Daß dieser es im folgenden Jahre unter Goethes Namen ohne Ueberschrift in den Briefen über die Lehre des Spinoza abdrucken ließ, ist zu Gedicht 17 bemerkt; der Abdruck war aber nicht ganz genau. Von Loepers Beziehung eines goetheschen Briefes vom April 1775 auf unsere Ode ist zu Gedicht 19 erwähnt. Wenn Jacobi in derselben Schrift den Prometheus und unser im geraden Gegensatz dazu stehendes Gedicht mittheilte, so folgt daraus nicht, er habe sie zu gleicher Zeit erhalten. Die Ephemeriden der Literatur und des Theaters brachten die Ode unter der Ueberschrift Der Mensch und mit Goethes Namen am 18. März 1786, offenbar nach Jacobis Schrift. 1788 ließ Goethe sie in der zweiten Sammlung unter der jetzigen Aufschrift dem vorhergehenden Gedichte folgen, wo leider durch Versehen nach 9 der durchaus nöthige Vers „Ihnen gleiche der Mensch!" aus-

*) Schon der Zeit nach kann sie nicht in den Zeilen an den freimaurerischen Komponisten Kayser vom 20. Juli 1781 gemeint sein, dem er ein Lied übersandte, dem mehrere zu demselben Zweck bestimmte nachkommen sollten.

gefallen und danach in allen Ausgaben, auch in der Quartausgabe, weggeblieben und nur in der weimarischen Ausgabe aufgenommen ist.*) Auch ein paar andere Aenderungen traten hier ein.**)

Baumgart (Goethes Geheimnisse S. 42) bemerkt, Goethe gründe, wie Kant den Glauben an Gott und die andere Welt auf den moralischen Glauben. Die Ode preist die Empfindung für das Edle und Gute, durch die wir über alle übrigen Wesen erhaben sind, wie Klopstock oft den Vorzug des Menschen vor allen endlichen Wesen feiert, daß Gott uns eine unsterbliche

---

*) Daß der Vers unentbehrlich ist, kann kein gesunder Sinn leugnen, woraus folgt, daß sein Ausfall nicht beabsichtigt sein konnte. Meine Wiedereinsetzung gehörte zu den manchen von mir vorgenommenen Hebungen des Textes. Die Richtigkeit derselben hatte auch v. Loeper zuerst eingeleuchtet, aber bei der zweiten Ausgabe galt es mir zu widersprechen. In seiner Weisheit fand er, dem Anthropomorphismus von Str. 2 und 9 habe der Vers, zur Vermeidung eines circulus vitiosus, geopfert werden müssen. Aber dieser circulus vitiosus gehört nur dem Herausgeber der zweiten Ausgabe, der keinen Versuch gemacht hat ihn nachzuweisen. Auch jetzt noch schließt die Ode damit, daß der Mensch die Götter verehrt, als ob sie dasjenige im großen thäten, was die besten Menschen im kleinen möchten, edel und gut sein. Bei der weimarischen Ausgabe erklärten sich die Redaktoren für mich und so ging der Vers nicht verloren, aber im Berichte (Goethe-Jahrbuch X, 271) trat v. Loeper wieder als Vertheidiger des Wegfalls bei: freilich entstehe durch die Entfernung des Verses ein innerer Widerspruch, aber die Poesie bewege sich nicht nach strenger Logik. Solch bodenloses Gerede scheute er nicht ernstlich vorzubringen!

**) Ursprünglich stand 13 unfühlbar, 28 Wählt (statt Faßt), 30 Und bald (statt Bald auch), und es war 8 Höheren, 16 Böse, 30 Unseres anfangs geschrieben. In der zweiten Ausgabe trat 44 Den (statt Dem) Guten ein, was wir für einen leider fortgepflanzten Druckfehler halten. Erst später wurden 10 und 60 die Formen ohne d statt ahndend (9) und geahndeten eingeführt.

Seele verliehen. Auf diesen Kern des Gedichtes deutet auch die Ueberschrift hin. Delbrück in seinem Christenthum meinte, am stärksten trete hier hervor, daß Bewußtsein der uns inwohnenden Willensfreiheit Anfang der religiösen Weihe sei. Die Strophen sind in jambisch-anapästischen Versen geschrieben, meist zwei- oder dreifüßigen; jeder Fuß kann Jambus oder Anapäst sein oder der letzte noch eine Silbe mehr haben, auf ⏑—⏑ oder ⏑⏑—⏑ auslauten. Einzelne Verse sind schwer auszusprechen. So beginnen anapästisch denn unfühlend, Wind und Strömen. Ueber Böse, dagegen jambisch Höherer Glänzen, Rauschen.

Aus der tiefsten Seele bricht des Dichters Wunsch hervor, daß alle Menschen edel sein möchten*); dies fordert ja seine höhere Natur, die ihn von allen uns bekannten Wesen unterscheidet (1—6).**) Aber wir ahnen auch höhere Wesen, die der Dichter, nach Art der Morgenländer (vgl. Divan XII, 10, 57), segnend begrüßt. Möge nur der Mensch so handeln, daß wir auch an solche Wesen glauben (7—12). Daß die Naturwesen blind, ohne alle Unterscheidung von gut und bös walten, wie wir sagen, gefühllos sind***), führen 13—24 aus. Der Dichter nennt als Naturwesen nur solche, von denen unser Leben abhängig ist, Sonne, Mond und Sterne, Wind, Fluten†), Donner und Hagel††),

*) Edel wird durch hülfreich (wohlthätig) und gut (sittlich) erklärt.

**) Den Absatz nach 6 lassen einzelne Ausgaben mit Unrecht weg.

***) Statt Goethes unfühlbar schrieb Herder unfühlend, das Goethe schon nothwendiger 1772 braucht (Kunst 2, 92).

†) Ströme kann nur von überflutenden, zerstörenden Strömen verstanden werden; es steht eben so frei neben Wind, wie Hagel neben Donner.

††) Nur ein Schreibfehler der Göchhausen war Eilen. — Rauschen, im Sinne von rauschend gehn. Vgl. zu Ged. 14, 19.

nicht die unter ihm stehende Thierwelt. Sie folgen dem ihnen angewiesenen Wege, ohne zu fragen, wen sie treffen. Zu diesen Gewalten gehört auch das Glück, das Schicksal, nur als todbringende Parze aufgefaßt (25—30).*) So folgen alle Naturwesen der in sie gelegten Bestimmung (31—35).**) Nur der Mensch kann das, was allen übrigen unmöglich, er unterscheidet zwischen Gut und Bös, und kann dazwischen wählen, über das, was andere gethan, richten, auch durch eine aus freiem Willen mit sittlicher Kraft ausgeführte That dem vergänglichen Augenblicke Dauer verleihen, da eine gute That in ihren Folgen ewig währt (36—41).***) Wie der Mensch sittlich auf andere zu wirken vermöge, führen 42—47 aus. Er kann nach seiner sittlichen Erkenntniß dem Guten seine Billigung, dem Bösen seine Mißbilligung zu erkennen geben, heilen den Verdorbenen und retten den dem Abgrund Zueilenden, alle von der rechten Bahn Abgekommenen und blind Umherschweifenden zum gemeinsamen Besten verbinden. Daran schließt sich der Gedanke, daß wir uns die Götter nach dem in uns liegenden Bilde des Guten und Edlen denken, wir sie im Großen das thun lassen, was uns im Kleinen recht scheint (48—53). Nachdem der Dichter so seinen

---

*) Auch so tappt, eine kräftige Umstellung für So tappt auch. Die goethesche Stelle schwebte Schiller wohl in seinem Gedichte Das Glück (18. 27 f.) vor.

**) Die Gesetze sind von Ewigkeit an bestimmt (ewig), unabänderlich (ehern, oben zu Ged. 12 S. 59*) und bewundernswerth (groß).

***) Baumgart bemerkt, jedes der vier 37—40 stehenden Prädikate entspreche in logisch getroffener Anordnung den vier vorherigen Strophen, aber dies scheint mir nur eine Verballhornung des Dichters, bei dem unterscheiden, wählen und richten näher zusammen gehören, alle vier in anderer Weise verbunden sind als in der vorangehenden Strophe.

Satz, daß der Mensch durch seine sittliche Freiheit vor allen irdischen Wesen ausgezeichnet sei, schwungvoll entwickelt hat, kommt er auf den in den beiden ersten Strophen geäußerten Wunsch zurück, den er in knapperer Weise mit Ausscheidung der allgemeinen Gedanken ausführt (54—59). Der Anfang ist hier beschränkter gefaßt, da die Rede sich nur an den edlen Menschen wendet, und hervorgehoben, daß gerade in rastloser Thätigkeit für das Nützliche und Gute seine Bestimmung liege, wodurch er etwas Gottähnliches erhalte, er hülfreich und gut sei, gleichfalls als Wunsch ausgesprochen, dann am Schlusse angedeutet, wie er uns dadurch ein Vorbild des Höchsten werde, was der Mensch nicht denken, nur ahnen könne. Der Ausdruck des Ganzen ist einfach und kräftig bezeichnend, könnte am Anfange fast zu nüchtern scheinen.

21. **Königlich Gebet.**

Auf diese sechs reimlosen Verse, worin der König in drei Sprüchen sein wahres Glück ausspricht, beziehe ich die schon oben zu 19 angeführten Zeilen Goethes an die Fahlmer vom April 1775. Die Bezeichnung als Ode würde dann launig sein, die dünnen Prophetenstelzen dazu nicht übel stimmen. Zuerst gedruckt sind sie in der dritten Ausgabe von 1815, unmittelbar nach Gedicht 20. Ich fand sie schon in der handschriftlichen Sammlung der Frau von Stein, wo 1 mit Recht der vor Herr (wie 3) fehlt*), 6 Lieb steht. Suphan fand später Herders Abschrift.

---

*) Auch das durchweg jambische Versmaß, das nur am Schlusse jetzt einen Anapäst statt des Jambus hat, zeigt, daß der im ersten Verse gestrichen werden muß, wie es im dritten Verse fehlt. Viel unwahrscheinlicher dürfte ein Ausfall

Die Verse, die etwa 1774 oder 1775 fallen, heben hervor, daß nur gegenseitige Liebe zwischen Fürst und Volk den Staat erhalte. Wie Salomon um Weisheit flehte, so läßt Goethe seinen Herrscher Gott bitten, daß er nie die Höhe seiner Stellung und die Liebe der Edlen selbstsüchtig mißbrauche.

22. Menschengefühl.

Wir besitzen davon nur eine Abschrift Herders, die mit Oh beginnt, 3 Ließet statt Gäbet, 5 Guten statt Götter liest. Offenbar erst nach 21 geschrieben, aber ganz in trochäischem Maße. Es ist ein Stoßseufzer um Festigkeit des Willens und Muth, die für den Menschen das größte Glück seien, wie für die Götter der Genuß des Himmels, da der Mensch auf thätiges Streben angewiesen sei, dessen Mangel ihn elend mache. Er verleugnet nicht seinen humoristischen Unglauben an die „großen, guten" Götter, die dem Menschen nicht geben können, was jeder sich selbst gewinnen muß.

23. Lilis Park.

Dieser anfangs September 1775 gedichtete humoristische Ausbruch seines Aergers über die Gefallsucht der tief ins Herz

---

des der vor Herr im dritten Verse sein. Wir haben im ersten Verse eben nur ein Versehen des Setzers, der an den gewöhnlichen Ausdruck sich hielt. Daß in dem Anapäst bin der Herr sich die stolze Freude des Königs, wie auch in dem selbstbewußten ha aussprechen solle, ist mir wenig wahrscheinlich. Die Verse endigen alle, mit Ausnahme des längern vorletzten, weiblich. 1 und 3, die sich genau entsprechen, sind gleich lang, ebenso 4 und 6. In der weimarischen Ausgabe steht Liebe, obgleich in den Lesarten mit Recht das handschriftliche Lieb vorgezogen wird.

geschlossenen Geliebten*) erschien erst 1789 in der ersten Sammlung der Gedichte, unmittelbar nach dem ursprünglich mit Beziehung auf Lili gedichteten, im Quartette gesungenen Bundesliede (Gesellige Lieder 5), wohl mit einigen, noch nicht bestimmt nachgewiesenen Aenderungen. Varnhagen von Ense hörte es von Goethes offenbacher Bekanntem dem Pfarrer Ewald, mit manchen Abweichungen vortragen. Die zweite Ausgabe der Werke hatte es an derselben Stelle bringen sollen; da dies aber unbeachtet geblieben war, wurde es im achten Bande nach dem ernsten religiösen Gedichte die Geheimnisse etwas sonderbar nachgetragen. In der dritten erhielt es seine jetzige Stelle.**)

---

*) Goethe verlegt ihn in dem Entwurf zu Wahrheit und Dichtung ausdrücklich in die (gegen den 10. September) beginnende Michaelismesse. v. Loepers Gründe für seine Verlegung in die Frühlingsmesse sind nicht überzeugend. So kann ich gar nicht zugeben, daß Goethe unmöglich noch im September auf den scherzhaften Vergleich der Liebhaber mit verzauberten Thieren ein Scherzgedicht habe gründen wollen, weil er sich vorher auf der Reise in die Schweiz einen durchgebrochenen Bär genannt hatte. Der allgemein bekannte witzige Vergleich wirkt durch die unendlich glückliche Ausführung ganz neu.

**) Hier ist 26 nach und das unnöthig all eingeschoben, 69 aufgestutztes in aufgestutzte, 106 derben in derbem verbessert, 112 Ausrufungszeichen statt Semikolon, 127 stehen, 129 euren statt euern gesetzt Roth angestrichen waren von Herder in der Handschrift 13 und 44. Zuerst hatten in der Handschrift gestanden 44 Beete statt Blumen, 71 kurz statt glatt, 73 Gebüsch dahin, 74 durch die Hege. Erst die Ausgabe letzter Hand hat 64 wildzt statt wildst verbessert und 99 statt der ältern Form Sinnen Sinne gesetzt. Noch immer haben sich 104 und 124 die ungehörigen Gedankenstriche statt der Punkte erhalten. Sanders, und nach ihm Sauppe, zerlegen V. 15 in zwei, so daß Büsche auf Fische reimt; viel kühner ist es, wenn beide nach 25 einen neuen Vers Beinah zu Tod vermuthen, um einen Reim auf Brod zu gewinnen; fehlen ja auch die Reime auf Pipi (35) und versteht sich (41), und die von ihnen eingeschobenen Worte sind eben nicht be-

Als ihre Liebhaber bezaubernder Schönen gedacht haben, meint der Dichter, keine reiche darin an seine Lili, die, wie Frau von Tencin, an die Varnhagen v. Ense erinnerte, ihre bêtes nach der Weise Circes behandelte. Als verwünschte Prinzen nach französischen Feenmärchen werden sie 7 bezeichnet, als Hühner durch Pipi 30. 66. Vgl. zu Lied 3. Der Thüre und des Verschlusses wird mehrfach gedacht (12. 38. 74 f. 127). Für Menagerie steht in der Ueberschrift Park, um gleich anzudeuten, daß es sich um einen Thiergarten handelt. Lili selbst wird, wie Circe, als eine Zauberin gedacht. In dem Parke ist nach 70 ein großer Rasenplatz*); auch finden sich hier Bäume und dichtes Gebüsch, dann Wasserfälle (Cascaden) mit Porzellanfiguren der griechischen Mythologie, den Bergnymphen (Oreaden).

Die Beschreibung der verliebten Prinzen (1—8) wird durch die Frage nach der Fee selbst unterbrochen, und die Antwort, er könne froh sein, wenn er sie noch nicht kennen gelernt habe (9 f.).**) Der Zauber, den Lilis Erscheinen erregt, wenn sie die Thiere füttert, ist launig beschrieben (11—28). Dabei wird

---

sonders passend. Der weimarer Herausgeber hat nur die erstere Vermuthung befolgt.

*) Boulingreen. Es muß Bowlinggreen heißen oder Boulingrin; eine Vermischung der englischen und französischen Form ist unstatthaft.

**) Des Fragenden: „Wie hieß die Fee? — Lili?“, wurde als Zwischenrede nach Hieß und Lilis? bezeichnet. Anders unten 45. — Hieß. Das Imperfektum, weil die Zeit vorschwebt, wo sie die Prinzen bezaubert hat. Einfacher wäre freilich heißt. Der Fragende möchte von Lili, deren Namen er vernommen, Näheres wissen, aber der angeredete Dichter hat so viel von ihr gelitten, daß er nicht von ihr sprechen mag. Und doch kann er nicht umhin, eine ausführliche Beschreibung zu geben.

ihres entzückenden Blickes gedacht, welcher die Thiere ganz verrückt macht, so daß sie das Stückchen Brod einander zu entreißen suchen, das aus ihrer Hand wie Ambrosia schmeckt. Nochmals kommt er auf ihren Blick, um daran die Süßigkeit der Stimme zu knüpfen, womit sie ihre Hühner lockt, ein Ton, der selbst die Thiere der Götter herabziehen würde, wenn sie, wie er launig hinzufügt, ihn vernähmen (29—35). Bei den übrigen Thieren wird bemerkt, welcher Gottheit sie angehören, nur beim Pfaue nicht erwähnt, daß er der Juno Vogel ist. Durch diesen bezaubernden Ton ihrer Stimme gewinnt der Dichter den Uebergang auf sich selbst. Er stellt sich als einen Bären dar, wie Frau d'Epinay Rousseau, dessen Liebe sie reizte, wegen seiner Unlenksamkeit ihren Bären nannte. In Wahrheit und Dichtung berichtet Goethe, da er mehrmals Einladungen in Gesellschaft unfreundlich abgelehnt, sei er, wenn er einmal wirklich erschienen, als Bär, Hurone oder Westindier angekündigt worden. Aus Straßburg schreibt er im Mai 1775 an Johanna Fahlmer, der Hauptzweck seiner Reise sei verfehlt; komme er wieder, so sei es dem Bären schlimmer als vorher. Durch ihren süßen Ton (so) hat sie einen Bären zahm gemacht (35—40), aber in einem Punkte, wo seine Ehre in Frage kommt, ist dieser nicht zahm, den er nur durch seine Klage andeutet, wobei er wieder unwillkürlich verräth, daß von ihm selbst die Rede sei (41—44). Was er nicht leiden könne, tritt erst im folgenden hervor, nachdem er ärgerlich auf Befragen zugestanden, daß er der Bär sei, aber die Angabe, wie er sich habe fangen lassen, lehnt er für heute damit ab, daß er augenblicklich zu wüthig sei (45—51).*) So beginnt er

*) Die Worte „Ihr sagtet Ich! Wie? Wer?" sind abweichend von 9 in Anführungszeichen geschlossen.

denn mit stillem Unmuth über die Art, wie alle Thiere sich an sie herandrängen, ihn dagegen verächtlich ansehn; brummend läuft er weg, dann, nachdem er doch einmal nach ihr sich hat umsehn müssen, noch eine weitere Strecke, doch endlich zieht es ihn wieder nach ihr hin (52—61). Aber auf dem Wege erregt der Gedanke seine Wuth, daß er so dienstbar werden solle, wie kleine, schwache Thiere; seine Natur sträubt sich dagegen (62—68). Jedes Bäumchen, das etwas auf sich hält (das muß wohl aufgestutzt bedeuten), scheint ihn jetzt höhnend anzusehn und vertreibt ihn so vom schönen Rasenplatze; ja auch der so ernste Buchsbaum spottet seiner, und so will er ins tiefste Gebüsch hinein, von dort weiter über die Planken (69—75). Aber Klettern und Sprung versagen ihm, wie durch Zaubergewalt sind seine Glieder bleischwer, und als der Hexenzauber ihrer Reize die Klauen wieder mit Kraft belebt (er häkelt sie, läßt sie eingreifen), fühlt er sich den Augenblick so matt, daß er an den französischen Kaskaden ausruhen muß, keiner der Götter die Klagen über seine Schwäche vernimmt als die Porzellanoreaden (76—87).*) Da entzückt ihn der Gesang der Geliebten in einer nahen Laube; er glaubt, sie singe ihm, und spornstreichs eilt er zu ihren Füßen (84—92).**) Sie läßt es geschehn, ja sie streicht mit einem Füßchen über seinen Rücken, was ihn in den Himmel versetzt,

---

*) Kauen nach volksmäßigem Gebrauch für kauern: mich gehört zu allen drei Zeitwörtern; er verbirgt sich aus Schmerz und Gefühl der Ohnmacht. Vom Lecken der Pfoten kann es hier nicht verstanden werden.

**) „Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir." Er drängt sich durch die Büsche, und die Bäume, an denen er vorbeistürmt, scheinen vor ihm zu weichen.

so daß alle seine Sinne aufgeregt*) werden, während sie nichts besonderes fühlt (93—100). Doch allmählich wird er kühner; er schmiegt sich an ihr Kniee, was sie, ist sie bei guter Laune, sich gefallen läßt, und wenn sie ihn an den Ohren kraut, ja wenn sie ihm einen derben Schlag gibt, fühlt er sich selig (101—107); dann aber läßt sie ihn auch nach Bärenart tanzen und treibt ihren Spaß mit ihm, wodurch sie seine Hoffnung erregt; will er sich aber etwas herausnehmen**), so zieht sie sich gleich zurück (108—115). Freilich erfreut sie ihn auch zuweilen, indem sie ihm die Lippen mit einem Wundersafte bestreicht (116—120). Auf einmal läßt sie ihn wieder fahren, doch immer fühlt er sich wieder ihr nachgezogen, wie wenig sie sich auch um ihn kümmert (121—126), ja sie gibt ihm bisweilen deutlich zu verstehn, daß er seiner Wege gehn könne (127 f.). Nachdem er so sein Unglück beklagt hat, bittet er die Götter, diese ihn so ganz dumpf machende Zauberkraft der Fee über ihn zu lösen, wofür er ihnen innigst danken werde. Doch sollten sie sein Gebet nicht erhören, so wird er aus eigener Kraft sich losreißen, woraus man die Rodomontade deutlich heraushört (129—134). Mit diesem sich selbst eingeredeten Muthe findet das Gedicht seinen innern Abschluß; der Anfang bis 35 ist eigentlich nur Einleitung. In der Allegorie vom Bären muß man sich ja hüten, alle einzelnen Züge zu deuten, wie man z. B. das Futterkörbchen auf Lilis liebliches Wesen, das Balsamfläschchen auf ihren Kuß hat beziehen wollen.

---

*) Sieben, in gangbarer allgemeiner Bezeichnung der Gesammtheit, wie in seine sieben Sachen.

**) Sich unnütz (wie auch mausig) machen, von Zudringlichkeiten, durch die man alles Maß übersteigt, nicht davon, daß er sich, durch die Behandlung verletzt, ungehalten zeige.

Das Ganze ist nur ein lebhaft ausgeführtes Bild, wie er so ganz von Lili hingerissen ist, daß er sich alles von ihr gefallen läßt, wenn er auch oft wüthig über sie ist, wie gerade jetzt, wo sie ihn durch ihre Gefallsucht wieder einmal arg verletzt hat. Nach Goethes eigenem Berichte hatten ihn vor allem die ältern Freunde des Hauses aufgeregt, die zur Meßzeit nach Frankfurt kamen und gegen die als Kind von ihnen gekannte Haustochter zudringlich wurden, auch wohl mit einem Kuß bedacht sein wollten.

Auf das allerglücklichste ist der launige Ton seines bittern Aergers getroffen, wobei Reim, Alliteration, Annomination und alle sonstigen Mittel malerischer Darstellung glücklich verwandt sind, zum Theil in ähnlicher Weise wie Ballade 12. Einer freien Prosodie begegnen wir auch hier häufig; so sind Götter (20), schieben, jagen, (25 f.), aber (29), zöge (31), unter (37) u. a. jambisch zu lesen, 129 Götter ists anapästisch, wie der folgende Vers mit dem als zwei Kürzen gemessenen dieses anfängt. Anapäste statt der Jamben sind vielfach sehr bezeichnend verwandt, so zwei 1. 17 f. 23. 74. 101, drei 21, wogegen in vielen längern Stellen sich gar kein Anapäst findet. Die jambischen Verse steigen ein paarmal bis zu sechs Füßen, am häufigsten sind vierfüßige Verse, nur zweimal tritt malerisch bezeichnend ein einfüßiger nach einem zweifüßigen ein (55 f. 58 f.).

24. Liebesbedürfniß.

In der ursprünglichen Fassung, wie das Gedicht am 2. November 1776 an Frau von Stein gesandt wurde, war es an den Geist des Johannes Secundus, des durch seine 22 Ge-

dichte auf die Küsse (Basiorum liber unus, 1539) bekannten Rechtsgelehrten Jan Nicolai Everard, gerichtet*) und lautete also: **)

[Lieber, heilger, großer Küsser,
Der du mirs in lechzend athmender
Glückseligkeit fast vorgethan hast!]
Wem soll ichs klagen? klagt' ich dirs nicht!
[Dir, dessen Lieder wie ein warmes Küssen
Heilender Kräuter mir unters Herz sich legten,
Daß es wieder aus dem krampfigen Starren
Erdetreibens klopfend sich erholte.]
Ach, wie klag' ich dirs, daß meine Lippe blutet,
Mir gespalten ist und erbärmlich schmerzet,
Meine Lippe, die so viel gewohnt ist
Von der Liebe süßem Glück zu schwellen
Und, wie eine goldne Himmelspforte,
Lallende Seligkeit aus- und einzustammeln.***)
Gesprungen ist sie! Nicht vom Biß der Holden,
Die in voller, ringsumfangender Liebe
Mehr möcht' haben von mir, und möchte mich Ganzen
Ganz erküssen und fressen, und was sie könnte!
[Nicht gesprungen, weil nach ihrem Hauche
Meine Lippen unheilge Lüfte entweihten.]
Ach gesprungen, weil mich öden, kalten
Ueber beizenden†) Reif der Herbstwind anpackt.
Und da ist Traubensaft und der Saft der Bienen
An meines Herdes treuem Feuer vereinigt.

---

*) In Goethes Tagebuch steht unter dem 1. November: „Johannes Secundus", unter dem 2.: „Ich im Garten. Ad man. [ad manes; man erwartete manibus] I. S."

**) Die in der spätern Fassung ganz ausgefallenen Verse sind hier eingeklammert.

***) „Einzustammeln", in die Seele der Geliebten.

†) Vgl. oben S. 60**.

Der soll mir helfen! Wahrlich, er hilft nicht:
Denn von der Liebe alles heilendem
Giftbalsam ist kein Tröpflein darunter.

Am Morgen des 3. schrieb Goethe an Frau von Stein: „Ich bitte Sie um das Mittel gegen die wunde Lippe, daß ichs finde heute Abend, wenn ich [von Erfurt] zurückkomme. Muß ich Sie schon wieder um etwas bitten, um etwas Heilendes!“ Launig hatte er ohne Zweifel die Verse dieser Bitte beigelegt. Es ergibt sich hieraus, daß er damals das Mittel noch nicht hatte, obgleich er sagt, es sei auf seinem Herde vereinigt, wonach also der Schluß nur zu dichterischem Zwecke erfunden ist. In der jetzigen ruhigern und anmuthigern Fassung erschien das Gedicht 1789 in der ersten Ausgabe nach dem Gedichte Muth (Lieder 53); die zweite brachte es unmittelbar nach den Epigrammen. Die Beziehung auf Johannes Secundus ist heute ganz geschwunden und deshalb der jetzt beginnende früher vierte Vers zu zwei Versen ausgeweitet, in welchen der Dichter verzweifelnd klagt, wer ihn anhöre und, wenn er ihn höre, Antheil an seinem Unglück nehmen würde. Darauf folgt die Angabe seines Unglücks (3—6), die früher 6 Verse umfaßte, da die kurze hier vorangehende Erinnerung an den Genuß seiner Lippe früher, wo sie nachfolgte, sich in vier Versen ergoß; nur ein Vers ist fast vollständig erhalten. Man könnte es beinahe auffallend finden, daß der Dichter nicht 6 sagt: „Ist gespalten mir und schmerzt erbärmlich.“ Das genossene Glück wird hier einfach, aber innig bezeichnet durch das wechselseitige Empfangen und Geben der Küsse, was auch Johannes Secundus mehrfach hervorhebt. Daran schließt sich die Veranlassung der Verletzung. An der Stelle von 6—9 standen früher sechs Verse, von denen

das in den beiden letzten Enthaltene jetzt mit Recht ausgefallen, die andern schön gemäßigt sind. Das Beißen wird wie von den Alten, auch von Johannes Secundus erwähnt (5, 5 f.: Componensque meis labella labris Et morsu petis et gemis remorsa); ja bei diesem beißt die Geliebte sogar in die Zunge des Dichters (8). Das letztere Gedicht, aus dem Goethe sich den Schlußvers als ein schönes Wort aufzeichnete, hält v. Loeper mit Recht für die Grundlage unserer Verse. Die Ausführung, wovon seine Lippe gesprungen, ist aus zwei zu drei Versen erweitert, wobei glücklich die leichte Verletzbarkeit der Lippe, dieses von der Natur mit Absicht so zart gebildeten Organs, hervorgehoben wird. Zart soll nicht etwa über die eigene Verwöhntheit spotten. Nun (12), d. h. „in der jetzigen Jahreszeit", ist doch etwas anstößig, nicht allein, weil es zwei Verse später wiederkehrt. Gern würde man statt des Flickworts hier mir und am Schlusse des folgenden Verses sind begegnet lesen. Das Präsens, das auch schon die erste Fassung hatte, von der noch andauernden rauhen Luft. Die Winterzeit bezeichnen Reif und Frost, worüber die Winde jetzt wehen. Sehr schön tritt der Gegensatz des Genusses der Lippe in dem nachschlagenden lieblos hervor. Die beiden Verse von dem Heilmittel sind jetzt zu drei erweitert, da das frühere da ist vereinigt, ohne Angabe des Zweckes, nicht genügt, dagegen der Schluß durch Zusammenziehung der drei Verse in zwei kräftiger geworden, wobei die schöne Andeutung, daß die Liebe auch einen Gifttropfen in sich trage, ausfallen mußte. Sehr hübsch wird angedeutet, daß doch die Liebe süßer als Wein und Honig sei; gerade darin erhält das Gedicht seinen treffenden Abschluß. Jetzt ist das Ganze offenbar so gewendet, daß der Dichter sich

augenblicklich keiner Geliebten erfreut, worauf schon sonst 4 bestimmt deutet, während in der frühern Fassung das Glück der Liebe noch fortwährt. Unter den Gedichten des Johannes Secundus ist eines (19), in welchem die Bienen gebeten werden, seine Lippen nicht zu stechen. Während in der frühern Fassung verschiedene Versarten wechselten, ist jetzt der fünffüßige trochäische Vers ganz durchgeführt, und der Daktylus statt des Trochäus gemieden, was der ruhigen Klage entspricht. Die Ueberschrift geht auf den Schluß.

25. An seine Spröde.

1788 in der ersten Sammlung zwischen Morgenklagen und Der Becher (vermischte Ged. 28 und 31) aufgenommen. Schölls Vermuthung, „unter den paar neuern Liedern", die Goethe am 20. April 1777 Frau von Stein sendet, sei das vorliegende gewesen, ist haltlos. Vielleicht wurde es, wie auch 26 und Lied 38, 50, 54, gerade für die Sammlung gedichtet. Die Uebersetzung nach einem italienischen Liede finde ich jetzt weniger wahrscheinlich. Die zweite Ausgabe brachte es nach 24. Es ist die nicht neue, aber eigenthümlich gewendete, in eine Betrachtung über die Pomeranze eingekleidete, fast dramatisch belebte Warnung an die Mädchen, ihre Blüthezeit nicht in sprödem Stolze vorübergehen zu lassen, während andere bald nachreifen und genossen werden. Der zweimal wiederholte Name Pomeranze für das gewohnte Orange als besonders wohllautend, wie auch 29, 46. Die kleinen aus viertehalb Jamben bestehenden reimlosen Verse, die durch den letzten um eine Silbe kleinern, männlich auslautenden noch einen rhythmischen Abschluß erhalten,

sind recht bezeichnend. In der Ueberschrift erwartete man eher an eine Spröde. Aehnlich steht er statt ich vor Lied 77.

26. Anliegen.

Zuerst 1788 nach 24; die zweite Ausgabe stellte das Gedicht vor 25. Dem anmuthigen Seufzer liegt die Anschauung zu Grunde, daß die Geliebten in Italien so den Liebhaber erwarten und durch Aufziehen der Klinke von oben her ihm öffnen. Das große Gefallen, welches der Dichter an dem schönen schwarzhaarigen Mädchen findet, die er ans Fenster treten, dann auf dem Balkon stehn sieht, erregt seine Liebessehnsucht. Die Ueberschrift Anliegen (ursprünglich Wunsch) deutet auf das eben in seiner Seele erwachte Verlangen. Nicht unmöglich ist, daß er die Verse, wenn auch unvollendet, aus Italien mitgebracht hatte. Es sind reimlose Verse, alle aus drei Jamben.

27. Die Musageten.

Goethes Tagebuch erwähnt unser Gedicht am 16. Juni 1798 neben der Müllerin Verrath und dem Blümchen Wunderschön. Seit dem 4. befand er sich in Jena, wo er unsern Scherz wohl rasch hinwarf, dessen Gedanke ihm in diesen Tagen gekommen sein könnte. Die beiden andern Gedichte hatte er schon im vorigen Jahre in der Schweiz entworfen, auch Euphrosyne (Elegien II, 3), die er am 13. vollendet hatte, doch könnte man auch annehmen, gerade an diesem Morgen hätten ihn die Fliegen nicht schlafen lassen. Der nächste Musenalmanach brachte es auf dem ersten Bogen unter dem Namen Justus Amman. Seltsam meint Viehoff, schon der Jüngling 18

sei auf die beabsichtigte Veröffentlichung unter falschem Namen berechnet, da es doch eben so steht, wie vom Dichter 45; weshalb er dort sich als Jüngling denkt, liegt offen vor, und Goethe würde wahrlich kein Bedenken getragen haben, trotz des Jünglings das Gedicht unter seinem Namen zu veröffentlichen, da dasselbe nicht nothwendig persönlich war, wie er ja im vorigen Jahrgange des Musenalmanachs zwei Liebeslieder unter seinem Namen gegeben hatte (Lieder 42. 48.), ohne sich dadurch als verliebt darstellen zu wollen. Die Bezeichnung Justus Amman ging von Schiller aus, der dadurch, daß er als Dichter dreier hübscher Dichtungen Goethes den unbestimmten Namen eines deutschen Biedermanns angab, die Zahl der Dichter seines diesjährigen Musenalmanachs in den Augen der Leser vermehren wollte, wie auch Gedichte seiner Gattin und der Hofdame von Imhof unter einem weiblichen Vornamen auftreten. Freilich würde Goethe sich wohl gehütet haben, sich als Dichter der Morgenklagen (28) preiszugeben, aber Schiller hatte in solchen Dingen schon in der Jugendzeit eine glückliche Hand, der Goethe gern vertraute. Unsern späteren anmuthigen Scherz brachte die zweite Ausgabe der Werke (1806) nur mit verbesserter Satzzeichnung hinter Lied 25; in den 1799 gesammelten neuen Schriften fehlte er noch.

Das Ganze ist mit frischer Behaglichkeit in dem ruhig würdigen Versmaße reimloser trochäischer Dimeter ausgeführt, dessen er sich schon kurz vorher (vermischte Ged. 29) bedient hatte. Der Gedanke, daß der frühe Morgen den Dichter begünstige (Aurora Musis amica), liegt unausgesprochen zu Grunde. Die Fliegen haben den Dichter in der Frühe des Sommermorgens geweckt, so daß er die Musenstunde nicht verschlafen. Aus dem Gegensatze zu dem Winter (12) und dem Frühling

(—27), wo er wider seinen Wunsch die frühen Morgenstunden verschlafen, baut sich unser Gedicht auf. Daß die Musen ihn in früher Winterstunde wecken sollen, wird mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit in dem Wunsche (5 ff.) ausgesprochen, sie selbst möchten ihm in aller Frühe die Lampe bringen.*) — 11 f. Auch den Tag über kam ich nicht zum Dichten, nachdem ich den Morgen versäumt hatte. Sehr glücklich wählt der Dichter zu Erweckerinnen im Frühling die Nachtigallen. Vgl. Goethes sesenheimer Morgenlied **) und Philinens Lied Heft 3, 119 ff. Am ausführlichsten ist die dritte, das Wecken durch die Fliegen schildernde Strophe, die Goethe launig als Musageten, Musenführer, bezeichnet nach dem Apollo als Chorführer (*Μουσαγέτης*) ***).

28. Morgenklagen.

Dieses und das folgende Gedicht bezieht sich auf die erste Zeit der fünf Wochen nach des Dichters Rückkehr aus Italien geschlossenen natürlichen Ehe mit der treuherzigen, mittellosen, aber seinem Versprechen vertrauenden Thüringerin Christiane Vulpius. Sie gehören beide in die ersten Monate dieses Goethe in einen Widerspruch mit sich versetzenden Zustandes, der ihn nöthigte,

*) Fromm heißt das Licht der Lampe, wie alle guten Gaben der Götter, die uns erfreuen. Vgl. Elegien I, 5, 19 f. 14. 16.

**) Dehnten, von dem langen Ausdehnen bis tief in die Nacht. — Die liebe Seele, deren innige Empfindung ihm wohl that. — Neues, im Winter nicht empfundenes. — Neugerührten, eben weil er dieser Gesänge nicht mehr gewohnt wär.

***) Reizt mich, bringt mich dadurch, daß sie mich reizt. — Geschäftig früh muß als ein Begriff gefaßt werden. Richtiger wäre frühe die geschäftge.

diese standeswidrige Verbindung vor allen Leuten, besonders dem Hofe und Weimar streng zu verheimlichen, wogegen er, gerade um seine ernste Verbindung ganz den Blicken zu entziehen, ein leichtfertiges Liebesleben der Gesellschaft vorspiegelte. Herders Gattin legte er die erste Sammlung seiner im achten Band der Werke erscheinenden lyrischen Gedichte vor, von welchen diese sofort ihrem in Italien weilenden Gatten schon am 1. Oktober schreibt: „Es sind gar schöne darunter", besonders zwei idyllenartig, die mir ganz vorzüglich gefallen. Ich habe recht vernünftig mit ihm darüber gesprochen; er wird auch die Christel und Käthchen [die schon im Merkur gedruckt waren] auf meine Bitte herauslassen. Ich lege dir aus dieser ersten Sammlung zwei bei als Geschenk." Jene beiden idyllenartigen müssen ohne Zweifel Morgenklagen*) und Der Besuch sein und fast sollte man glauben, wie wenig es auch zum Ausdruck paßt, nur diese könnte sie auch als Geschenk dem Gatten geschickt haben; ja ich wüßte außer diesen kein anderes noch nicht im Merkur gedrucktes Gedicht jener ersten Sammlung zu nennen, das Frau Herder als idyllenartig so hätte preisen können. Nun stimmt es auch vollkommen damit, daß wir aus Goethes Briefen an Göschen wissen, diese erste Sammlung habe Goethe den 9. Oktober zum Druck abgesandt. Die Beziehung beider Gedichte auf Christiane wird schon dadurch ausgeschlossen, daß nichts Christianen unähnlicher sieht, als sie habe ihren Liebhaber auf solche Weise geneckt.

---

*) In der Handschrift finden sich 38 f. blieb die gute Thüre und Auf den zarten, aber schon mit den spätern Veränderungen. Das dort in 5 stehende spannst ist offenbar Druckfehler für spannest und ebenso ist durch Versehen 14 ein nach Schlief ich ausgefallen. 21 war die zweite und dritte Ausgabe durch ob sie statt ob sich entstellt.

Man denke, die arme Christine und die Sorge, welche Goethe hatte, sein Verhältniß zu dem Mädchen nicht zu verrathen. Das „Erotikon" Morgenklagen legte dieser am 31. Oktober 1785 einem Briefe an Jacobi bei.*) Scherer, der überall die lieben Alten witterte, spürte hier Einfluß von Properz I, 3, den Bronauer mit Fug leugnete, aber dessen eigene Verweisung auf Ovids Amores I, 6 hinkt eben so elend. Das Ganze ist eine geschickte Erzählung, in welche Noth der Liebende durch den Wortbruch des Mädchens versetzt wird.

An den Ausdruck der Klage über den Bruch des von der Geliebten ihm so herzlich gegebenen Wortes (1—8)**) schließt sich die Erzählung, wie er, nachdem er ihr die Thüre offen gelassen, vergebens die lange Nacht bis zum Morgen auf sie gewartet, wo er endlich unmuthig aufgesprungen, um sie leider auch vergeblich im Garten zu suchen. Das Mädchen wohnt hier im Hause selbst (vgl. V. 34), wo noch manche andere ihre Wohnung haben; deshalb wird auch der Oeffnung der Haus- und Gartenthüre nicht gedacht; sie hatte versprochen, ihn am Morgen zu besuchen. Und so wartete er auf seinem Zimmer mit angelehnter Thüre, die zu seiner Freude nicht knarrt (9 ff.).***) Aber lange

---

*) Seinen Aerger spricht schon die Anrede loses, leidig liebes Mädchen aus. Vgl. zu Lied 56 Str. 19 das liebe, lose Mädchen. Hier tritt loses voran und dem lieben folgt das den Mißmuth über eine solche Schelmerei bezeichnende leidig.

**) Die ältere Form drucktest (5) hat sich in den folgenden Ausgaben erhalten, wie auch sonst. Aehnlich braucht Goethe rucken, hupfen. — Du ist ausgelassen, wie ich 10. 19.

***) Mit großer, dem trochäischen Versmaß eigener Freiheit tritt das Subjekt vielfach nach. Vgl. 9 ff. 35 ff. 41—44. 47 ff. Dagegen sind 26—28 als Vordersätze zu fassen.

Zeit mußte er warten, er zählt Viertel nach Viertel; bald schläft er ein, bald weckt ihn wieder sein Herz. Ja die allgemeine Dunkelheit und Stille langweilte ihn nicht, und er hoffte, bald werde sie durch die Ankunft der Geliebten belebt werden*); denn bis zum Morgen zu warten, werde sie nicht aushalten (21—25). Ein leises Geräusch erregt von Zeit zu Zeit seine Hoffnung, er wird aber immer getäuscht (26—30). Als der Tag endlich ergraut und die Bewegung des Lebens beginnt (vgl. Schillers Gedicht Das Geheimniß Str. 2, 1—4)**), glaubt er ihre Thüre gehn zu hören***); aber, rasch im Bette aufgerichtet, wartet er vergebens, daß auch seine Thüre sich öffne (31—39). Immer heller wird es jetzt, das Leben auf der Straße beginnt schon (40—46)†), ja auch im Hause selbst regt es sich††), aber

---

*) Sonderbar steht Ja (17). Absichtlich wird Stille 20 wiederholt; auch der Parallelismus 22—25 und die Wiederholung 30 f. sind bedeutsam verwandt.

**) Lang und immer länger (32) entspricht keineswegs dem immer hell und heller, wo eigentlich hell geschrieben sein sollte; lang ist Adverbium und dazu tritt immer länger. — Die Bibelstelle: „Ich schlafe, aber mein Herz lebt", hat damit eben so wenig zu thun als „die Nacht, die vergangen ist," des Römerbriefes mit der Nacht des Wartens, die 12 vergangen ist. Aber v. Loeper schenkt die possierlichen Parallelen dem Leser nicht.

***) Halb erhellten, vom grauenden Morgen. — Beide Flügel. Das Schlafgemach hat demnach eine Doppelthüre. — Leisen, mit Bezug auf 10 f.

†) Mag auch die Lage von Goethes Haus zu Weimar am Frauenthor und auch das jenaer Schloß selbst ein paar kleine Aehnlichkeiten mit der am Schlusse hier erscheinenden Gartengegend haben, in der Hauptsache stimmt sie nicht zur Dichtung. Goethe wohnte in seinem Hause damals allein mit seinem Hausverwalter Seidel und ein paar Dienern, und dieser durfte nicht eine Geliebte zu sich kommen lassen, da er verrathen zu werden fürchten mußte.

††) Das elliptische „auf und ab die Stiegen" (gings) ist zwischen den

noch immer bleibt sie aus (47—51). Erst als schon die Sonne ihm ins Zimmer scheint, springt er auf, um das Mädchen an den Orten zu suchen, wo sie sich sonst trafen (52—59). Doch dieses hat ihn eben zum besten gehabt, wie die freilich derbere amica den Horaz auf der Reise mit Mäcenas und den Freunden (sat. I, 5).

29. Der Besuch.

Das Gedicht war das letzte der ersten Sammlung der vermischten Gedichte, der auch das vorige angehörte. Doch ehe diese abgedruckt war, am 6. November, schrieb er dem Verleger: „Ich habe Ursachen, warum ich die zwei letzten Gedichte der ersten Sammlung, Genuß und Der Besuch, nicht abdrucken lassen will“. Das erstere war eine völlige Umarbeitung des Liedes des noch in Behrischs Banden gehenden, aber schon von ihm geschiedenen leipziger Studenten Wahrer Genuß, das erst im Nachlaß Aufnahme in Goethes Werke fand (Lied 26). Die Veranlassung zum Ausscheiden beider Gedichte war wohl der Wunsch der Herzogin, nicht von Herders Gattin. Ob Der Besuch oder die Morgenklagen früher gedichtet worden, läßt sich wohl kaum entscheiden, doch dürften beide erst nach der am 13. Juli geschlossenen natürlichen Ehe mit Christianen fallen. Wir verdanken es der nachspürenden Forschung von Geh. Hofrath Ruland, daß heute vor dem XV. Goethe-Jahrbuch des Dichters höchst gelungene Bleistiftzeichnung des schlafenden Mädchens uns erfreut; sie fand sich in einer Mappe „Zur

---

Sätzen, mit denen es auf gleicher Stufe steht, etwas hart. Das Bild „wie von schönem Leben“ (so schwer man sich vom schönen Dasein scheidet), ist nicht ausgeführt.

menschlichen Gestalt" in einem besondern Umschlage mit einer Profilzeichnung seiner 1777 verstorbenen Schwester und verschiedenen Versuchen von 1798 und den folgenden Jahren, Christiane darzustellen. Ruland behauptet keineswegs, dies entschlummerte Lockenköpfchen sei im gewöhnlichsten Sinne eine Illustration des Gedichtes „Der Besuch", aber beide seien wesentlich eins, der nur künstlerisch verschiedene, aber gleich wahre, herzenswarme Ausdruck derselben herzenswarmen Empfindung. Wir glauben dagegen, nur bei der Zeichnung liege das Bild der wirklichen Geliebten zu Grunde, wogegen „das Mädchen" des einen und „die Liebste", „der Engel" der andern Liebesgeschichte sich nicht auf seine Christiane beziehen, sondern die hübsche Begebenheit, einmal eine kleine Neckerei des losen Mädchens, das anderemal das Opfer des ihm durch den Anblick der Schlafenden wunderbar aufgegangenen Werthes des Herzenskindes darstellt. In Schillers Horen gab Schiller das 1788 ausgeschiedene Gedicht*) im Juni 1795.

Eine wirklich erlebte Szene schwebt nicht vor, sondern das, was ergreifend das Ende der dreizehnten Elegie schildert. Die süße Lieblichkeit des schlafenden Mädchens, aus welcher ihm dessen ganze holde Seele rein entgegenathmet, durchdringt ihn mit so inniger Empfindung seiner herzlichen Liebe, daß er sich scheut,

---

*) Hier stand 9 Bette (das man vorziehen möchte, schon wegen des beigefügten angekleidet) statt Sopha, 22 von süßem, 40 itzt (wie auch Lied 81, 5) statt jetzt. Spätere Ausgaben brachten die Druckfehler 22 von süßen, vor 30 holde, 32 süße, 40 jetzt, 48 schlich statt schleich'. Die abweichenden Satzzeichnungen erwähnen wir nicht. Den Wegfall des Absatzes vor 23 billigen wir, tadeln ihn vor 52. 21 darf das Komma nach gefällig nicht fehlen.

sie aus ihrer erquickenden Ruhe zu stören, wobei er hofft, sie werde in nächster Nacht seine liebevolle Enthaltung ihm mit wonniger, ganz hingegebener Herzlichkeit reichlich vergüten. Den vier den Besuch einleitenden, das Verhältniß zu dem Mädchen bezeichnenden Versen entsprechen die weiter ausführenden zehn letzten; am Anfange folgten zwei Verse unmittelbarer Rede einer gleich langen Einleitung, am Schlusse besteht erstere aus drei, letztere aus sieben Versen. Die unmittelbare Rede wäre dort in Anführungszeichen zu setzen, wie auch die weitere längere Rede in der Mitte 26—42, dagegen die kleinern Absätze 30 und 53 aufzugeben. An diese richtige Vertheilung hat man bisher nicht gedacht. Die Räume ihrer Wohnung betreten wir gleich anfangs (5 ff.)*); mit dem Berichte, wie er sie gefunden, und sich zweifelnd, was er thun solle, neben sie gesetzt (8—14), schließt die Einleitung. Zunächst folgt die Schilderung, welchen Eindruck die Ruhende auf ihn gemacht, und wie er es für ein Unrecht gegen das Mädchen gehalten, dessen Ruhe zu stören, wobei ihre Seelentugenden so sprechend aus den geschlossenen Augenliedern, den Lippen, den Wangen und dem wogenden Busen ihm entgegentreten, ihre ganze Lieblichkeit der so reizend Ruhenden ihm aufgeht, aber die herzliche Freude seine Begierde schweigen läßt (15—25).**) Das Gefühl, daß in diesem so offen vor ihm

---

*) Saal oder Vorsaal heißt der Flurraum, Vorplatz in Frankfurt am Main und am Rhein. — Stube wird das Wohnzimmer genannt, Kammer ein weiterer Wohnraum.

**) Sehr schön wird der ihre Glieder auflösende Schlaf als Götterbalsam bezeichnet. Daß der Schlaf die Glieder löse, ist ein homerischer Ausdruck. Vgl. Odyssee IV, 794. Der Schlaf heißt davon gliederlösend (XX, 57), wie, was bei dem süßen Götterbalsam vorschwebt, honigsüß (XIX, 551) und

liegenden reizenden Wesen kein Falsch sein könne, überströmt ihn (26—41). Deutet ja keiner ihrer Züge, die er jetzt, während alle ihre Glieder, die sonst schmeichelnd ihn berücken könnten, sich gar nicht regen, in Ruhe betrachten kann, auf irgend einen Fehler der Seele. Nein, seine Schätzung, seine Liebe kann ihn nicht täuschen, da jetzt Amor bei ihm nicht blind ist, der Blick ihrer Augen ihn nicht bestechen kann. Daß er lange in freudiger Betrachtung vor ihr gesessen (das Sitzen ist nicht näher bezeichnet), ohne zu wagen, sie zu wecken, wird 42—45 erzählt, während vorher seine Gedanken sich unmittelbar aussprechen. Auch der Schluß (46—55) ist nicht erzählend, sondern drückt unmittelbar die Gedanken aus. Daß er zwei Pomeranzen und zwei Rosen ihr mitgebracht, erfahren wir erst hier. Der Einfluß der in Italien gewonnenen plastischen Klarheit und Ruhe, der schon in Amor ein Landschaftsmaler hervortrat, läßt sich auch an unserm und dem vorigen Gedichte nicht verkennen, die in demselben Versmaße leicht hinschreiten. Aus unserm Besuch nähere Einsicht in Goethes erste Verbindung mit Christianen gewinnen zu wollen, würde nur zur Verwirrung führen, die zu dem Liebhaber, der den Schlüssel zur Wohnung des Mädchens in der Tasche trägt, ist nicht absichtlich im Dunkel gelassen, ohne daß dies störend wirkte.

30. **Magisches Netz.**

Ein heiterer Glückwunsch zum Geburts- und Hochzeitstage der Hofdame Henriette von Wolfskeel-Reichenberg, der Tochter

---

ambrosisch (Ilias II, 19). — Gern sähe man die gedehnte Form hielte weggeschafft, deren Goethe, sogar des sahe statt sah, sich freilich auch in gewöhnlicher Sprache bediente. — Zu fest und fester vgl. zu den Liedern S. 17*.

eines württembergischen Obersten, die 1793 in ihrem siebzehnten Jahre als Hofdame der Herzogin Mutter nach Weimar gekommen war und deren heiteres, kindlich gemüthliches, anmuthiges und geistreiches Wesen unsern Dichter angezogen hatte. Vgl. Vier Jahreszeiten 6. Es ist in eine einfache Erzählung gekleidet, zu der reimlose in der Zahl der Verse wechselnde vierfüßige, trochäische Strophen gewählt sind, deren sich Goethe schon 1788 bedient hatte. Vgl. 26. 29. Varnhagen von Ense theilte mir als Veranlassung des Gedichtes mit, Goethe habe Henrietten an einer Weste verstohlen arbeiten sehn, und diese für sich bestimmt geglaubt; doch nach einiger Zeit bemerkte er zu seiner Verwunderung diese kostbare Weste an Regierungsrath K. W. v. Fritsch, ohne zu ahnen, daß Henriette diesem heimlich verlobt war. Die öffentliche Verlobung erfolgte im Februar 1803. Bei der Angabe von Varnhagen muß, wie bei so manchen anekdotischen Auslegungen, eine Verschiebung zu Grunde liegen; die Weste ist offenbar eine Nachtweste, die man nicht bemerkt, und davon, daß ein anderer die Weste erhalten, ist keine Rede. Goethe selbst hoffte die Weste zu erhalten; während er sich derselben als eines Zeichens ihrer Gunst behaglich freut, wird er von der Nachricht ihrer Verlobung überrascht, so daß sein neckischer Dank für die Weste ein Glückwunsch zu ihrer Hochzeit geworden. Der Scherz unseres höchst zierlichen und anmuthigen Hochzeitsgedichtes liegt darin, daß Goethe die Gedanken seines Kehlchens, wie er Henrietten ihrer schönen Stimme wegen nannte, beim Stricken nicht mit ihm, sondern mit einem ganz anderen beschäftigt gefunden, wobei das Stricken der Weste ihm später ein hübsches Bild zu dem Netze gibt, in welchem sie den Geliebten gefangen. Nach v. Loeper bestände der Scherz in der Gegenüberstellung

der beiden Netze, des gestrickten und des Liebesnetzes, worin sie geheim den Verlobten gefangen, ja er ist plump genug, auch noch das Netz Vulkans (Elegie I, 19. Kunst 3. Str. 19 f.) hereinzuziehen. Nach ihm hätte Goethe noch kurz vor der Verlobung ein Filet von Kehlchen erhalten. Das Gedicht erschien 1803 in den der Geselligkeit gewidmeten Liedern, deren Handschrift Goethe schon am 15. Juni zur Durchsicht an Schiller sandte, zwischen dem Hochzeitslied (Balladen 12) und der Kriegserklärung (Lieder 16). Die zweite Ausgabe brachte es nach dem vorigen Gedichte mit ein paar Aenderungen.*)

Er beginnt mit der feinen Filetarbeit, bei der er die schöne und kunstsinnige Hofdame getroffen. Die fünf allerliebsten Knaben mit den blanken Spießen (Stricknadeln) und die fünf rasch die Fäden flechtenden Geschwister sind die Finger der beiden Hände, welche die schöne, in streifigem Muster („musterhafte Streifen") gestrickte Weste machen; sie sind aber auch die Losen, welche später das magische (zauberische) Netz aus den zartesten Gefühlen weben, die hier mit „Dämmrungsfäden, Mondenblicke, Nachtviolenduft" bezeichnet werden. Sein Kehlchen wird hier wie eine der Zauberinnen gedacht, die sich der Zauberkunst der Nacht bedienen, des Dämmerlichtes, des Mondscheins und des Duftes der Nachtpflanzen. Aus diesen webt die Zauberin insgeheim die Fesseln, worin sie den Geliebten fängt. Das Stricken ist höchst anmuthig und lebendig als ein Kampf der bewaffneten Hände mit den

---

*) Ursprünglich war vor 28 ein Absatz. 25 f. lauteten: „Allerwünschtestes? Begünstigt, | Von der vielgeliebten Herrin, | Als ein anerkannter Diener." Das Komma nach 17 war in der zweiten Ausgabe durch Versehen ausgefallen, wurde später hergestellt, während der Abschnitt vor 28 wegblieb. Die dritte Ausgabe hat 6 zum statt zu eingeführt, das die Quartausgabe herstellte.

Fäden dargestellt. Sich selbst fühlt er durch das Geschenk der Weste („der Gewänder allererwünschtes")*) als Diener seiner geliebten Herrin in der Weise mittelalterlicher Minne anerkannt, zu ihrem Ritter durch diese auserwählt. An Frau v. Stein schreibt er einmal (am 7. Mai 1784): „Seit Dejanirens Zeiten ist wohl kein gefährlicher Gewand einem Geliebten gegeben worden; ich habe es in meine Brieftasche geschlossen; es hätte mich aufgezehrt."**) Die Ueberraschung erfolgt in Str. 5; zu der Zeit, wo er sich seines einzigen Besitzthums freute (indem), haben dieselben Künstler ein Zaubernetz geknüpft, worin der Bräutigam, ohne daß einer etwas geahnt hätte, sich gefangen fühlte, den alle mit Segen und Neid deshalb heute begrüßen.

31. Der Becher.

Unser Gedicht befand sich unter denjenigen, an welchen Goethe sich den 22. September 1781 auf der Reise von Weimar nach Merseburg, als er mit dem noch nicht neunjährigen Fritz v. Stein im Wagen fuhr, „sinnend ergetzte", die, wie er sagte, der Freundin erst aus dem tiefurter Journal die Cour machen sollten. Auch bezieht sich darauf die Aeußerung an Frau v. Stein vom 1. Oktober, er habe ihr ein Gedicht gemacht, das sie durch den Weg des tiefurter Journals kennen lernen solle, ein Beweis, daß es sich nicht eigentlich auf sie bezog, weil er es

*) Allerwünschtes, wie Goethe besonders im Divan und im zweiten Faust die Zusammensetzungen mit all und aller liebt.

**) Man vergleiche die Aeußerungen über eine von der Freundin für ihn emachte Weste vom 2. März, 18. August und 3. September 1779 und vom 7. Juni 1780.

sonst ihr persönlich und nur ihr mitgetheilt haben würde. Das tiefurter Journal brachte es im neunten Stücke mit der Ueberschrift Aus dem Griechischen hinter dem frei nach Anakreon gebildeten An die Heuschrecke (Uebersetzungen 18). Ein paar Abschriften waren fehlerhaft, ganz fehlte der vierte Vers. Eine den Briefen Goethes an Frau v. Stein beigelegte Zeichnung trug auf der Rückseite die Verse:

Wenn ich dir es gönnte,
Dir mit anderm Nektar es erfüllte.

Goethe nahm gar keinen Anstand, es 1788 in die erste Sammlung seiner Gedichte (hinter vermischte Ged. 25) aufzunehmen, und während er zwei andere Gedichte, vielleicht auf den Wunsch der Herzogin, ausschied, blieb das unsere, wie auch 32. 33, unangefochten stehn. Freilich hatte er Leitung zu Neigung gemildert und statt „Deine lieben Hüften halte" geschrieben „Deinen lieben Leib umfasse".*) Das Versmaß ist dasselbe, wie in 27.

Daß das Gedicht aus dem Griechischen sei, ist freilich nicht richtig, aber es schwebte ihm das sehr beliebte anakreontische Lied (anacreonteum) vor, worin der Dichter den Schmiedegott Hephaistos bittet, ihm aus geschnitztem Silber*) nicht eine Waffenrüstung zu machen, sondern ein Trinkgefäß, so tief wie

---

*) Sie sind ohne wesentliche Bedeutung, meist Schreibfehler. Hätte der weimarer Herausgeber des Journals die ihm vorliegende Abschrift von Goethes Diener Seibel immer befolgt und dieses bemerkt, so könnte man alle Abweichungen unbeachtet lassen.

**) Schnitzen wird eigentlich nur von Holz und Stein gebraucht (ξέειν γλύφειν, scalpere, sculpere), von Metallen eigentlich meißeln, τορεύειν, caelare.

möglich, und darauf nicht die Gestirne; der große und kleine Wagen, der böse Orion, die Plejaden und der Bootes seien für ihn nichts. „Mache mir darauf Weinstöcke mit Trauben und als goldene Kelternde neben dem schönen Lyäos (Dionysos), Eros (Amor) und den eigenen Liebling, den Knaben Bathyllos". Goethe läßt den Amor ihn besuchen, wie auch sonst, und süßen Wein in wohlgeschnitztem Becher ihm reichen, um seinen Gram zu verscheuchen. Das ist eine recht glückliche Erfindung, um ihn zu dem Versprechen eines herrlichen Gefäßes und erquickenden vollbeglückenden Balsams zu veranlassen, gegen das des Vulcanus kunstvoller Becher mit der Darstellung des beim Keltern gegenwärtigen Weingottes nichts sei, der ihm keinen solchen Trank schaffen könne. Und der Liebesgott hat Wort gehalten. Das langersehnte Glück reiner Seelenliebe beseligt ihn jetzt in dem Besitze seiner einzig treuen Lida. Ganz irrig bezeichnet v. Loeper unser Gedicht als ein Gegenstück zu jenem Auftrag und verwirrt den Blick noch mehr durch die Verweisung auf einen ganz andern mitternächtlichen Besuch des Eros (Anacr. 3), wo der sich nicht zu erkennen gebende Liebesgott listig sein Herz mit dem Pfeile trifft. Die innigste Freude über die ihn beglückende Liebe der Freundin gab dem Dichter die Stimmung zum Liede. Es ist unverantwortlich, wenn man diese anakreontische Tändelei als Actenstück betrachtet, Goethe habe wirklich die Hüften der Frau von Stein umfaßt und sich der reichlich ihm gespendeten Küsse erfreut. Wir sahen oben bei den sieben Jahre spätern Gedichten 28 und 29, wie frei der Dichter die Situationen erfindet, wie man diese beiden Erotika nicht als genaue Schilderungen von Liebesbegebnissen fassen kann, da sie zu den äußeren Verhältnissen nicht stimmen. So wenig wir bei

der ursprünglichen Fassung von Ged. 24 glauben dürfen, daß Goethes Lippe damals wirklich von der Liebe süßem Glück geschwollen, er vielmehr hier von den Kußgedichten des Johannes Secundus erfüllt war, so wenig können wir annehmen, daß er sich wirklich des sinnlichen Liebesgenusses erfreut habe, den er hier immer noch sehr züchtig andeutet, sondern er ließ sich eben im anakreontischen Schwunge hinreißen, das Gegenbild zu dem wohlgeschnitzten Becher voll süßen Weines auszuführen. Es ist eben nur eine freie dichterische Ausführung des unendlichen Glückes der Liebe, dessen er sich jetzt in reinstem Seelengenuß erfreute. Den Amor hatte er schon in seinen Jugendgedichten (Lieder 4. 34) eingeführt. Die Antwort des Dichters wird übergangen; er springt mit 12 gleich zu seinem jetzigen Glücke über, das ihm nach langem Sehnen in der mit treuer Neigung längst ergebenen Geliebten endlich zu Theil geworden. Damals erfreute er sich der innigsten Seelenliebe seiner idealischen Freundin, die seine Leidenschaft beruhigt hatte. Kurz vor unserm Gedichte schrieb er ihr: „Der Mensch, der durch dich heil und gut und ganz wird, ist auch ganz dein," und am Tage, auf welchen unser Gedicht fällt: „Bleibe um mich! Wie anders schreib' ich dir jetzt als sonsten?" Alle seine Aeußerungen der Zeit deuten auf nichts weniger als auf sinnlichen Genuß.*)

---

*) 2. Drückend, vom eifrigen Festhalten beim leidenschaftlichen Trinken. — 4. Daß er die Sorgen damit habe verscheuchen wollen, ist ein späterer, kaum glücklicher Zusatz, da wir dieser Motivirung gar nicht bedürfen. — 6. Bescheidenweise. Nicht stolz gab er sein besseres Wissen zu erkennen, sondern durch einen Blick des Bedauerns über sein vergebliches Unternehmen. — 7. Die Anknüpfung mit als und die Auslassung von mich ist hart. — 14. Liba. Vgl. zu unten 33. — 17 langbewahrter. Viele Jahre hat es gedauert, ehe sie

32. Nachtgedanken.

Am Morgen des 20. September 1781 sandte Goethe die wohl in der vorigen Nacht entstandenen Verse an Frau von Stein mit den Worten: „Was beiliegt, ist dein. Wenn du willst, geb' ichs ins tiefurter Journal und sage, es sei nach dem Griechischen."*) Daß es ihr gehöre, ist in demselben Sinne zu fassen, wie er sonst sagt, ihr gehöre alles, was er thue und gewinne. Es erschien in dem sechsten Stücke des Journals, das nach dem weimarischen Herausgeber an demselben 20. September ausgegeben worden war, was ich doch sehr bezweifeln muß. Jenes Stück beginnt mit einem Scherzgedicht des Kammerherrn von Seckendorf, dem sich unmittelbar Goethes in eigener Hand an v. Einsiedel, den Redakteur des Journals, gesandtes Nach dem Griechischen anschließt. Darauf folgt Seidels, des Dieners von Goethe, Anfang Des Hausballs und Wielands Erster Versuch über die Frage: Was wirkt am stärksten auf der Menschen Seele, Malerei oder Musik, datirt: „W., den 19. September 1781 Musofilus". Das stimmt schlecht zu der Datirung des sechsten Stückes vom 20. September, die auch

---

ihr volles Vertrauen ihm schenkte, erst vor kurzem hatte sie ihm das Du dauernd gestattet. — 21 treibet, ἐλαύνει, ἐκκρούει, excudit, vom Herausschlagen der Figuren mit dem Hammer. — 22. Sinnbegabt. Er schreibt ihnen selbst die Kunstfertigkeit des Vulcanus zu, wie Homer (Odyssee VIII, 559 ff.) die Ruder als sinnbegabt schildert. Homer hebt bei Hephaistos oft dessen klugen (kunstsinnigen) Geist hervor, wie Ilias I, 608. — 24. Faunen. Die Satyren gehören zum Thiasos (Festzuge) des Dionysos.

*) Lustig bemerkt hierzu v. Loeper: „Ein Gegenstück findet sich in der That, wie beim Becher." Und ein solches soll die herrliche Strophe der Sappho von der dunkeln Mitternacht sein.

durch nichts begründet wird; es sollte spätestens am 23. erscheinen. 1788 bei der Aufnahme in die erste Sammlung der Gedichte hinter 31 erhielt es die jetzige Aufschrift und 9 trat weilend statt des ursprünglichen bleibend, 10 ward in der Ausgabe der Werke Euer statt Eurer eingeführt.

Die so herrlichen, ewig leuchtenden Sterne findet er seinem eigenen Glücke gegenüber zu bedauern. Wie schön sie auch erglänzen und den Schifffahrenden in der Noth Hülfe bringen, niemand weiß es ihnen Dank, da sie das Glück der Liebe nicht kennen und deshalb auch niemand ihnen Gegenliebe erzeigt (1—3). Götter und Menschen, schon homerischer beliebter Gegensatz. Der andere Gegensatz, den er tief innig empfindet, ist, daß sie immerfort den Himmel zu durchwandeln angewiesen sind, ohne irgendwo ruhen und genießen zu können. Sie müssen sich von der die Weltordnung leitenden Zeit führen lassen die Wege, die sie zu laufen haben, wie Sonne und Mond.*) Eine ungeheure, aber freudlose Fahrt haben sie in der Zeit gemacht, wo es ihm gelungen, an ihrer Seite das seligste Glück zu erringen. Das Glück der Liebe hatte ihn so ganz hingerissen, daß er der Sterne, die sonst schmachtende Liebhaber zu Zeugen ihrer Klagen anrufen, und der durch sie geschmückten Mitternacht, vergessen hatte. Das frühere bleibend bildete den Gegensatz zu dem ewigen Wandelgange der Gestirne, die nicht der Liebe Glück genießen, wie er sich in den Liebesbriefen ihr treuer Bleibender, ihr immer Bleibender nennt. Das jetzige weilende ist gewählt mit Rücksicht auf das treu verbundene

---

*) Die ewgen Stunden, die nie ruhende, seit dem Uranfange der Welt alles leitende Macht. Vgl. Lied 54, 6 f. 78, 2.

Leben und der Arm bildlich, von des Freundes vertrauter Gegenwart zu verstehn. Statt „vergessen" sollte es wohl richtiger „vergesse" heißen, so daß die ganze Zeit, seit er sich der Geliebten freut, gemeint ist.

33. An Lida.

Auf der am 2. Oktober 1781 nach Gotha angetretenen Reise gedichtet und von dort aus wohl mit dem Briefe vom 9. der Freundin gesandt, der er schreibt: „Zwischen allem durch (dem bewegten Hofleben in Gotha, wo er im Schlosse wohnte) denk' ich an dich und an die Freude, dich wiederzusehn. Manchmal, wenn ich abends die einsamen Treppen hinaufgehe, denk' ich dich lebhaft, als ob du mir entgegenkämst. Ich bin ganz dein, und habe ein neu Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen, seit ich weiß, daß du davon überzeugt bist." Diese Verse gab er nicht ins tiefurter Journal, wohl weil sie ihm und der Freundin zu heilig dazu erschienen. Das Nordlicht, welches den Vergleich 10 f. veranlaßte, wurde am 18. September beobachtet. 1788 wurde das Lied der ersten Sammlung der Gedichte einverleibt, wo es nach dem Epigramme Ferne (Antiker Form sich nähernd 10) zu stehn kam, worin Psyche in Lida verwandelt war. Statt Lotte (1) trat hier Lida ein und die ursprünglich zwei Verse bildenden 3—6 (3 schloß mit bin) wurden sehr zweckmäßig auf vier vertheilt.

Die Strophenform ist im Gegensatz zu 32 jambisch-anapästisch. Den Anfang bilden ein fünf-, vier- und dreifüßiger Jambus, wovon der zweite im letzten Fuße, der erste zugleich im zweiten und vierten einen Anapäst hat. Die Mitte besteht aus fünf Versen, in folgendem Schema: ◡—◡—◡— | ◡—◡—◡—◡ |

⏑–⏑⏑–⏑ | ⏑⏑–⏑–⏑–⏑–⏑⏑– | ⏑⏑– . ⏑–⏑⏑–⏑. Vom Schlusse besteht der erste Vers aus Jambus und zwei Anapästen, der zweite, etwas stärkere, aus ⏑–⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏑, der abschließende Vers muß rein jambisch gelesen werden. Außerordentlich glücklich entsprechen die Rhythmen der Darstellung. Die beiden Vergleiche mit dem leicht verdeckenden Flor und den durch das zitternd sich hin und her bewegende Nordlicht (vgl. Ged. 41, 8) unauslöschlich leuchtenden Sternen stellen so anschaulich wie anmuthig dar, wie das Bild der Geliebten durch nichts aus seiner Seele verdrängt werden kann. Das Ganze ist eine innig gefühlte, dichterisch belebte Darstellung der oben angeführten gleichzeitigen brieflichen Aeußerung. Delbrück, der die nähere Beziehung nicht ahnen konnte, ging irre, wenn er meinte, der Dichter schildere hier die Flüchtigkeit und Nichtigkeit der alltäglichen Erscheinungen und die unsterbliche Würde Lidas.

34. Für ewig.

In dem Briefe an Frau von Stein vom 30. August 1784 berichtet Goethe, er habe wieder einige Stanzen zu dem großen Gedichte gemacht, das er der Freundin versprochen; am 24. hatte er ihr die Stanze „Gewiß ich wäre schon von ferne“ geschickt, die darin stehn solle. Vgl. unten zu 58. Nun hat Schöll glücklich entdeckt, daß jene einige Stanzen sich auf zwei von Goethes Hand geschriebenen Blättern erhalten haben; das erste enthielt vor der zweiten Stanze der „Geheimnisse“ die unsere, die der Dichter im Jahre 1820 in Kunst und Alterthum II, 3 mit der Ueberschrift Für ewig herausgab. Es ging ihr dort das schon früher (1803) unter dem Namen „Die glücklichen

Gatten“ gegebene, jetzt als „Fürs Leben“ bezeichnete Gedicht voran. Goethe, der sich kaum noch erinnern mochte, wann er die Stanze gedichtet, nur wußte, daß sie an Frau von Stein gerichtet gewesen, schrieb ihr statt Ihr, aber in der Ausgabe letzter Hand trat wieder Ihr ein. Zu welchen wunderlichen Träumen ein ernster, scharfsinniger Philosoph Hermann Baumgarten sich verirrt hat, habe ich in der Besprechung seiner Schrift „Goethes Geheimnisse und seine indischen Legenden“ Zeitschrift für deutsche Philologie XXVIII, 490 ff. zeigen müssen. — 1. Erdeschranken von der Stufe der Seligkeit, die der Mensch erlangen kann. — 3 f. Die Treue, die auf innerer Uebereinstimmung beruht und deshalb nicht wanken kann, und die Freundschaft, die an unerschütterlicher Kraft des Willens nicht zweifeln kann. — 5 f. Der Weise und der Dichter bedürfen besonderer Erleuchtung.

35. **Zwischen zwei Welten.**

Die Verse folgen in Kunst und Alterthum unmittelbar auf 34; die durch ihre Auffindung veranlaßte Erinnerung an jene glückliche Zeit hat sie ihm eingegeben. Wie man diese innige Verbindung dadurch sprengen konnte, daß man darauf die einige Tage früher geschriebene Stanze an die Stein einsetzte, ist kaum begreiflich. Nur einem einzigen sich ganz widmen gibt der Seele volle Kraft. So war er damals Lida unter den Lebenden ganz gewidmet, sie war sein alles, wie unter den Dichtern Shakespeare, dessen Stücke er auch mit der Geliebten las, mit dessen Kopfe er 1778 und 1779 seine Briefe an sie siegelte. Goethe freute sich, wie er es selbst 1821 aussprach, daß Delbrück in seiner Erklärung lyrischer Gedichte (1800) in den Gedichten

an Lida größere Zartheit als in den übrigen gefunden hatte. In der metrisch sehr glücklich gewählten neunversigen jambischen Strophe aus drei Abschnitten, deren drei Schlußverse aufeinander reimen, folgt auf den allgemeinen Satz (1—3) der besondere Fall des Dichters (4—6), und das angeregte Gefühl tönt in der Anerkennung der unauslöschlichen Wirkung, welche jene Zeit auf seine ganze Entwicklung geübt (7—9), rührend aus.*)

36. Aus einem Stammbuche von 1604.

Gleichfalls zuerst in Kunst und Alterthum II, 3, unmittelbar nach 35 eingefügt, wohl mit Beziehung auf den dort genannten Shakespeare; denn es trug hier die Ueberschrift Shakespeare.**) In dem nächsten Hefte bemerkte Goethe, das Gedicht sei ihm als Abschrift aus einem alten Stammbuche zugekommen; der Name des englischen Dichters stehe darunter, und der Jahreszahl nach könne es die Handschrift des Dichters sein; vielleicht belehre uns ein Kenner des Dichters, ob es schon unter den kleinern Gedichten Shakespeares gedruckt sei, oder es äußere sich der ihm unbekannte Besitzer des Stammbuches mit einem Worte. Die Ausgabe letzter Hand ließ die Unterschrift weg.

*) 1 sollte statt Einzigen Einz'gen stehn; der folgende Vers, wo Einzigen einen Kretikus bildet, dürfte das Versehen veranlaßt haben. Sonst findet sich hier nirgends ein Daktylus. — Vereint Herz und Sinn, gibt diesem Leben in einem Wesen besondere Kraft. Daß er eigentlich von zweien angezogen wird, bleibt unbeachtet; es waren ja ein Todter und eine Lebende. — 7. Tag' und Jahre, jene Zeit. Frau von Stein lebte noch, aber er sah sie fast nicht mehr. — 9. Meines Werthes Vollgewinn, den vollen Werth meines Lebens.

**) V. 2 fehlte das Komma nach Cynthien, das die Ausgabe letzter Hand (im dritten Bande der Gedichte) zusetzte.

In der von Straube und Hornthal herausgegebenen Zeitschrift Wünschelruthe I, Nr. 34 (vom 27. April 1818) schrieb Prof. G. Fr. Benecke in Göttingen: „Einer meiner Freunde überschickte mir vor ein paar Wochen folgendes Gedicht, das er aus einem in der hamburger Bibliothek befindlichen alten Kollektaneenbuch abgeschrieben hatte, auf dessen Einband die Jahreszahl 1604 steht. Bestimmter kann er das Buch nicht angeben. Das Gedicht ist mit einer netten altenglischen Hand geschrieben.

My thoughts are winged with hopes, my hopes with love,
Mount love unto the moone in clearest night
And saie, as she doth in the heaven move,
In earth so wanes and waxeth my delight,
And whisper this but softlie in her eares,
How ofte doubt hange the head and trust shed teares.

And you, my thoughts that seem mistrust do rarye.
If for mistrust my mistris do you blame,
Saie, though you alter yett you do not varye,
As shee doth change and yett remaine the same.
Distrust doth enter hartes bud nof infect,
And love is sweetest seasoned with suspect.

If shee, for this, with clouds do mask her eyes
And make the heavens dark with her disdaine,
With windie sights disperse them in the skyes,
Or with thy teares derobe them into rayne.
Thoughts, hopes and love returne to me no more,
Till Cinthia shyne as shee hath done before. W. S.“

Goethe hatte nicht aus der Wünschelruthe geschöpft; ein Leser derselben muß ihm die Abschrift mitgetheilt haben und diesem mag auch die falsche Angabe angehören, es stehe in einem alten Stammbuche. Collier, dem eine Abschrift von Heidelberg aus zukam, in welcher 7 statt des unverständlichen rarye carie

stand, erklärte 1836 in den New Particulars regarding the Works of Shakespeare, daß die Verse in Shakespeares Weise seien. Auch v. Loeper, der im Archiv II, 521 ff. den Thatbestand darlegt, sieht keinen Grund, weshalb die Verse nicht von dem berühmten englischen Dichter stammen sollten. In der Uebersetzung ist schon 2 der Name Cynthia, der im Englischen erst im Schlußverse von der Geliebten steht, glücklich zur Bezeichnung der Mondgöttin verwandt, um dadurch die Beziehung der Bezeichnung derselben als Cynthia deutlicher hervortreten zu lassen, und 10 denn statt und gesetzt. Daß 6 true Glaube zu übersetzen war, bemerkt bereits v. Loeper.

37—40. **Dornburger Gedichte.**

Um sich von der Erschütterung, welche die Kunde von dem auf der Reise unerwartet erfolgten Tode des Großherzogs Karl August in dem mehr als fünfzigjährigen Freunde angerichtet hatte, sich in anmuthiger Einsamkeit herzustellen und sich den Begräbnißgedanken zu entziehen, begab er sich am 7. Juli 1828 nach dem großherzoglichen Schlosse Dornburg an der Saale. Sechs Wochen dauerte es, ehe er sich dichterisch gestimmt fühlte. Drei Tage vor seinem eigenen Geburtstage beim aufgehenden Vollmonde gedachte er seiner seit 1814 bestandenen Verbindung mit der Gerbermühle, v. Willemer und der innig an ihm hängenden Mariane. Das erste Dornburger Gedicht, Dem aufgehenden Vollmonde, sandte er schon den 26. August an Zelter*) mit der Bemerkung, sehr erfreut werde er sein, diese Strophen neubelebt, zurückzunehmen, wenn der Freund einige Noten daran ver=

---

*) Hier steht 6 ein (statt als) Stern, 9 heran.

wenden wolle. Es ist ein rührendes Liebeslied des alternden Dichters, der sich in die Tage seiner Jugend zurückversetzt. Viehoffs Vermuthung, das Gedicht beziehe sich auf den verstorbenen Großherzog, der unter dem Liebchen (8) zu verstehn sei, finde ich seltsam. Der aufgehende Mond gilt dem sehnsüchtig Liebenden als Bild und Zeichen seiner Liebe. Der eben noch ganz hell scheinende, ihn erfreuende Vollmond wird von einer vorüberziehenden Wolke theilweise bedeckt, dann ganz verschlungen. Darauf aber kommt er unter der Wolke zunächst wie ein hellstrahlender Stern wieder hervor, was dem Dichter nicht blos Mitleid mit seiner Betrübniß andeutet, sondern auch ihm die beruhigende Versicherung gibt, daß die Geliebte, die, wie eben der Vollmond, ihn verlassen, auch in der Ferne ihm treu bleibe. Mit begeisterter Freude sieht er den Mond immer heller, von keiner Wolke getrübt, sich erheben, und wie schmerzlich er auch in tiefster Seele bewegt ist, er fühlt die Herrlichkeit dieser Nacht, in welcher er ein weissagendes Bild seines zurückkehrenden vollen Liebesglückes schaut. Das letztere ist freilich eben so wenig bestimmt ausgesprochen, wie der Vergleich des Verschwindens des Mondes mit der Entfernung der Geliebten. Die einfachen kleinen. trochäischen Strophen entsprechen der stillen Rührung.

Den 22. Oktober sandte er das vor fünf Monaten gedichtete Lied von Weimar aus zur freundlichen Wiederanknüpfung des Briefwechsels an Mariane von Willemer und deren Gatten mit der Anfrage, wo die lieben Reisenden sich an jenem Augustabend befunden und ob sie vielleicht auch, den klaren Vollmond betrachtend, des Entfernten gedacht. Im Sommer 1815 hatten Mariane und Goethe sich versprochen, beim Vollmonde aneinander zu denken. Jetzt berichtete sie, wie sie jenen

Abend zu Freiburg auf dem Balkon des zähringer Hofes dem Gefühl und den Worten nach sein unvergleichliches Mondlied in ihrer Seele habe anklingen lassen, das sie ihm vor so vielen Jahren so oft gesungen.

Der Bräutigam erschien zuerst im dritten Stücke der handschriftlichen, von Goethes Schwiegertochter Ottilie herausgegebenen Zeitschrift Chaos im Herbste 1829, dann nach dem Tode des Dichters im siebenten Bande der nachgelassenen Werke unter den vermischten Gedichten zwischen den beiden mit Dornburg bezeichneten Stücken, wonach die Herausgeber überzeugt waren, daß die Verse dem dornburger Aufenthalt angehörten. Der erste, mit Bleistift eilig und unsicher geschriebene Entwurf steht auf einem im Besitze von S. Hirzel befindlichen Quartblatte, auf dessen anderer Seite vier Strophen des Liedes des Lynceus aus der in der ersten Hälfte des Jahres 1826 vollendeten Helena sich finden. v. Loeper, der deshalb unser Lied 1826 oder 1827 setzte, übersah, daß Goethes Tagebuch des dornburger Aufenthalts von 1828 unter den damaligen Gedichten auch den Bräutigam anführt. Gar nicht fällt es auf, wenn Goethe ein Quartblatt, worauf er 1826 Strophen aus der Rede des Lynceus geschrieben hatte, als er es, zur Zeit, wo Helena längst gedruckt war, wiederfand, die noch übrige freie Seite benutzte, um ein neues Lied darauf zu schreiben.

Wir haben hier den Ausdruck des Gefühls seliger Hoffnung, welches den Bräutigam in mitternächtlicher Stunde erfreut, im Gegensatz zu seiner frühern Trauer, als die Geliebte von ihm fern war; letzteres wird ausführlich in drei Strophen dargestellt, während das erstere sich in einer zusammenfaßt. Zunächst gedenkt er der frühern Mitternächte, wo die Unruhe seines liebe-

vollen Herzens ihn nicht schlafen ließ; denn schlafen kann hier nur ruhen bezeichnen. Vgl. Ged. 28, 13 ff. Diesen nächtlichen Gedanken an die Geliebte tritt die Leerheit seines damaligen Tages entgegen, die den Gegensatz zu den glücklichen Tagen bildet, wo ihn die Erwartung auf den seligen Abend an der Seite der Geliebten so heiter belebte. Sein Herz war damals in der Nacht lebendig, wie sonst am Tage, aber der Tag erschien ihm freudlos, da er ihm keine Hoffnung, wie früher, auf einen ihn belohnenden Abend bot.*) Man vergleiche dazu die schöne Klage der Prinzessin im Tasso III, 2 von dem Verse „Die Sonne hebt" an. Am 21. Juni 1784 schreibt Goethe an Frau von Stein ganz ähnlich: „Ich weiß nicht, wozu mir ein Tag sein soll, an dem ich dich nicht sehn werde." Die Hoffnung, mit der Freundin den Abend zu verleben, war damals das Glück seines Tages, wie es die Briefe mehrfach aussprechen. Mit den wiederholten Worten um Mitternacht wird der jetzige Zustand eingeleitet, da seine träumerischen Gedanken zum Hause schweifen, wo die Geliebte weilt, und ihm die Hoffnung schmeichelt, bald dort mit ihr zu ruhen, was ihn zum Ausrufe veranlaßt, das Leben an ihrer Seite, wie es auch sonst sein möge, werde schön sein. Der Ausdruck im letzten Verse, der äußerlich 4 nachgebildet ist und an 8 anklingt, ist gezwungen, wie in dem ganzen so sinnig componirten Gedicht, aus dem ein etwas düsterer Sinn

*) 1, 3. Was ist es mir, nichts ist es mir. Die Worte: „Was ist — mag" sprach er zu sich. — 2, 2 f. Die Glut der heißen Stunde bezeichnet die Hitze des Tages. — 3, 1. Verpflichtet, sonderbar für „im Herzen verbunden". Die Hoffnung auf den Wiederaufgang der Sonne, den sie vereint chon voraus begrüßen, soll eine Hindeutung auf den endlichen Aufgang der ihrer harrenden Verbindung sein, was freilich etwas sonderbar. — 3, 4. Von Osten, nach dem Spruche: Ex Oriente lux.

spricht, die Sprache nicht zum rechten Flusse kommt. Uebrigens schwebte das Goethe so liebe frühere Lied um Mitternacht (Ged. 41) vor, woraus nicht blos das wiederholte um Mitternacht, sondern auch das Versmaß mit Ausnahme des Refrains genommen ist.

Das dritte, sonderbar nur Dornburg, September 1828 überschriebene Gedicht muß vor dem 11. September, wo Goethe nach Weimar zurückkehrte, gedichtet worden sein. Liest man Goethes meteorologische Beobachtungen vom 7. bis 10. September in den Briefen an Zelter, so kann man kaum zweifeln, daß dieser hier dichterisch die Erfahrung aussprechen wollte, daß auf einen nebligen Morgen ein schöner, klarer, bei Sonnenuntergang völlig wolkenreiner Tag folge. Demnach müssen die beiden ersten Strophen sich auf denselben Tag beziehen, wo früh ein undurchdringlicher Nebel herrscht, der erst langsam weicht*), sodann Wolken am Himmel sich zeigen, die der Ostwind endlich vertreibt. Eigenthümlich wird der schöne Sonnenuntergang als Dank für die reine, liebevolle Auffassung der großen und holden Natur in allen ihren Erscheinungen dargestellt. Freilich ist der Dank nur bei der Beobachtung erwähnt, aber wir sehen nicht, wie die Verbindung der dankbaren Beobachtung dieser Naturerscheinung mit dem schönen Sonnenuntergange gedacht werden soll, wenn nicht als Gegendank. Sollte keine Verbindung zwischen dem schönen Sonnenuntergange stattfinden, so müßte es statt Dankst du da (oder dann) heißen Danke du und

*) Das „bunte Füllen der Blumenkelche", dichterisch vom endlichen Hervortreten der vollen bunten Blumenkelche aus dem Nebel. Aehnlich heißt es im Anfange des zweiten Theiles des Faust „Zweig und Aeste, frisch erquickt, entsprossen dem duftgen Abgrund, wo versenkt sie schliefen".

nach Holden Punkt stehen, so daß vor wird ein es zu ergänzen wäre. Vielleicht war dies die ursprüngliche Fassung unseres Gedichtes. Die Versform ist die des vorhergehenden, nur sind die Verse alle gleich.

Ganz ungehörig ist es, wenn in der Quartausgabe auf das dritte Gedicht, das von den beiden ersten weit entfernt steht, die nächsten zwei Strophen und dann noch mehrere Sprüche, bloß durch Striche getrennt, folgen. Auch in der vierzigbändigen Ausgabe blieben dieselben an dem dritten dornburger Gedichte haften, mit dem sie nichts zu thun haben; denn es ist rein zufällig, wenn sie in den nachgelassenen Werken, auf einer neuen Seite, nach demselben folgen. Wir wissen, daß dieselben schon am 24. Dezember 1826 in das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl unter das Bild eines über der Erdkugel schwebenden Genius geschrieben wurden. Sie preisen die Stellung des Menschen in der ewig schönen Natur, welcher er nach der ihm verliehenen Freiheit durch beständiges rechtes Wirken sich ebenbürtig machen solle. Die Schönheit der Natur wird durch die am Tage unsere Sehnsucht weckenden blauen Berge und die ahnungsvoll in der Nacht leuchtenden Sterne bezeichnet. Von den beiden Strophen, die Goethe schon am 1. Mai 1827 unter dasselbe Bild schrieb, enthält die erste eine Variation der Strophe „Und wenn mich am Tag die Ferne". Vgl. die Gedichte zu Bildern 2, 3. Die neue weimarer Ausgabe bringt IV, 107 ff. nach dem Gedichte Der Bräutigam die achtversige Strophe „Wenn ich mir in stiller Seele", die er für Fanny Mendelssohn bestimmte, dann nach Dem aufgehenden Vollmonde das dritte Gedicht. Bei solcher Willkür schwindet der Boden unter den Füßen.

41. **Um Mitternacht.**

Eine schöne Winterblüthe, am 13. Februar 1818 in Jena gewonnen, wo er damals der Sternenwelt Antheil zuwandte, am 18. Zelter nach Berlin gesandt. Dieser schrieb bei der Uebersendung seiner Tonsetzung am 7. März, in jeder Note stecke ein Gedanke an Goethe, wie er sei, wie er gewesen und wie der Mensch sein solle. „In diesen Tagen“ erwiderte der Dichter am 19., „hast du mir eine große Wohlthat erzeigt; denn das mitternächtliche Lied ist mir gar gehörig und freundlich vorgetragen worden von einem weiblichen zarten Wesen, so daß nur der letzten Strophe etwas Energie fehlte. Da hast du nun einmal wieder deine Liebe und Neigung zu mir recht redlich und tüchtig abgestempelt. Mein schwer zu bewegender Sohn war außer sich.“ Gedruckt erschien es 1821 in der Neuen Liedersammlung von Zelter ohne Ueberschrift, die sich im Inhaltsverzeichnisse findet, dann am Schlusse von Goethes Anzeige derselben in Kunst und Alterthum III, 3, 169—172, woraus sich 10 und 12 die Druckfehler Finstere und Künftige statt Finstre und Künftge erhalten haben. Das Lied war ganz aus Goethes Seele geflossen. „Man lasse mich bekennen“, bemerkt er, „daß ich mit dem Schlag Mitternacht, hellstem Vollmond, aus guter, mäßig aufgeregter, geistreich angeregter Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreif niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.“ An diesem Abend befand er sich bei Konopek, wo Ziegesar und Münchow zu Gast waren. Als er es im Januar 1827 singen hörte, bemerkte er, sein Verhältniß zu ihm habe es nicht verloren, es sei noch ein lebendiger Theil von ihm und lebe mit ihm fort.

In glücklichster Weise schildert der Dichter in diesem, wie er sagt, durch plötzliche Eingebung bei einer mitternächtlichen Rückkehr ihm gekommenen Lebensliede den Eindruck des vollstrahlenden Sternenhimmels in den drei Lebensaltern. Ohne Zweifel hatte ihn die Abendunterhaltung dazu veranlaßt, die größtentheils durch Münchow, den Leiter der jenaer Sternwarte, besonders bestimmt wurde. Den Knaben zieht der schöne Glanz der Sterne an, selbst bei dem Schauder, den ihm das einsame Dunkel erregt*); der Jüngling und Mann freut sich ihres ihn in tiefer Seele ergreifenden Scheines**); der Greis fühlt seine Seele durch den Mondschein erhellt, der Gedanken an Vergangenheit und Zukunft in seiner Seele weckt.***) Den Knaben stellt er sich als Sohn eines Pfarrers vor, der auf dem Kirchhof wohnt, den Jüngling läßt er beim Nordlicht hin und her gehen, beim Manne dagegen den Vollmond die ganze Gegend erhellen. Diese verschiedenen Situationen sind freilich willkürlich ersonnen (nur war es wirklich Vollmond, als er das Lied dichtete), um den Eindruck der Mitternacht in den verschiedenen Lebensaltern ins wirksamste Licht zu setzen. Der den Anfang der ersten

---

*) Klein-kleiner (ganz kleiner), eine der Volkssprache entnommene Verstärkung, wie im zweiten Theile des Faust schlecht-schlechter Teig, golden-goldene Rollen. Irrig schrieb Goethe klein, kleiner. — Am Sterne, des Reimes wegen für an Stern (Balladen 2, Str. 2, 3) oder an Sternen. 4 fehlt der volle Reim auf hin.

**) 9 sollte sog voranstehn. Der vorige Vers ist ein abgekürzter Satz. — Zum Streite des Nordlichts mit den Sternen vgl. Ged. 33, 10. — Kommend, zurückkommend.

***) Die Verbindung mit bis deutet auf das jetzt eingetretene Greisenalter. — Ins Finstre, in das Dunkel seiner Seele. — Willig, gern dieser Anregung folgend; sinnig, mit Sinn sie erfassend.

Strophe wiederholende durchgehende Refrain verknüpft das Ganze zu einer Mitternachtsbetrachtung.

42. Bei Betrachtung von Schillers Schädel.

Das auf einem Foliobogen von Goethes eigener Hand geschriebene Gedicht trägt die später durchstrichene Ueberschrift Zum 17. September 1826; unten steht das Datum des 25. September.*) Zuerst erschien das Gedicht ohne Ueberschrift, so daß man die Beziehung auf Schillers Schädel nicht ahnen konnte, 1829 am Ende des dritten Bandes der Wanderjahre, wo es den Schluß der Mittheilungen aus Makariens Archiv bildet, mit der nur auf diese Mittheilungen sich beziehenden Bemerkung: „Ist fortzusetzen", wie der zweite Band des Romans ursprünglich mit dem Gedicht Vermächtniß (Gott und Welt 4) die hinzugefügten Betrachtungen im Sinne der Wanderer schloß. Der Dichter ergriff eben die Gelegenheit, zwei so bedeutende Dichtungen mitzutheilen. 1833 erschien das Gedicht in den nachgelassenen Werken unter der jetzigen Ueberschrift, mit den Druckfehlern thätige statt thät'ge (8) und heiligen statt heil'gen (16), die in die spätern Ausgaben übergingen.

Es war wohl das erstemal, daß er es wagte, die so schwierige wie liebliche und bedeutsame Form der Terzinen zu versuchen, die ihm Dantes Uebersetzung von Streckfuß nahe gebracht hatte. Er fand sie einzig eines so edlen Inhalts würdig. Dichterische Einkleidung war es, wie sie Goethe meist bei allen Darstellungen der Wirklichkeit bedurfte, daß er den bedeutenden Schädel zu-

*) Ursprünglich hatte Goethe 2 Köpfe Köpfen geschrieben, dies aber durchstrichen und das jetzige Schädel Schädeln darüber gesetzt.

fällig im Beinhaus findet, ihn an seiner Bildung erkennt und mit sich nimmt. Dem Bürgermeister Schwabe war es im März 1826 gelungen, bei der Räumung des sogenannten Kassengewölbes, wo Schiller, wie alle Vornehme, die kein Erbbegräbniß hatten, auf dem Kirchhof beigesetzt wurde, dessen Schädel nach den Angaben des Todtengräbers zu entdecken. Als er Goethe vorgelegt wurde, erkannte dieser ihn an der schönen horizontalen Lage der Zähne. Am 17. September ward er feierlich in das Piedestal der danneckerschen Büste des Dichters auf der Bibliothek niedergelegt. Der Dichter selbst war von der Erinnerung an den hingeschiedenen Freund zu sehr ergriffen, als daß er persönlich bei der Feier hätte zugegen sein können, er verklärte aber diese Wiederauffindung des Schädels durch unser am 25. September abgeschlossenes Gedicht.

Als Einleitung dient die Erzählung (1—14), wie er Schädel, Arme, Schulterblätter, Hände und Füße im Beinhaus liegen gesehen, die man aus dem Grabe, wo sie so sicher zu ruhen geschienen, an das Licht des Tages gezogen, dem sie nicht gehören.*) 15 schließt sich als Gegensatz zu den beiden letzten

*) 1—6. Die Schädel waren so aufeinander gehäuft, daß sie aneinander paßten, kein Raum zwischen ihnen blieb, so nahe, daß sie geklemmt schienen. — Gedenken, wie auch denken, hier frei mit dem Akkusativ in der Bedeutung „durch Gedenken zurückrufen". — Eigenthümlich steht auch ergraut, wie sonst grau, von längst vergangenen Zeiten. Die Erinnerung an die Zeit, wo sie gelebt, überkam ihn. Die Arme liegen übereinander, vermischt mit den übrigen Knochen. Bei diesen aber tritt der Gegensatz ihrer jetzigen Ruhe ein, wie bei den Köpfen die sich in ihnen regenden feindlichen Gedanken. Die Schulterblätter liegen verächtlich da, da sie aus ihrer Verbindung gelöst (zerstreut) sind, aber doch einst so lebhaft bewegte Köpfe getragen, und die zu zierlicher Bewegung gebildeten Hände (vgl. ges. Lieder 6 Str. 4) und Füße sind von Armen und Beinen getrennt. Hamlets Kirchhofsbetrachtungen (V, 1) schwebten nur entfernt vor.

Versen die Bemerkung an, daß er bei dieser Betrachtung, in Folge seiner Einsicht in die Schädelbildung, in einem der Schädel die mächtige Geisteskraft erkannt, welche diesen sich gebildet. Die Ausbildung des Schädels ist die Schrift, die er enträthselt. Alle übrigen Schädel lagen starr da, sagten ihm nichts, aber in diesem sah er eine so herrliche Bildung, daß er wie mit der einst in diesem lebenden Geisteskraft erfüllt wurde (– 21).*) Diese geheimnißvoll zu ihm redende Bildung des Schädels entzückte ihn, da er hier die Macht des von Gott verliehenen Geistes („die gottgedachte Spur") erkannte und von der Ahnung der in der Natur waltenden, immer höher führenden Entwicklung erfaßt wurde, die er als ein unendliches Meer**) bezeichnet (22—25). Dieser edle Schädel, den er eben ergriffen hat, erfüllt ihn mit solcher Verehrung, daß er sich fast unwürdig fühlt, ein solch „geheim Gefäß", das so hohen Sinn enthält („Orakelsprüche spendend"), in der Hand zu halten (26 f.). Aber er kann sich nicht enthalten, ihn fromm (weil er einer bessern Stelle würdig) dem Dunkel zu entziehen und mit ihm andächtig sinnend an das Licht der Sonne zu treten (28—30). Und so schließt er mit dem Gedanken, daß es für den Menschen nichts Höheres gebe als das in der Natur wirkende Göttliche, wie er einmal sagt, Gottes Handschrift, in den Erscheinungen der Welt zu entdecken, zu erkennen, wie sie aus dem Körperlichen das Geistige schaffe, und die Wirkung des Geistigen auf das Körperliche, wie in diesem

---

*) Frei und wärmefühlend, im Gegensatz zu Moderkält' und Enge, wo Enge auf das Gedrückte, Beklommene geht. Wärmefühlend ist freilich etwas matt.

**) Wie man von einem Meer der Zeiten, einem Feuermeer, einem Lichtmeer spricht.

Schädel, fest halte. Die Anschauung, daß der Geist auf die Bildung des Schädels einwirke, machte Goethe höchst glücklich, da er die Einheit von Gott und Natur zu erkennen trachtete.

43. Aus den „Leiden des jungen Werthers".

Gedichtet, um dem schädlichen Einflusse des Romans vorzubeugen und gleichsam als Gegengewicht zu den Worten der Vorrede: „Ihr könnt seinem (Werthers) Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale eure Thränen nicht versagen." Gegen die Gefährlichkeit von Werthers Leiden hatte sich ein wahrer Sturm erhoben, und selbst vorurtheilslose Männer, wie Lessing, meinten, der Dichter hätte ein abmahnendes Wort hinzufügen sollen. Goethe ließ sich dadurch verleiten, statt an der Vorrede etwas zu ändern, in der zweiten Auflage jedem der beiden Bände des Romans auf dem Titelblatte unter einem eine Scene des betreffenden Bandes darstellenden Medaillon eine Strophe beizugeben, welche sich auf jene bezieht. Als Goethe 1786 den Roman für die Ausgabe der Werke bearbeitete, ließ er die beiden Strophen mit dem Medaillon weg. Die Quartausgabe nahm sie unter den vermischten Gedichten vor der Trilogie der Leidenschaft auf. Die erste Strophe beklagt die viele Pein, welche die Liebe, die doch die heiligste der Leidenschaften sei, uns bereite, was ein gar alltäglicher und in seiner Allgemeinheit wenig sagender Gedanke ist; die zweite will, daß der Leser lebhaften Antheil an dem Unglücklichen nehme und ihn nicht verdamme, mahnt aber auch zugleich, ihm nicht nachzufolgen, was sie als Warnung Werthers aus dem Jenseits darstellt, wobei freilich das Winken des Geistes aus seiner Höhle,

unter welchem man doch nur einen Strafort, wie unter dem Geiste eine Art Gespenst sich denken kann, auffallend scheint. Es war wirklich 1775 eine Schrift Des jungen Werthers Zuruf aus der Ewigkeit an die noch lebenden Menschen auf der Erde von Prof. Schlettwein erschienen.

44—46. Trilogie der Leidenschaft.

Unter dieser Ueberschrift erschienen die drei zu verschiedenen Zeiten, und zwar gerade in umgekehrter Folge, geschriebenen Stücke im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand vereinigt; die Worte Trilogie der Leidenschaft standen dort auf einem besondern Vorblatte, das Ende der beiden ersten Gedichte war mit einem bloßen Abschnittsstriche, das des dritten mit einem dickern bezeichnet, wie Goethe es auch sonst an Schlußversen von Gedichten that. Die Verbindung der drei Gedichte zu einer Trilogie ist mehr zufällig als künstlerisch; denn zu einer wirklichen Trilogie bedurfte es dreier Dichtungen, die sich als Theile eines Ganzen zu einander verhielten, wo freilich der Einheitspunkt in ganz verschiedenen Beziehungen sich finden kann; aber bei wirklichen Trilogien darf die Zweitheilung nicht entschieden hervortreten, wie in der sogenannten Wallensteintrilogie, aus zwei Dramen nebst einem sie einleitenden Vorspiel besteht. Aehnlich stehen hier das zweite und dritte Stück dem ersten als einem in sich vollendeten Ganzen gegenüber. Im November 1821 hatte der Erzieher des Erbprinzen Fr. J. Soret eine sehr hübsche Trilogie Goethe mitgetheilt.

1. An Werther. Gedichtet auf Veranlassung der weygandschen Buchhandlung als Einleitung zur Jubelausgabe der

von ihr 1774 verlegten Leiden des jungen Werthers.*) Die Buchhandlung hatte die Bestimmung des Honorars für ein solches Weihegedicht seinem eigenen Ermessen überlassen. Goethe übertrug die Leitung der Sache dem gemeinsamen Freunde v. Rochlitz, der in seinem Namen fünfzig Dukaten für ebenso viel Verse gefordert habe. Der junge Goethe warf dem Vater launig vor, daß er bei solcher Honorirung der fünfzig Verse kein längeres Gedicht geliefert habe. Vollendet war das Gedicht am 25. März 1824, am 26. abgeschrieben, dann mit Riemer durchgegangen und stellenweise bedacht, erst am 4. Mai an Rochlitz gesandt. Der Dichter hatte diese Veranlassung benutzt, sein eigen Schicksal in schwermüthiger Klage im Gegensatz zu dem bei Werthers Leiden vorschwebenden jungen Jerusalem in freier Ausführung bis zur letzten schmerzlichen Entsagung des Greises, die freilich als solche nicht bestimmt bezeichnet ist, zu schildern, wodurch das von einer zufälligen Veranlassung ausgegangene Gedicht zu einer Einleitung der beiden andern bei seiner neuesten Liebesgeschichte wird, die damals nicht bloß Deutschland in Aufregung setzte.

Das Wiedererscheinen seines fünfzig Jahre alten Romans

---

*) In der von Sauppe verglichenen ersten Handschrift hatte Goethe 8 zuerst beglückt geschrieben, das er in entzückt veränderte, 19 ein (statt mein, was wohl bloßer Druckfehler), 30 schwebt (statt schweift, das gleichfalls Druckfehler sein muß), 45 So (statt Und), das wir nicht mit Sauppe für besser halten können. Noch im ersten Druck standen 2 des Tages Licht, 3 neubeblümten, 10 voran und, 20 nah und, 39 sich's, 45 wir — verschlungen, 46 Tod. 27 Unbefangene (statt unbefangne) und 29 Die (statt Wie) Vögelschar waren Druckfehler der Ausgabe letzter Hand, die auch spät statt spat schrieb. Die Quartausgabe hat 29 verbessert.

gestaltet sich zu einem dichterischen Bilde. Der Schatten des jungen Jerusalem, dessen Opfertod in der Wiederspiegelung Werthers viele gefühlvolle Seelen schon so lange Zeit beweint haben, stellt sich der Seele des Dichters dar; er glaubt ihn vor sich zu sehn, wie er vor mehr als fünfzig Jahren mit ihm zu Wetzlar sich der schönen Morgen und Abende erfreute. Goethe hatte den Sohn des Abtes Jerusalem schon in Leipzig gekannt, aber, wie auch später in Wetzlar, wenig Umgang mit ihm gehabt, da keiner von beiden sich vom andern angezogen fühlte. Nach seinem Tode schrieb er an Kestner: „Der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spaziergang, und er mir begegnete hinaus im Mondenschein, sagt' ich: ‚Er ist verliebt!' — Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben. Seit sieben Jahren kenn' ich die Gestalt; ich hab' wenig mit ihm geredt. Bei meiner Abreise (am 11. September 1772) nahm ich ihm ein Buch mit; das will ich behalten, und sein gedenken, so lang ich lebe." — 3. Neubeblümten, im Frühling. — 6. Auf Einem Felde. Das paßt nur auf Goethes eigenes Zusammenleben mit Lotten zu Wetzlar. Zu seinem Zwecke mußte Goethe sein Verhältniß zu Jerusalem in Wetzlar vertraulicher darstellen.*) Aber der Freund sollte früher aus dem Leben scheiden, und so meint er in seiner Verstimmung, der Vorangegangene habe dadurch nicht viel verloren. An diese erste zehnversige Strophe schließt sich in der zweiten gleich langen, aber in der Reimstellung abweichenden**) Strophe eine schwermüthige Schilderung der innern

*) Sehr frei schließt 7 und an, als ob in der Frühe nicht vorhergegangen wäre, auf das sich doch wo bezieht. Unwillkommen deutet darauf, daß sie das Ende der Tagesarbeit ersehnt hatten.

**) Die Verse reimen hier unmittelbar aufeinander, wie im ganzen folgen=

Leiden (11—20).*) Welch ein Paradies schien dem Jüngling die Erde, wie lieblich der Tag, wie erhaben die Nacht! Aber kaum genießen wir die Gaben der lebenspendenden Sonne, so beginnt ein beständiger Kampf bald in unserm Innern, bald gegen die äußern Verhältnisse: weder stimmen die Bestrebungen unserer Innern zusammen, noch entsprechen die äußern Umstände unsern Wünschen; in düsterer Verstimmung verkleinern

---

den Gedicht, doch stimmen sie darin mit der ersten Strophe überein, daß neben den männlichen sich auch weibliche Reime, aber ohne bestimmtes Gesetz, finden, was sonst nur noch in den beiden Schlußversen der Fall ist.

*) 16. Bald mit uns selbst. In Goethes Tagebuch der ersten weimarer Jahre ist 1780 einmal davon die Rede, daß er fast gar kein Hinderniß mehr außer sich habe, in sich noch viele, er hoffe aber der menschlichen Gebrechen noch Herr zu werden. 17. Keins vom andern. Gemeint sind die eigene Natur und die Umgebung, die zusammenstimmen, sich gegenseitig ergänzen sollten. v. Loeper deutet: „Keiner vom andern aus der Umgebung"; 18 solle auf den Kampf mit uns selbst gehn (äußeres Dunkel bei innerm Lichte), 19 auf den Kampf mit der Umgebung (ein glänzendes Aeußere bei trübem Blicke). Da hört mein Verständniß auf, auch verstehe ich nicht, wie danach mein „ganz sinnentsprechend und deutlicher" werden soll als die frühere Lesart ein. — 23 f. Im Frühling, jetzt nach Vollendung der Kindheit, steht er erst im Frühling des Lebens. Als Frühling selbst, voll treibenden Lebens. Wie v. Loeper dazu gekommen, hier von einer Anrede des Frühlings zu sprechen und die Stelle im Gedicht der Wanderer (Kunst 2) 100 zu vergleichen, weiß ich nicht. — 25—28. Ja, er ist selbst erstaunt über die mit ihm vorgegangene Verwandlung; die Welt, die ihm sonst so fremd war; er kennt keine Befangenheit mehr, nichts hält ihn mehr zurück. v. Loeper erklärt unbefangen 27 uneingeengt. — 29—32. Unaufhaltsam wird er von der Liebe getrieben, wie die Wälder die Vögel anziehen. — 30. Aether. Hier vom Himmel, dem bisher immer seine sehnsuchtsvollen Blicke zugewendet waren, aber noch immer hat er keine Gestalt gefunden, welche den Forderungen seines Herzens entspräche; den Blick treuer Liebe hat er nie am Himmel gesehen, gegen diesen, dessen er bedarf, überläßt er dem Himmel seine glänzendsten Gestalten.

10*

wir das uns wirklich gebotene Gute und unser wahres Glück.*) Endlich finden wir das wahre Glück durch den Blick der Liebe, der uns eine Einzige als die Höchste verehren und durch ihren Besitz auch die übrige Welt in anderm Licht erscheinen läßt (21—32). Doch auch dieses Glück schwindet uns durch eigene Schuld, weil wir auf Mahnungen nicht achten. Wir müssen von der Geliebten scheiden, doch sie wiederzusehn ist immer ein hohes Glück; ein höheres ist es, sie nach wiederholter Trennung wieder zu sehen, aber endlich muß doch auf ewig geschieden sein (33—38).**) Durch die letztere wirklich recht bedenkliche Strophe hat sich der Dichter den Weg zur Rückkehr auf Werther gebahnt.

Die Erwähnung der tückisch ihm auflauernden ewigen Trennung führt sehr glücklich zu Jerusalem zurück, der viel schrecklicher geendet hat (39 f.), und zu sich selbst, der dessen Leiden und gewaltsames Scheiden gefeiert und, wie er jetzt, mehr

---

*) Nur die Liebe verleiht dem Jüngling die Erkenntniß seines wahren Glückes.

**) 33 f. Die Andeutung der ersten Trennung des Liebesbundes ist recht in Dunkel gehüllt; worauf sollte zu früh und zu spät sich beziehen? Die Trennung wird nur dunkel angedeutet, dann eine mehrfache Wiedervereinigung angenommen, so daß noch eine letzte schwere Trennung zu bestehn bleibt. — 37. Und Jahre sind im Augenblick ersetzt. Es ist, als ob gar keine Zwischenzeit seit der letzten Trennung verflossen wäre. Ganz verfehlt ist es, wenn v. Loeper in 35—38 „im schnellsten Ueberblick eine Beichte des Dichters selbst und eine Verherrlichung der Dichtergabe" sieht, „welcher allein Werther sein Gedächtniß und der Dichter seine Erhebung über die Leidenschaft verdankt." Nein, Goethe will hervorheben, daß auch ihm nicht bloß Wehe unterdessen, sondern auch Wohl zu Theil geworden.

beruhigt, erkennt, doch auch „zu Wohl", nicht bloß „zu Wehe" zurückgeblieben (41 f.). Daran schließt sich die kurze Erwähnung, wie ihn die Leidenschaften angezogen, ihm mancherlei Noth bereitet, bis er endlich zum schmerzlichen Scheiden genöthigt worden, das ihn wie der Tod ergriffen. Der Dichter denkt hier an den schweren Kampf, den es ihm gekostet, der in vollem Jugendreize strahlenden Ulrike, seiner Stella, zu entsagen.*) Auf seine letzte Liebe und das Scheidelied, die folgende Elegie, deutet der Schluß. Freilich ist es rührend, wenn der Dichter von keiner Scheidung etwas wissen will, nur von ewiger Treue singt, aber trifft einen das Unglück, durch eigene Schuld entsagen zu müssen, wie es ihm selbst geschehen, da er sich von einem Glücke hatte hinreißen lassen, das bei seinen hohen Jahren unmöglich war, so möge er wenigstens seinen unendlichen Verlust dichterisch aussprechen und sich so davon herstellen, wobei die Schlußworte seines Tasso anklingen, die der Dichter unver-

---

) 42. Bei der ungewissen Bahn, die ihn labyrinthisch angezogen, schwebt die Kometenbahn vor. Am 30. März 1780 schreibt Goethe an Frau von Stein: „Gestern Abend hat mich das schöne Misel gleich einem Kometen aus seiner gewöhnlichen Bahn (dem Wege zur Freundin) mit sich nach Hause gezogen." Die leidenschaftliche Bewegung von 43—46 zeigt sich auch in der äußern Form der und viel angemessener als so (vgl. S. 145). Weder aus Sauppes noch aus Strehlkes Bemerkung kann ich ersehn, daß bei so (45) „der innerliche Zusammenhang der Gedanken gewinne". Der Satz wird abgebrochen durch die sich eindrängende Bemerkung: „Scheiden ist der (ja auch eine Art) Tod!", vor welcher der Gedankenstrich viel passender als das in der Handschrift sich findende Komma. — 43. Dann, noch in sehr später Zeit. — 45. Und wir (wurden) verschlungen, der Dichter weiß auch den verzweifelndsten Schmerz durch die Kunst erhebend darzustellen, woran auch Goethes Tasso sich bei der Zerstörung seines ganzen Glückes aufrecht erhält.

ändert der folgenden Elegie vorgesetzt hat, wo wir sie jetzt nach unserm einleitenden Gedicht und dem abgeänderten Tassoverse (gab ihn statt gab mir und was er duldet statt was ich leide) fast anstößig finden müssen. Am Schlusse des Gedichtes tritt der Greis Goethe als ein Gegenbild Jerusalems hervor. Wenn dieser einer unmöglichen Liebe nicht entsagen konnte, sondern verzweifelnd sein Leben aufgab, so hat Goethe überwunden und seinen Entsagungsschmerz in einem Liede beruhigt: aber nicht diesmal allein hat er so überwunden, auch damals in Wetzlar, und eben in der Darstellung Werthers hat er sich von dem Lebensüberdrusse befreit, in den er in Folge seiner Entsagung gerathen war. Freilich verliert diese Beziehung für uns dadurch an Wirkung, daß dieser Schmerz nicht unmittelbar auftritt. Später hat Goethe in den Wahlverwandtschaften nach seinen eigenen Worten, wie in einer Grabesurne die Thränen für manches Versäumte gesammelt. So gewinnt unser Gedicht lebendige innere Einheit.*)

2. Elegie. Auf die Geliebte von Marienbad, Ulrike v. Levetzow. Vgl. v. Loeper „Zu Goethes Gedichten „Trilogie der Leidenschaft" (Goethe-Jahrbuch VIII)", wozu das Goethe-Archiv benutzt ist, doch bedarf der Aufsatz wesentlicher Nachträge und Berichtigungen. Goethe kannte Ulrikens Großeltern und Mutter schon vor ihr.

---

*) Ursprünglich stand 3, 6 der (statt den) andern, 6, 2 vom statt von. 14, 2 müssen höhern, reinern und unbekannten groß geschrieben werden, wie es bei der Anführung dieser Verse in Kunst und Alterthum V, 2, 176 (in der Bemerkung über Heinroths Anthropologie) der Fall ist. 2, 6 sollte sehnsüchtiger, 5, 2 selige, 6, 2 heiligen, 14, 5 seligen und 23, 5 gabeseligen elidirt sein. Seit der Quartausgabe liest man Str. 20, 3 irrig reißts statt reißt. Das Motto ist aus der vorletzten Rede seines Tasso genommen.

Sein Tagebuch berichtet am 27. Juli 1806 (dies wußten wir theilweise schon früher durch Varnhagen von Ense) aus Karlsbad: „Mittags im sächsischen Saal gegessen mit Gesellschaft: Frau von Brösigke, Frau v. Levetzow ꝛc. ꝛc. Eingefallener Regen." Riemer, der Goethe begleitete, suchte damals in Karlsbad nach Modellen zu Goethes dichterischen Gestalten und fand in Amalie von Levetzow, der Tochter v. Brösigkes ein solches zu Pandora. Jetzt erst kennen wir den Brief Goethes an seine spätere Frau von demselben Tage. Ihr schreibt er: „Gestern begegnete mir ganz unerwartet Frau von Brösigke und ihre Tochter, die von Egerbrunn herüberkamen. Frau von Levetzow ist reizender und angenehmer als jemals. Ich bin eine Stunde mit ihr spazieren gegangen und konnte mich kaum von ihr losmachen, so artig war sie und so viel wußte sie zu erzählen." Offenbar war diese so hübsch geschilderte Dame auch Christiane Vulpius bekannt. Sie war die Tochter des preußischen Capitäns v. Brösigke, der von altbrandenburgischem Adel stammte (sein Pathe war Friedrich der Große), aber ins Kursächsische übergesiedelt war, wo er das Gut Lomnitz nahe bei Leipzig erworben hatte. Die Ehe ihrer Tochter, die um 1787 geboren war, mit dem Mecklenburg-Schwerinschen Hofmarschall Joachim Otto von Levetzow war wegen Unfrieden bald gelöst worden; in zweiter Ehe hatte sie sich mit einem Vetter ihres Gatten, Friedrich von Levetzow verbunden. Schon am 4. Februar 1804 wurde ihnen die liebliche Ulrike geboren, der noch zwei Töchter, Amalie und Bertha folgten. Leider starb Friedrich schon den Heldentod auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance. Die Familie sah sich jetzt meist auf die liebevolle Sorge des Großvaters und der Großmutter in Lomnitz angewiesen; aber auch der katholische begüterte be-

gabte böhmische Graf von Klebelsberg hielt sich mit voller Seele an die junge Wittwe, und bald war es entschieden, daß beide sich fürs Leben angehören sollten. Aber ein Hinderniß für die Katholiken bildete noch das Leben des ersten Gatten, und alle Versuche, auch auf einer Reise nach Rom, Abhülfe zu finden, schlugen fehl, da das Leben des Hofmarschalls sich bis 1843 erhielt. Ihre Töchter hatte sie indessen einer Erziehungsanstalt in Straßburg anvertraut, wo sie selbst den Winter zubrachte, die schöne Jahreszeit aber genossen sie in Marienbad, wo der Großvater ein großes Haus nebst Terrasse erworben und in zweckmäßiger Weise hergestellt hatte.

Am 27. April 1820 fuhr Goethe von Eger nach Marienbad, um dort die Neuschaffung des Abtes von Tepl Karl Kaspar Reitenberg sich anzusehn. Er verbrachte den ganzen Tag, „alles zu durchgehn, und zu sehn und zu beobachten"; am folgenden unterhielt er sich mit dem Brunnenarzte, dem Brunneninspektor und dem Hofgärtner. Hier hatte Capitän Brösigke ein großes Haus nebst Terrasse besessen, wo seine Tochter und Enkelinnen im Sommer verweilten; jetzt war es als Klebelsbergisches Haus bekannt und auch zur Aufnahme von Kurgästen ausgestattet. Die Wirthschaft führte noch Frau v. Brösigke. Goethe fand damals keinen von der Familie. Im folgenden Jahre, als die Einrichtung des Bades glücklich fortgeschritten war, sandten ihn die Aerzte zur Kur nach Marienbad, wovon v. Loeper nichts weiß. Das Tagebuch berichtet am 29. Juli 1821: „In Marienbad angekommen 12¾ Uhr; in dem Graf Klebelsbergischen Hause eingekehrt. Im ersten Stocke anständige, ja prächtige Zimmer bezogen. Zu Mittag mit der Familie (auch Frau von Levetzow mit ihren Töchtern war angekommen) und großer Gesellschaft

gespeist. Alles Personen von Stande und guten Sitten; eigentlich nur die Hausgäste." Ihn besuchten gleich der Brunnenarzt, Geh. Legationsrath Conta von Gotha und Brunneninspektor Gradl, „ein Compliment von dem Prälaten bringend und sich zu allem Freundlichen und Dienstlichen empfehlend." Er selbst besuchte die in der Nähe wohnende Frau von Heygendorf. Bei dem dichten Regen, unter dem er eingezogen war und der mit wenigen Pausen fortdauerte, studirte er die Topographie Böhmens und machte mancherlei Vorbereitungen und Pläne. Am 30. trank er den Brunnen auf dem Zimmer, speiste mittags mit der Gesellschaft, setzte für sich seine Studien fort. Den 31. machte Frau von Heygendorf mit ihrer Schwester Frau von Dankelmann Gegenbesuch; auch andere begrüßten ihn. „Mittags an der Wirthstafel, Abends zum Thee, Fürst Taxis. Ein Spieltisch; die jungen Leute mit kleinen Spielen sich unterhaltend." Am 1. August gab es endlich Sonnenschein und ziemlich klaren Himmel, so daß man abends am Brunnen sein konnte. Erst am 4. wird eines Besuches der Frau von Levetzow zugleich mit dem Grafen gedacht. Abends war Ball im Hause, wobei er bis 10 Uhr gegenwärtig war. Den 5. besuchte ihn der Prälat von Tepl. Nach beständigem Wechsel mit Regenwetter trat erst am 29. vollkommen heiteres Wetter ein. Den 21. besuchte er den Prälaten von Tepl zu Mittag, wo große Gesellschaft war. Erst am 25. nahm er „Abschied von der Familie und den Hausgenossen." Das Tagebuch gedenkt Ulrikens nicht, aber aus ihren Berichten an Prem und einem spätern Briefe der Frau von Levetzow wissen wir Näheres davon, und wenn hier die Datirungen nicht ganz zutreffen, so ist doch das Berichtete nicht zu bezweifeln. Am 30. (29.?) Juli kamen Mutter und Tochter; Goethe widmete

Ulriken mit eingeschriebenen Prosaworten die Wanderjahre, begleitete sie auf Spaziergängen und unterhielt sie mit Botanik und Mineralogie. Ihre Gelehrigkeit und ihr lebhaftes Wesen sagten ihm außerordentlich zu, und mit Vergnügen lauschte er, wenn sie aus Walter Scott vorlas oder auf der Laute spielte. Von dieser Zeit an pflegte er sie sein liebes Töchterchen zu nennen.*) Am 21. (Prem nennt irrig Goethes Geburtstag) überraschte ihn Ulrike an der Tafel bei Abt Reitenberger mit einer schönen Blumengabe. Die Kur war Goethe so gut bekommen, daß er im folgenden Jahre zu einer längern zurückkehrte. Das Tagebuch meldet am 19. Juni: „Beim herrlichsten Sonnenuntergang und frischem Nordwind (sonderbar fehlen hier wenigstens im Drucke die Worte „in Marienbad") angekommen und eingezogen. Frau v. Brösigke hatte ihn schon am 23. April in ihr Haus eingeladen: „Meine Tochter, die ich jede Stunde mit ihren drei Töchtern aus Straßburg erwarte, wird sich sehr freuen", so schrieb sie, „eine Zeit des Sommers wieder mit Ihnen zu verleben, da ich mit Wahrheit sagen kann, Sie, Herr Geheimrath, waren von ihrer Kindheit an der Gegenstand ihrer Verehrung. Und wie wird sich Ulrikchen freuen, wenn sie wieder Töchterchen genannt wird, worauf sie so stolz ist." In den fünf Wochen, welche er jetzt zu Marienbad bei meist schönem Wetter verbrachte, wird im Tagebuch des Herrn und der Frau v. Brösigke, der Frau v. Levetzow, auch des Grafen, der Familie und der Kinder besonders gedacht; meist ist Goethe mittags bei dem „Familientisch", der „Familien- oder Haustafel", an der auch die Gäste theilnahmen, zuweilen auch nachts (d. h. abends) mit

*) S. M. Prem, „Goethe" S. 365, der auch eine Abbildung des spätern Gasthauses „zur Stadt Weimar im Jahre 1821" gibt.

der „Familie“. Am 3. August lesen wir: „Mit den Kindern auf der Terrasse.“ Das Verhältniß zu Ulrike wird diesmal jedenfalls nicht weniger hingebend gewesen sein als im vorigen Jahre, wenn wir auch keine bestimmten Aussagen darüber haben. Am 21. hat v. Loeper die Worte drucken lassen: „Gedicht für die kleinen L.“, und L. ausgelegt Leute. Statt L. steht deutlich F., was Fricks zu ergänzen. Am 18. hatte er die Baronin Kreismarschallin Fricks gesprochen, die mit ihrem Gatten und zwei Söhnen in Marienbad war. So hat der Berliner Kritiker die Wahrheit entstellt! Manches Entworfene wollte er jetzt ins Reine schreiben oder erst ausführen. Kleine Gedichte, die er aus der Schreibtafel abgeschrieben, werden noch in den Tagen vom 24. bis zum 29. erwähnt. Von Gedichten für die Kinder Levetzow keine Spur! Nur vier launige Verse sind bekannt, mit denen er beim Abschied am 24. Juli Ulriken den zweiten Theil von Wahrheit und Dichtung hinterlassen:

Wie schlimm es einem Freund ergangen,
Davon gibt dieses Buch Bericht;
Nun ist sein tröstendes Verlangen:
Zur guten Zeit vergiß ihn nicht.

Das Tagebuch hat unter dem 24. fast dieselben Worte, wie im vorigen Jahre: „Abschied von den Hausgenossen und Mitbewohnern.“ Dem Komponisten Tomaschek schrieb er die durchgesehenen Aeolsharfen in sein Taschenbuch, unter der Ueberschrift „Liebesschmerzlicher Zwischengesang, unmittelbar nach dem Scheiden“. Daß dieser sich persönlich auf Ulriken beziehe, ist eine unbefugte Annahme v. Loepers, seine Frage: „Wer sonst auch könnte sich das Gedicht aneignen?“ nichtssagend.

Daß man die schwere Erkrankung, die den Dichter am

17. Februar 1823 befiel, der Liebe zu Ulrike zugeschrieben habe, findet sich nicht, und wenn Wilhelm Grimm am 16. Mai schreibt, gestern habe er erzählen hören, Goethe wolle ein blutjunges Fräulein heiraten, so war dies wohl nur ein leichtfertiges Gerücht, das sich an den letzten marienbader Aufenthalt knüpfte, und auch sich weiter verbreitete, noch ehe Goethe die Absicht hatte, die Heilquelle, die ihm zweimal so wohlthätig gewesen, auch in diesem Jahre wieder zu besuchen. Diesmal fehlte auch jede Einladung dahin, die freilich unterblieben sein könnte, weil man von seiner schweren Krankheit vernommen hatte. Wir wissen auch, daß Goethe sich lange so schwach fühlte, daß er diesen Sommer Weimar nicht verlassen wollte, und als der Hof ihn zum Besuche eines Bades drängte, wieder einmal an den Rhein wollte, vor dem er seit dem Wagenbruch von 1816 eine abergläubige Scheu behalten hatte. Endlich gab er nach, aber nun wurde die Abreise durch die bedenklichen Zustände der Großherzogin verzögert, bis es sich entschied, daß diese mit der Großfürstin nach Wilhelmsthal, der Großherzog mit Goethe nach Marienbad ging, wodurch diesmal das marienbader Leben äußerst belebt, ja fast rauschend wurde. In Marienbad waren alle Quartiere besetzt, zum Glück fand Goethe noch für sich und seine beiden Begleiter, die er zu seinen naturwissenschaftlichen Beobachtungen brauchte, ein allerliebstes Quartier bei der Wirthin zur goldenen Traube, dem Brösigkeschen Hause und der Terrasse gegenüber. Die Reise ward langsam zurückgelegt. Ueber Eger kam er am Abend des 2. Juli in Marienbad an, wo er etwa einen Monat verweilen und dann von Eger aus Gebirg und Land schauen wolle. „Das Lokal“, schreibt er an Zelter, „ist eine Terrasse, von ansehnlichen Häusern, flankirt von

zwei gleich großen Gebäuden. Der Großherzog wohnt in der Mitte und glücklicherweise ist die ganze Nachbarschaft von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen. Aeltere Verhältnisse verknüpfen sich mit neuen und ein vergangenes Leben läßt an ein gegenwärtiges glauben." Erst am 11. traf Frau v. Levetzow mit ihren drei Töchtern ein, schon fünf Tage früher Graf Klebelsberg. Jetzt erst trat ein belebtes lustiges Treiben auf der Terrasse ein. Schon am 13. gab Frau v. Gaimüller den ersten Ball, bei welchem der noch „lebensunfähig" von Weimar gekommene Goethe die Polonaise mittanzte. Ulrikens Gegenwart hatte sein Herz entzündet; immer rücksichtsloser überläßt er sich der Neigung zu seiner „Stella", die ihm jetzt unentbehrlich war, deren Spuren er überall mit Jünglingslust folgt, deren Hand er mit seliger Lust drückt, deren Stirn er mit glühenden Küssen weiht, deren freudiger Dienst der einzige Zweck seines Daseins scheint. Jeder sah, Ulrike hatte es ihm angethan, ja, sie hatte ihn auch dahin gebracht, von seiner früher unverbrüchlichen Zeiteintheilung abzulassen. Mußte er auch andere Damen, besonders die an ihn empfohlenen, freundlich begrüßen, der Dienst des Herzens galt Ulriken, die seine Huldigungen mit reinem, stillem, sich immer gleichem, zartem, innig von seinem einzigen Werthe erfüllten Herzen aufnahm. Das Tagebuch erwähnt kleine Gedichte am 24. und 29. Juli; von den in den Werken stehenden „Inschriften, Denk- und Sendeblättern" können manche in diesen Sommer gehören; sie werden später vom Dichter als „Aufblicke von Galanterie, Neigung, Angehörigkeit und Leidenschaft bezeichnet". Wie viele dieser Schmetterlinge mögen verflogen sein. Im Tagebuch wird Ulrike nie allein erwähnt, nur „die Familie", oder sie erscheint mit den beiden andern

Schwestern unter der allgemeinen Bezeichnung der Schwestern, und wo auch die übrigen Damen gemeint sind, der „Frauenzimmer". Immer auffallender mußte das Liebesverhältniß des greisen Dichters zum blutjungen Fräulein werden. Der Herzog hatte sich bereit erklärt, die Verbindung zu unterstützen, Ulriken ein Haus gegenüber seinem Palais und ihr die erste Stelle an seinem Hofe zu geben, die Mutter möge nur Ulriken zureden. Diese aber verstand sich nur dazu, des Herzogs Wunsch ihr vorzutragen. Fest und bestimmt erwiderte diese, wie sie Prem versicherte: „Ich habe Goethe gern, wie man einen ältern Verwandten liebt, aber nicht zum Heiraten." So blieb kein weiterer Ausweg, als daß Mutter und Schwestern rasch Marienbad verließen. Dieser Entschluß wurde von der Mutter Goethe mit der Berufung auf Ulrikens Wort mitgetheilt, und nach dem Tagebuch schon am 13. die Entfernung der Levetzows auf den 15. festgesetzt. Aber am 16. lesen wir: „Die Frauenzimmer waren nicht abgereist. Mancherlei Wunderlichkeiten und Scherze wegen Mißverständnissen und Verirrung. Abends bei Tische. Alles ward ausgeglichen. Am 17.: „Die Familie bereitete sich zur Reise. Man versammelte sich zum Frühstücke und machte vor dem Abschied Plane, sich wieder zu sehn. Deshalb man denn auch fröhlich auseinander ging." Welche große Unruhe die Entsagung den Dichter kosten mußte, ergibt die unendliche Genußseligkeit des Tagebuches, bei dem in Marienbad damals fast ununterbrochen herrschenden glänzenden Festleben, das auch Goethe oft bis in die späte Nacht fesselte. Die Mutter mußte mit großer Besorgniß der Entwicklung der steigenden Leidenschaft des sich opfernden Dichters entgegensehen. Alle Angaben von einem Heiratsantrage Goethes sind leere Erfindungen. Der erste

Schritt zu endlichem Eingreifen geschah von Seiten des Großherzogs kurz vor seiner am 9. August erfolgenden Abreise nach Berlin. Er hatte es erleben müssen, daß sein Leibarzt Rehbein Hals über Kopf mit einem mittellosen Fräulein sich verlobte. Goethe wurde durch den Schmerz, dem geträumten höchsten Glück entsagen zu müssen, in solche Unruhe gesetzt, daß er zum Arzte seine Zuflucht nehmen mußte. Zwei Rezepte, die Dr. Heidler ihm am 12. und 14. gab, liegen noch vor. Zu derselben Zeit, am 15., fand er selige Beruhigung in dem unvergleichlichen Gesange der berliner Opernsängerin Frau Milder, und das ganz herrliche, köstliche Spiel der polnischen Klaviervirtuosin Frau Maria Szymanowska am vorigen und folgenden Tage löste den ihn überwältigenden Schmerz in Thränen auf, es entriß ihm das Gedicht Aussöhnung, das er in das Album der Künstlerin, wie ein kürzeres in das ihrer Schwester Fräulein Wolowska, stiftete. Aber die wirkliche Abreise der Familie nach Karlsbad am 18. muß den Schmerz gewaltig aufgeregt haben. Wir hören nichts von dem wirklichen Abschiedstage, aber aus Goethes späterm Besuche der Familie in Karlsbad ergibt sich, daß dieser sich damals ausbedungen hatte, noch zwölf Tage in ihrem Kreise zu Karlsbad in demselben Gasthofe mit der Familie zu wohnen, frei mit ihr zu verkehren und sie an seinem Geburtstage in Elbogen festlich zu bewirthen; nur dadurch konnte man ihn nothdürftig beruhigen. Am folgenden Tage finden wir im Tagebuche der Szymanowska und des Abschieds mehrerer Personen gedacht; seine Aufregung war so groß, daß er abends sich schröpfen lassen mußte, worauf er eine ruhige Nacht mit konzilianten Träumen genoß, so daß er am 20. zu seinem treuen Freunde, dem Polizeirath Grüner in Eger

sich begeben konnte. Zwei Tage später gedenkt er gegen den Naturforscher Nees von Esenbeck in Bonn seiner Verhältnisse zu „sehr guten Menschen", und daß „augenblicklich der Friede Gottes über ihn gekommen", der sanft und kräftig genug gewesen sei, ihn mit sich selbst und der Welt ins Gleiche zu setzen. „Wie doch alles Höhere im Wissenschaftlichen und so durchaus", fügt er hinzu, „ethisch wirkt und so viel sittlichen Vortheil bringt, und so durchaus." Am 25. begab er sich zu der abgeredeten Nachfeier seiner Liebe nach Karlsbad, die nach Wunsch gelang. Das Tagebuch berichtet, der Marienbader Tage sei heiter gedacht, viel Scherz getrieben worden. Bei einem Tanzthee im sächsischen Saale ließ Goethe sich von einer polnischen Dame bestimmen, in der Schlußpolonaise am Tanze theilzunehmen, den er mit ihr „herumschlich", und beim Damenwechsel kamen ihm die meisten hübschen Kinder in die Hand. Am Tage der Abfahrt, den 5. September nahm er, um sich nicht zu sehr aufzuregen, „allgemeinen und etwas tumultarischen Abschied"; zu Fuß eilte er zum goldenen Löwen, wo der Wagen stand. Auf der Rückreise sollte die längst bedachte Liebeselegie den Abschluß seiner marienbader Liebe bilden. Den Anfang entwarf er sogleich im Wagen; auf der ersten Station in Chotau, wo er um halb ein Uhr ankam, schrieb er diesen ab. Um 5 Uhr traf er zu Hartenberg ein, wo er dem Grafen Auersberg seinen Besuch zugesagt hatte. Das Tagebuch bemerkt: „An dem Gedichte redigirt", am folgenden Sonntagmorgen: „Das Gedicht (wahrscheinlich von Str. 13 an) fortgesetzt"; gleich nach der um ein Uhr in Eger erfolgten Ankunft wurden die neuesten Strophen, wohl 13 bis 18 abgeschrieben; der Schluß gelang wohl erst an diesem Tage oder am 8., wo er Freund Schultz gestand, er habe indessen

vieles genossen und ihm müsse viel verziehen werden, da er viel geliebt; auch theilte er ihm mit, nebenbei seien ihm einige Gedichte gelungen, die für ihn selbst werthvoll seien, hoffentlich auch für Freunde. Das Tagebuch vom 8. und 9. spricht nur allgemein von Abschriften aller Art, fortgesetzten Entwürfen und Reinschriften. Auf der am 11. angetretenen Rückreise nach Jena wurde das Gedicht abermals durchgegangen und Bemerkungen gemacht; in Jena, wo er am 13. eintraf, drei Tage später „Gedichte" abgeschrieben, zu Weimar am 17. und 18. eine neue Reinschrift auf starkem Velinpapier von ihm selbst angefangen, am 18. fortgesetzt (auch an diesem Tage vollendet?); es ist die einzige maßgebende Handschrift. Die übrigen geben nur von den ursprünglichen Lesarten Kunde.

Str. 1. Der Dichter versetzt sich an den Morgen, an welchem die Geliebte mit Mutter und Schwestern hatte abreisen wollen. Soll er hoffen, daß er sie noch einmal an diesem Tage sehn werde? Auf diesen Gedanken ist er dadurch gekommen, daß die wirklich schon einmal auf den Morgen des 15. August festgesetzte Reise von Marienbad nach Karlsbad um drei Tage verschoben worden war. Am 16. berichtet das Tagebuch: „Die Frauenzimmer waren (als ich morgens in das Brösigkesche Gasthaus trat) nicht abgereist." Auch hier hat Goethe den Anfangspunkt ganz verändert, wie ja auch die bei der folgenden Aussöhnung zu Grunde liegende Thatsache wirklich voranging. In Wirklichkeit war die Familie noch nicht abgereist, aber er nimmt an, er habe in einer Vision seine Ulrike am Himmel stehn und ihn mit ihren Armen zum Himmel emporheben gesehen. Das ist die Lösung des verkannten Räthsels.*) Der Gedanke, daß er doch heute

*) Nach Viehoff sollen die vier ersten Verse den bangen Zweifel aus-

noch sie wieder sehn werde, versetzt ihn ins Paradies, der entgegengesetzte ergreift ihn mit Höllenqual: so fühlt er sich von bangen Zweifeln hin und her gezogen. Sein Zweifel wird auf einmal gehoben: in den Wolken sieht er die Geliebte wie eine himmlische Erscheinung, und er fühlt sich von ihr emporgehoben. Schwebte hier vielleicht Klopstocks Ode die Stunden der Weihe vor, wo „im Thor des Himmels sprach ein Unsterblicher" (5)? Lebhaft gedenkt er Str. 2 f. des Glückes der Tage, die er in ihrer Liebe genossen. Mit so denn versetzt er sich an einen der Morgen, wo er in aller Frühe die Geliebte aufsuchte und in ihrer Nähe vollbeseligt war, er in ihrem Anschauen jede Sehnsucht befriedigt fühlte, was er in dem schönen Bilde ausdrückt, der Quell sehnsüchtiger Thränen sei bei ihm versiegt. Die Sehnsucht schwieg in der Empfindung ihres unendlichen Reizes. Wie rasch ihm der Tag vergangen, bis am Abend ein Scheidekuß ihn des gleich angenehmen Empfanges am nächsten Morgen versicherte*), wie alle Stunden des Tages gleich schön und doch

sprechen, womit Goethe 1823 nach Marienbad zurückgekehrt sei, ob die Geliebte nicht vielleicht gleichgültig gegen ihn geworden; V. 5 f. finde er, das Paradies sei geöffnet, die Geliebte habe ihn freundlich empfangen. Wohnte etwa Ulrike in einem Gasthof zum Himmel, an dessen Thor sie trat? Auch v. Loeper meint durch sein tolles Mißverständniß, das er an der ersten Strophe verübt, seinen Triumph über mich feiern zu können, zuletzt in einem großgeschwollenen Angriff, der ihn vor keiner noch so verwegenen Äußerung zurückschrecken ließ, aber von mir in seiner Richtigkeit bloßgestellt wurde. Der Dichter soll in der ersten Strophe in Zweifel stehn, ob er nicht lieber das Wiedersehen der Geliebten ganz vermeiden solle, und Str. 2 mit Str. 1 ganz eng zusammenhängen, wenn er auch in Str. 2 nicht an die Marienbader, sondern an die Karlsbader Wirklichkeit denke. Wer berechtigt v. Loeper solche Unklarheit einem Dichter wie Goethe aufzudrängen? Dieser muß sich eben von seinem Machtgebote alles gefallen lassen.

*) Vgl. Ged. 38, 11 f.

so verschieden waren, hebt die dritte Strophe hervor. Aber nur zu bald fällt ihm der Gedanke aufs Herz, daß er sich getäuscht hat, daß ein letzter Abschiedskuß wirklich ihn auf immer von Ulriken geschieden, was erst der Fall war, als er noch eine Reihe von 12 Tagen mit den Levetzows in Karlsbad genossen. Unwillkürlich treibt es ihn nach ihrem Quartier, aber da erinnert ihn die geschlossene Pforte an den wirklich genommenen Abschied, der den Liebesgenuß auf immer zerstört. Die Darstellung ist so abgebrochen, daß das Partizip zerschneiden für zerschnitt eintritt. Sein forteilender Fuß stockt, er erinnert sich, daß er förmlich auf sie verzichten mußte, daß der Abschiedskuß diese glückliche Liebeszeit geschlossen, er aus seinem Paradiese vertrieben sei und an dem Zimmer ängstlich vorüber eilen müsse, das sich nicht mehr für ihn öffne.*) Mit verschlossen gewinnt der Dichter den Uebergang zu seinem jetzigen unendlichen Unglück, seiner düstern Verzweiflung, der gegenüber er die frühere Seligkeit sich selbstquälerisch vorhält (Str. 5). Damit ist auch sein Herz verschlossen, todt. Vergebens sucht er sich durch den Gedanken an die Schönheit der unverwüstlichen Natur zu trösten, wobei sein Blick von den waldgekrönten Felsen sich zu der fruchtbaren schönen Ebene senkt, dann sich zum erhabenen, die menschliche Fassungskraft übersteigenden Himmel mit seinen reichen Wolkenbildungen wendet. Wie bei den Felsenwänden des

---

*) Str. 2, 1 f. sind als eine Art Ausruf zu fassen. — Der Dichter wohnte diesmal zu Marienbad der Familie Levetzow gegenüber im Gasthof zur goldenen Traube. Viehoff läßt den Dichter, nachdem er den Abschiedskuß empfangen, von der Schwelle ihrer Wohnung fortstürmen und zurückblicken nach der verschlossenen Thüre, wobei er freilich meint, statt stockt hätte der Dichter eigentlich stürmt sagen müssen.

Dichters geologische Studien vorschweben, so bei den Himmelsgestaltungen die Beschäftigung mit der Meteorologie.*) Da mahnt ihn eine lichte, aus der Masse sich lösende, nach oben ziehende Wolke**) an die Geliebte, die sich mit gleicher Leichtigkeit in ihrer unendlichen Lieblichkeit im Tanze bewegt (Str. 7). Aber von diesem leeren Scheinbilde wendet er sich ins eigene Herz zurück, wo sie viel lebendiger in wechselnden, immer reizenden Gestalten lebt (Str. 8). Wie sie bei seiner diesjährigen Ankunft am Thore des Gasthauses ihn empfing, ihn von Tag zu Tag mehr beglückte, selbst nach dem Abschiedskusse sich nicht enthalten konnte, noch einmal einen Kuß auf seine Lippen zu drücken, so wechselvoll ist ihr Bild in voller Klarheit in sein Herz geschrieben***) (Str. 9), das sich ihr und sie sich treu bewahrt, nur für und durch sie lebt, in der Beschränkung auf sie sich frei fühlt und seinen einzigen Zweck im Danke für alles von ihr ihm gekommene in den folgenden Strophen geschilderte Gute findet (Str. 10). Die Kraft der Liebe und das Verlangen nach Gegenliebe war ihm geschwunden, aber sie regte sein Herz mächtig auf, daß es sich hoffnungsvoll erhob und zu neuem,

---

*) Gegen die Grammatik verstößt „Gedankenreiche, bald gestaltenlose" statt „bald gestaltenreich, bald gestaltenlos". Gestaltenlos ist der reine blaue Himmel. Vgl. Gott und Welt 15, mit Goethes Erklärung in dem Aufsatze Wolkengestalt nach Howard.

**) Eine „jener leichtschwebenden Wolken, die so gern am Himmel vorüberziehen", die er auch unter dem Namen Cirrus begreift. Am Ende der Aeolsharfen (47) heißt es, sie sei mit Iris zu vergleichen, „so schmiegsam herrlich, bunt in „Harmonie | Und immer neu und gleich wie sie". Vgl. Lied 44.

***) Vgl. den Anfang von Sonett 16: „Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben Petrarcas Brust — Charfreitag."

frischem, thätigem Leben begeistert*) fühlte (Str. 11). Str. 12 schließt sich an die vorige auch äußerlich so fest an, wie letztere an Str. 10. Körper und Geist waren ihm erschlafft, sein Geist von traurigen Vorstellungen erfüllt, sein liebloses Herz leer und wüst; jetzt gibt ihm die Erinnerung an die Schwelle**), von der sie ihm so oft in ihrem reinen Glanze entgegengetreten war, Hoffnung zu neuem Leben (Str. 12). Eine längere Krankheit hatte ihn damals tief erschüttert, so daß er kaum lebensfähig schien. Die ihn belebende Erinnerung an ihre wunderbare Einwirkung auf seine Seele führen Str. 13—18 mit eigenster Innigkeit aus. Der innere Friede, den die Gegenwart der Geliebten uns bietet, gleicht dem Frieden Gottes, den nach dem Evangelium (wir lesens) die Welt nicht geben kann (vgl. zu Lied 79); das Gefühl, ihr anzugehören, gibt uns stille Ruhe (Str. 13). Jene dankbare Hingabe, die wir zu einem höhern Unbekannten, zu der Gottheit fühlen, deren Wesen wir uns nach unsern beschränkten Vorstellungen bilden, fromme Andacht, die uns über uns selbst entrückt, fühlt er, wenn er vor ihr steht (Str. 14). Vor ihr verflüchtigt sich alle Selbstigkeit, wie alles Trübe vor der Sonne, die winterliche Starrheit vor dem Frühlingswehn (Str. 15).***) Ja, ihr sich der Gegenwart froh hingebendes†), kindlich ver-

*) Goethe erlaubt sich, wie schon 1811, im Reime die Neubildung begeisten.

**) Die bekannte (12, 5) Schwelle ist auch hier, wie Str. 4, 3, die des Hauses, das ihn schon im vorigen Jahre so freundlich aufgenommen.

***) Winterliche Grüfte. Der Selbstsinn versteckt sich im tiefsten Winkel des Herzens; das Beiwort deutet auf den Vergleich. — Vor ihrem Kommen fällt matt ab, auch wenn man dabei an das Kommen der Winde denken wollte, wo man noch eher Wehen erwartete.

†) Daß das gestern Geschehene uns geringe Kunde lasse, soll bezeichnen, daß es eben für uns vergangen ist. Sie gesteht zu, daß sie zuweilen

trauendes Wesen mahnt ihn, den Augenblick zu ergreifen und frisch zu handeln*), immer mit ganzer Seele gegenwärtig, von kindlichem Vertrauen belebt zu sein (Str. 16). Ihre Seele lehrt ihn, nur kein großes Wesen aus dem zu machen, was er zu thun habe, sondern gefaßt das zu thun, was der Augenblick fordere, immer kindlich das zu leisten, was das Leben von uns verlangt. Den Augenblick soll er gefaßt ergreifen, nicht, was nöthig ist, verschieben, wie ein Kind das Verlangte thun, dann schwindet jede Schwierigkeit. Hart ist hier die Verbindung. Leider kann er dem linden Zuspruche nicht folgen, diese Weisheit ist für ihn zu hoch, ihm fehlt der Muth, sich zu dem Entschlusse zu erheben und so kann er nur dem Trost der Thränen sich hingeben. Freilich muß er gestehn, daß auch die Gegenwart, wofür Minute nicht ohne Anstoß sein möchte, ihm manches Gute und Schöne biete, aber dieses drückt ihn, statt ihn zu erfreuen, so daß er sich seiner entschlagen muß; ist ja seine ganze Seele von Sehnsucht erfüllt, die in unendlichen Thränen ausströmt. Leider können auch diese milden Beruhigerinnen, die so oft den Bedrängten Trost gewähren (vgl. Lieder 71. 78), seinen tiefen Schmerz nicht löschen; sein Unglück ist so grenzenlos, daß seine tobende Brust zersprengen will.**)

---

ungern den Tag habe scheiden sehn, aber auch diese Unlust erkennt sie als unberechtigt, da auch der Abend ihr Freude gebracht. Vor sah ist doch wohl ich zu denken.

*) Wahrscheinlich sollte es 100 Dein (statt Im) Handeln heißen. Etwas gezwungen ist auch dem Lieben, d. h. für einen Lieben.

**) Es ist leichtfertig, wenn Viehoff hierbei an Selbstmord denkt, womit er den andern Irrthum verbindet, die Elegie mit dem Jubiläum der Leiden Werthers in Verbindung zu bringen, an welches Goethe, als er unsere Elegie schrieb, noch gar nicht dachte.

Die beiden letzten Strophen bestanden wohl für sich allein, da wir nicht annehmen können, der Dichter habe in vorstehender Elegie seine Klagen ergossen, während seine Begleiter ihm zur Seite waren. Goethe wollte nur aussprechen, daß auch die naturwissenschaftlichen Studien ihm keine Freude mehr gewähren können, da die Geliebte ihm alles gewesen. Daß sie nicht genau sich anschließen, deutet auch der Zwischenstrich an. Bei den Weggenossen denkt er an seinen damaligen Sekretär J. John und seinen Diener Stadelmann. „Einer von meinen Begleitenden schreibt Wind, Wolken und Wetter sorgfältig auf", berichtet er den 8. Juli an Schultz; „denn leider hat mich auch dieses Luftgetümmel gewaltig ergriffen. Ein anderer regsamer, leidenschaftlicher Bergfreund hat schon die Felsen rings umher zusammengepocht." Doch könnte der Ausdruck auch allgemeiner gefaßt sein, da Goethe an Zelter den 24. Juli schreibt, er finde in Marienbad Berg- und Waldgenossen leidenschaftlich entzündet wieder. Er denkt sich an einem Felsen, in dessen Nähe ein Moor und der Boden von Moos bedeckt ist*); dort sollen sie ihn zurücklassen, weiter wandern, betrachten und sammeln, den Spuren der Natur forschend nachgehn. Ihn zieht die einst so leidenschaftlich geliebte und verfolgte Natur nicht mehr an, da er alles und damit sich selbst verloren, ihm die höchste von den Göttern verliehene Gabe entrissen und er so auf ewig verloren ist.**)

---

*) Sein Faust hat sich in Wald und Höhle zurückgezogen, wo er, wie Mephisto spottet, sich wie ein Schuhu in Höhlen, Felsenritzen versitzt, aus dumpfem Moos und triefendem Gestein wie eine Kröte Nahrung einschlürft.

**) Den Göttern, wohl etwas gezwungen für das gewöhnliche der Götter. Er schien sich hochbeglückt. — Die Götter haben ihn bethören, durch

Das zartgewobene Gedicht ist aus tiefstem Herzen mit einer Innigkeit und Glut geflossen, die selbst bei unserm Dichter selten so überwältigend hervorbricht. Das Versmaß, sechszeilige jambische Strophen, von denen die vier ersten Verse verschränkt, die letzten aufeinander, und zwar alle, mit Ausnahme des Schlusses der ersten Strophe, weiblich auslauten, ist dem lebhaft hervordringenden, rasch sich ansammelnden Gefühle durchaus entsprechend. Er hatte darin bereits das folgende Gedicht geschrieben.

3. Aussöhnung. Es ist ein Irrthum, wenn Goethe gegen Eckermann unser Gedicht in Weimar, nach dem vorigen, gedichtet haben will; es war bereits in Marienbad entstanden, und durch das ihn dort hinreißende Klavierspiel der Frau Maria Szymanowska veranlaßt. Diese wird zuerst am 5. August erwähnt, ihr köstliches Spiel am 14. und 16., das an sie entworfene Gedicht am 16. und 18.; an letzterm schrieb er das Gedicht Aussöhnung in das Album der Frau Szymanowska und auch ein launiges in das ihrer Schwester Fräulein Wolowska. Auch die Abschriften von Goethes Sohn und an den Kanzler v. Müller, in denen wir mehrfache Abweichungen von einander bemerken. Dem Kanzler hatte Goethe das Gedicht am 25. Sep-

---

den für kurze Zeit ihm verliehenen einzigen Besitz unglücklich machen wollen. Sie drängten ihn, indem sie ihm diese unendliche Liebenswürdigkeit zeigten. Auffallend ist gabeselig, wohl nach falscher Analogie von glückselig gebildet, das nicht mit selig zusammengesetzt ist, sondern van Glücksal (vgl. trübselig) stammt. Vgl. des Epimetheus ergreifende Klage in seiner Pandora (1808). Ueberhaupt läßt sich nicht leugnen, daß einzelne Ausdrücke hier etwas gezwungen sind, wie Goethe selbst einmal im Juli 1813 an Riemer bemerkt, er pflege seine Sachen durch zu vieles Ueberarbeiten zu verderben.

tember mitgetheilt, der es in Abschrift (M.) an Rochlitz sandte (R.), die aber, weil aus dem Gedächtnisse aufgeschrieben, ungenau sein möchte.*) In seinen Unterhaltungen mit Goethe schreibt dieser den 24. Oktober bei Gelegenheit der großen Abendgesellschaft bei Goethe zu Ehren der Szymanowska: „Auf sie hat er zu Marienbad (soll nicht Karlsbad heißen) die schönen, gemüthvollen Stanzen (Strophen) gedichtet, die er uns kürzlich vorgelesen, und die seinen Dank dafür aussprechen, daß ihr seelenvolles Spiel seinem Gemüthe zuerst wieder Beruhigung geschaffen, als die Trennung von Levetzows ihm eine so tiefe Wunde schlug.“ Daß das Klavierspiel der Szymanowska nicht wenig dazu beigetragen, das Feuer der Leidenschaft in Goethe zu schüren, hatte Viehoff seltsam vermuthet; erst nach der Trennung von Ulrike machte er die Bekanntschaft dieser seelenvollen Klavierspielerin. Ihr Klavierspiel hatte wirklich sein Herz zu frischem Leben wieder erwachen, unter Thränen wieder aufleben lassen, nachdem es lange vor Schmerz erstarrt gewesen.

Die erste Strophe schildert die Noth, in welche der Dichter gerathen, durch Vergleichung mit dem Mißgeschick des Epimetheus, welchem der Götter Huld zum Verderben wurde, da das, was sie ihm bestimmt hatten, nicht beschieden war. Es war ihm unmöglich sein Glück zu genießen, seine volle Seligkeit aufzunehmen, da er die Fähigkeit dazu verloren. Jetzt erst ist sein Herz durch die Himmelsmacht der Musik wieder neu dazu belebt

*) Abweichend von der Ausgabe letzter Hand steht hier Str. 1, 3 allzurasch statt überschnell, 4 „Wozu war uns das Schönste auserkoren“, 5 war (statt ist), Str. 2, 2 Ton (wohl richtiger) auf Töne, 3 „Des Menschen ganzes Wesen zu durchdringen“, 4 „es mit Himmelsschöne“, 6 und (statt wie), Str. 3, 1 „Und so erfrischet merkt das Herz“, 3 „für überreiche“, 5 „Da fühlt' ich ganz“.

und zum Dank dafür will er sich der Künstlerin als Opfer darbringen, die ihn das doppelte Glück der Töne und der Liebe, das ihn Schillers herrliche Worte zugleich voll empfinden ließ, wie ein verklärender Stern glänzen.*)

47. Aeolsharfen. Gespräch.

Wahrscheinlich auf der am 25. August 1822 angetretenen Rückreise von Eger nach Weimar mit Bezug auf Ulrike gedichtet. Als er das Gedicht am 14. Dezember ohne Ueberschrift an Zelter schickte, bemerkte er: „Man möchte es eine Duettkantate vom unmittelbaren Scheiden bis in immer weitere Entfernung nennen, da denn der Regenbogen abschließt, der Nahes und Fernes verbindet." Die jetzige Ueberschrift erhielt es in der Ausgabe letzter Hand, wo Str. 4, 4 des Himmels Bläue für die Himmelsbläue eintrat.**)

Die Ueberschrift bezeichnet die Herzen der beiden Liebenden als zwei von Liebesgefühlen bewegte Aeolsharfen. Zuerst hören sie sich nicht; als sie aber die Erinnerung aneinander einige Zeit treu gepflegt, vernimmt das Mädchen die Klage des Geliebten. Das Ganze ist so hübsch gedacht als anmuthig ausgeführt. Am Anfange finden wir die Liebenden kurz nach der Trennung, wo beide in Thränen Trost suchen. Er glaubte bei dem Abschied keinen Schmerz zu fühlen, obgleich es ihm bang ums Herz, vor den Augen dumpf und im Kopfe so hohl war, er keinen Gedanken

*) Das Zeitwort merkt tritt in einem kräftig hervorhebenden Zeitsatze nach.

**) Auf einem bloßen Versehen beruht es, wenn Goethe, als er am 9. Januar 1824 der vier letzten Verse gedenkt, die ihm ans Herz gewachsen seien, am Schlusse „immer gleich und immer neu" anführt.

fassen konnte. Jetzt endlich fließen seine Thränen, die sehr hübsch als Erguß des zurückgehaltenen Lebewohls bezeichnet werden, das sie ihr sagen wollten.*) Zeigte auch die Geliebte sich beim Abschiede heiter und ruhig, auch sie wird, denkt er sich, jetzt weinen.**) — Die zurückgebliebene Geliebte sieht wohl ein, daß die Trennung nöthig war, aber es ist ihr so eigen zu Muth, daß sie die Ihrigen bitten muß, sie doch allein zu lassen; alles werde sich schon finden, aber in diesem Augenblicke müsse sie ihrer Sehnsucht nach ihm nachhängen und weinen. — Wir haben hier Reimpaare aus jambischen Dimetern, nur die Geliebte läßt auf ein solches Reimpaar ein System aus vier verschränkt (in der Form a b b a) reimenden Versen folgen, von denen die drei ersten aus viertehalb Füßen bestehen, der letzte um einen Fuß kürzer ist. Die kleinere Strophe, der kürzere Schluß und der Anapäst in den beiden letzten Versen deuten auf die größere Bewegung der Geliebten.

In dem zweiten Ergusse findet der Liebende nichts, was ihn erfreuen kann (weder die Gaben des Herbstes, noch die schönen Tage und hellen Nächte), immer muß er sich ihr Bild wieder vor die Seele rufen, ja seine Sehnsucht steigert sich zum Wunsche, daß sie ihm auf halbem Wege begegnen möge. Diesmal dringt seine Klage zu ihr, die ihm erwidert, sobald er um sie weine, werde sie ihm erscheinen, wie der Regenbogen nach

---

*) Nach 1 fehlt schon im ersten Drucke das Komma, nach 4 steht Gedankenstrich. Semikolon ist nach 2, Komma nach 4 zu setzen.

*) 6 enthält den Grund, weshalb er meine, sie werde jetzt in der Ferne. seiner nicht mehr so getreu gedenken. — 8. Jetzund, alterthümliche, nachdrückliche Form, wie auch jetzo und das vollere jetzunder Parabeln 9 im Versschluß.

dem Regen, worauf der dadurch glückliche Geliebte in dem bei aller Schmiegsamkeit so herrlichen, bei allem Farbenwechsel in sich so zusammenstimmenden Himmelsbogen ein Bild der Holden erkennt, die immer neu sei, obgleich sie sich gleich bleibe. Der Liebende bedient sich hier zuerst einer zehnzeiligen Strophe, in welcher auf zwei vierzeilige Systeme von verschiedener Reimform ein längeres Reimpaar folgt; den Schluß bilden zwei Reimpaare, von denen eines weiblich auslautet (der zweite Vers hat einen Fuß weniger), das andere aus fünffüßigen Jamben besteht. Die Geliebte erwidert in derselben sechsversigen Strophe wie früher, nur daß hier nicht V. 1 und 2, sondern 3 und 6 männlich auslauten. v. Loeper meint seltsam, auch diese Klänge hätten der, „wie von einer fremden Gewalt erregt", noch in Marienbad verbliebenen Ulrike v. Levetzow gegolten; noch seltsamer findet er: „Die Verse haben auch etwas Unartikulirtes, Abgebrochenes, obwohl nicht gerade Musikalisches." Wenn Goethe sie einem Kapellmeister gab, so glaubte er, daß dieser die sonderbaren Liebeslaute recht charakteristisch in Tönen hinwerfen werde.

48. Immer und überall.

Die erste Strophe erschien auf der Rückseite des Titelblattes des anfangs September 1820 im Drucke abgeschlossenen Heftes von Kunst und Alterthum II, 3, mit der zweiten unter der jetzigen ganz irreführenden Ueberschrift verbunden im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand. Die erste trochäische Strophe deutet auf die Lust, sich immer an neuen Bildern von Meer und Land zu erfreuen.*) In der 1827 damit verbundenen jam-

*) „Tausend abertausend male" (ursprünglich stand Male). Nach dem

bischen Strophe werden die Herzenserfahrungen als Lust junger Herzen bezeichnet. Neue. Man erinnert sich an Heines Wort von der alten Geschichte, die ewig neu bleibt. Hier freilich schwebt nur der besondere Reiz solcher Herzensleiden vor.

49—52. April. Mai. Juni. Frühling übers Jahr.

Die vier in dem eben genannten Heft von Kunst und Alterthum unter diesen Ueberschriften unglücklich zu einer Folge verbundenen Lieder*) sind zu verschiedenen Zeiten und in anderer Folge entstanden. 50 ward am 2. Januar 1816, 51 am 24. Dezember des vorhergehenden Jahres gedichtet, 52 fällt auf den 15. Mai 1816; die Entstehungszeit von 49, das wohl in eines dieser Jahre fällt, wird nicht angegeben. Willkürlich ist die Beziehung der einzelnen auf besondere Monate.

April, richtiger Augensprache zu überschreiben, schlägt in allerliebster Weise den Ton der Divanslieder an. Die Augen des Mädchens scheinen ihm etwas gar zu Schönes zu sagen und zu fragen.**) Was die Augen ihm sagen, spricht Str. 2, was sie fragen, wonach sie suchen, Str. 3 aus, wobei der Dichter alle für stumpf und blind erklärt, welche die Sprache dieses Auges noch nicht verstanden.***) Zuletzt wünscht er natürlich, daß

---

ersten tausend sollte Komma stehn. Vgl. Ged. 50 Str. 3, 7. Divan VIII, 48, Str. 3, 1.

*) Dort ging ihnen noch das Gedicht März (Lieder 20) voran. Die Quartausgabe bringt die ganze Folge vom März an unter den Liedern.

**) Sehr kühn sagt der Dichter „Gar des lieblichsten Getönes" für „gar zu lieblich tönendes". Sirach 50, 20: „Süßes Getön".

***) Man muß doch wohl Stumpfen, Blinden schreiben.

auch das Mädchen auf gleiche Weise die Sprache seiner Augen studiren möchte. Mit Frau von Willemer in Frankfurt, mit welcher er in heiter gemüthlicher Neigung verbunden war, hatte der Dichter im Herbste des Jahres 1815 einen Briefwechsel in Chiffern nach persischer Sitte vorbereitet. Vgl. im Divan VIII, 48 Geheimschrift (früher Chiffer) und in den Noten zum Divan den Abschnitt Chiffer. An eine persönliche Beziehung auf diese höchst anziehende und geistreiche Frau ist weder in unserm noch in den folgenden Gedichten zu denken.

Mai. Das ungemein zarte und liebliche, von frischem Frühlingszuge angehauchte Gedicht ist in neunversigen Strophen gedichtet; an den letzten Vers der zweitheiligen achtversigen gereimten trochäischen Strophe*) schließt sich noch ein gleicher, auf diesen reimender.**) Der Dichter versetzt sich mitten im Winter, entweder durch einen heitern Tag veranlaßt oder in entschiedenem Gegensatz zu dem rauhen, kalten Wetter (vgl. zum Divan IX, 20), an einen warmen Frühlingstag, um in einer Vision das Verlangen nach einem heimlichen Hüttchen auszusprechen, worin er sich mit der Geliebten des heitersten Genusses der Liebe erfreue. Str. 1. An einem warmen Frühlingsmorgen, an welchem leichte Wölkchen (sogenannte Schäfchen) am Himmel sich zeigen, die Sonne die Nebelluft noch nicht ganz aufgezehrt hat, wandelt er durch ein von einem Bache bewässertes Wiesenthal, wobei das

---

*) Ganz eigenthümlich ist es, daß in der ersten Hälfte alle Verse weiblich, in der zweiten die geraden männlich sind, wie es gewöhnlich in beiden Theilen der Strophe der Fall ist.

**) Im ersten Drucke findet sich Str. 3, 4 der Druckfehler Tischen statt Tischchen. Die Quartausgabe hat Str. 3, 3 den Druckfehler Zimmer statt Zimmrer eingeführt.

frische Grün der Sträuche sein Auge erfreut.*) Str. 2. War die Luft bisher ganz ruhig, so scheint sich jetzt etwas in den Zweigen der Bäume zu bewegen; es ist ihm, als ob der schwüle Liebeshauch schwellender Naturfülle, der von den Bäumen ins Gesträuch sich zieht, ihm ins Herz wehte. Auf einmal hellt sich sein Auge wunderbar auf, und er sieht eine Schaar kleiner geflügelter Liebesgötter sich rasch hin und her bewegen. Str. 3. Sie haben eine Hütte gebaut, deren Dach sie eben zu seiner Verwunderung aufschlagen. Erstaunt fragt er, für wen sie die Hütte bauen? Aber schon sind sie mit dem Dache fertig, und statten nun die Hütte im Innern aus.**) In den wunderbaren Anblick versunken, bleibt er stehn, ohne zu merken, daß der Tag darüber schwindet. Als er nun wieder aus seinem Staunen erwacht, führen hundert Flügelknaben sein Liebchen in die Hütte herein.***) Mit der freudigen Verwunderung über diese bloß durch seinen Wunsch angeregte Vision schließt das Gedicht.

Juni. Ein allerliebstes Spiel der Einbildung des mit Liebes- und Glücksplänen sich tragenden Jünglings. Man halte hierzu als entschiedensten Gegensatz Klopstocks Ode Die künftige Geliebte. Auch dieses leider im Druck sehr entstellte

---

*) Vgl. Lieder 67 Str. 5, 1 f. Zur Bezeichnung des Schwankens wird nach dem gebräuchlichen hin und her noch ein und hin gesetzt.

**) Zu V. 4 ist nach 1 zu ergänzen „fangen sie an zu machen". Der Punkt vor dem Gedankenstrich nach 1 ist wohl zu streichen, dann aber 2 Gedankenstrich nach dem Fragezeichen zu setzen. — Gerecht, erfahren. Daß das Beiwort mit vorangehendem Geschlechtswort nachtritt, ist freilich wider den Sprachgebrauch.

***) Aber tausend. Vgl. oben S. 168*. Nach Raum muß Punkt statt des überlieferten Kommas stehn.

Gedicht*) entstand im Winter, kurz vor 50. Der Dichter sieht in der Ferne einen Berg; da denkt er sich, hinter ihm wohne sein Liebchen, wobei das Sprichwort: „Hinter dem Berge wohnen auch Leute“ zu Grunde liegt. Diese Vorstellung wird ihm so lebhaft, daß er sie hinter dem Berge zu sehn glaubt; es scheint ihm, dieser sei durchsichtig geworden und er selbst stehe unmittelbar vor diesem wie vor einem Raritätenkasten. Jetzt sieht er die Geliebte kommen, aber sie scheint traurig: natürlich; denn er ist ja nicht da. Da lächelt sie: natürlich; denn sie weiß es ja, daß er sie sieht. Nun stellt sich ein zweites Bild seinen Augen dar, während er durch den Berg sieht. Zwischen ihn und die Geliebte tritt ein schönes, von Busch, Bach und Wiesen belebtes Thal, hinten Mühlen**), die auf die Nähe einer Ebene deuten***), und während so sein Blick immer vorwärts dringt, sieht er auch Garten und Haus.†) Aber eben wie er sich recht lebhaft Garten und Haus denkt, fällt es ihm schwer auf die Seele, daß die Schöne, die er gern hier einführen möchte, jetzt verschwunden

---

*) Die vier starken Druckfehler Rändern (statt Rädern) 12, mir (statt wir) 16, Zopf (statt Kopf) 23, mit (statt von) Flügeln 28 sind auch aus der Ausgabe letzter Hand nicht weggeschafft, die nur 3 denn statt den verbesserte; die weimarische Ausgabe folgte blind. Die Quartausgabe gab bloß 12 das Richtige. v. Loeper nimmt sich treu der Druckfehler an.

**) Neben den Mühlen nennt er die Räder. Es ist keine eigentliche Hendiadys, wie Biedermann meint (vgl. zu Lied 66), da unmöglich der Hauptbegriff übergangen werden kann.

***) Eigenthümlich steht 14 unbeklommen, das nur vom Herzen gesagt wird, hier aber, freilich eigentlich vom Reime eingegeben, humoristisch für unbeschränkt gebraucht wird, da es nicht darauf bezogen werden kann, daß man dort freier athmet.

†) Wir (16) ist nicht auf ihn und die Geliebte zu beziehen, sondern steht im allgemeinen Sinne, nach volksthümlichem Gebrauche.

ist. „Aber wie geschichts?"*) Er hat an allem keine Lust, da ihm die höchste Freude, der liebliche Anblick der Schönen, geraubt ist.**) Aber als er sich nun recht seine Entfernung von ihr vorstellt, ist er sogleich mit kühnem Sprunge bei der Schönen, die er eine Zeit verloren.***) Hier treten wieder trochäische Verse ein, wie wir sie am Anfange fanden, während wir beim zweiten Bilde (9—25) leichtere jambische Verse von wechselnder Länge (bis 4½ Fuß) mit freiem Gebrauche von Anapästen haben.†) Der höhere Schwung, den er jetzt nimmt, spricht sich auch in der Wahl der achtversigen Strophe aus. Wo sie auch wandeln mag, leicht und wie melodisch schwebt sie dahin. Das Erklingen von Flügeln geht auf das Wandeln auf der Höhe, daß es sich wie Gesang bewege, auf das Hineilen im Thale.††)

---

*) Die volksthümliche Form, doch durfte mir kaum fehlen.

**) Nach „Freut mich das alles nicht" muß ein Ausrufungszeichen statt des Gedankenstrichs stehn. — Mit volksthümlicher Freiheit heißt es, „der zwei Aeuglein Glanz" statt „des Glanzes der zwei Aeuglein". — Das Präsens seh', das der Reim eingab, kann nur so verstanden werden, daß er sie noch jetzt vor sich zu sehn glaubt. — In der sprichwörtlichen Redensart konnte Goethe unmöglich den als Gegensatz zur Zehe unpassenden Zopf setzen. Wir sagen vom Kopf bis zu den Füßen, wie auch die Alten. Vgl. Horaz epist. II, 2, 4.

***) Nach 24 muß Punkt statt des Kommas stehn.

†) Anapästisch ist 19 zu lesen freute mich, und eben so lauten V. 11 und 14 anapästisch an, 12 jambisch. Ohne Reim ist 18, aber vielleicht nichts zu lesen. Glanz und Gangs (20 f.) sind gleichsam halbe Reime.

††) 28 f. finden sich wörtlich so im Wanderlied (unten 62) Str. 1, 3 f., wo das einzig richtige von Flügeln steht. Freilich ward der erste Theil der Wanderjahre, in welchem das Lied steht, erst im Mai 1821 beendet, aber sehr möglich ist es, daß das Wanderlied, wie so viele andere Stücke des Romans, schon viele Jahre früher vollendet war und ursprünglich von Wilhelm selbst gesungen werden sollte. Herübernahme der Stelle aus dem Wanderliede

Wie bewundert er nun ihre Jugendfülle und das frohe Leben, das aus dieser prächtigen Gestalt spricht, wie sehnt er sich nach ihr, die allein ihn glücklich machen könne! Von hier an treten wieder trochäische Reimpaare ein, wie wir sie schon anfangs fanden; ihre Zusammenstellung zu Abschnitten ist metrisch ohne Bedeutung.*) Jetzt sieht er Liebe in ihrem Antlitz, ja er fühlt sie reich aus ihrem Herzen hervordringen. Die Möglichkeit, er sei es, den sie liebe**), dringt ihm durch Mark und Bein (vgl. Lieder 7, Strophe 4, 5 ff.); ein größeres Glück scheint ihm unmöglich. Da fällt ihm aber ein, noch schöner wäre es, unterhielte er sich mit ihr schon vertraulich als Braut. Und so stellt er sich vor, wie er sie schon ganz und gar kenne. Zuletzt bricht er in den innigen Herzenswunsch aus, ein an Leib und Seele so herrliches Geschöpf zum Weibe zu besitzen.***)

52. Frühling übers Jahr. Auf zwei Quartblättern von Goethes Hand, mit dem Datum des 15. März 1816 unter V. 16. Die zweite Strophe findet sich für sich allein schon in einem ältern

---

mit nothwendiger Aenderung der beiden ersten Verse ist viel wahrscheinlicher als das Umgekehrte.

*) Im ersten Druck ist vor denk' ich (dann denke ich) richtig ein Abschnitt vor dem viertletzten Verse, welchen die Quartausgabe aus Versehen wegließ.

**) Soll es doch so sein, ich soll wirklich das unendliche Glück ihrer Liebe haben.

***) Zu „Wie ihr's ist und wie ihr's war" ist erzählt sie zu ergänzen. Der nächste Vers enthält eigentlich die Folge, den schließlichen Wunsch. „An Seel' und Leib" gehört als Ausführung zu solche, tritt aber aus der grammatischen Verbindung mit großer Kühnheit heraus. So fließt hier alles frei auseinander.

Hefte, das Bemerkungen über eine Aufführung von Romeo und Julie und zu Epimenides' Erwachen enthält. In der Handschrift hat Goethe 2, 7 f. Erregend statt Ein lieblich, Erheiternd statt Ein holdes geschrieben. Die 3. Ausgabe hat 1, 6 gewaltige statt gewalt'ge, 1, 4 und 12 Punkt statt Komma. Die dem Gedichte mehrere Jahre später gegebene unglückliche Ueberschrift erklärt sich ganz einfach daraus, daß der Dichter, da er schon April, Mai und Juni für die vorigen Lieder benutzt hatte, bei dem hier geschilderten Frühling nur an den des nächsten Jahres denken konnte, der demnach hier vorausgesetzt werden muß. Es widerspräche demnach ganz dem Sprachgebrauche, wollte man mit v. Loeper übers Jahr erklären „übers ganze Jahr hin", und den Kern des Gedichtes in dem Gegensatze der Beständigkeit des Frühlings der Liebe gegen den vor den Boten des Sommers, Rose und Lilie, weichenden Lenz sehen, was etwas durchaus Fremdartiges in das Lied brächte. Zu den unglücklichen Einfällen Goedekes gehört es, wenn er bei unserm Liede an Goethes todtkranke Gattin denkt, die nach drei Wochen starb. Goethe deutete auf diese Krankheit nicht. Eben so wenig dachte er hier an Priors ewigen Frühling, season over year (im Gedichte an Leonore). Auch sonst erhob er sich damals zuweilen über die Trauer, in die der Zustand seiner schrecklich leidenden Frau ihn versetzte.

Sehr hübsch schildert der erste Theil, wie auf den aufgelockerten Beeten des Frühlings Blumen aller Farben voll heitern Lebens aufgehen*) und in allem des Frühlings treibende

*) Das Veilchen wird hier im Gegensatz zu den sich eitel hervorthuenden Primeln genannt, sein Verstecken schalkhaft gedacht. Vgl. Balladen 10, Str. 9 ff.

Kraft wirkt. Aber noch viel schöner als der Frühling blüht das im Garten ihm begegnende Liebchen, mit dem selbst die Sommerblumen nicht wetteifern können. Zunächst ist im allgemeinen vom Gemüthe der Geliebten die Rede, dann wird ihrer Augen gedacht, die stets Lieder in ihm wecken, und sein Wort mit Heiterkeit erfüllen, wie ihr reichblühendes Herz sich ihm sogleich eröffnet und selbst im Ernste immer freundlich ist, auch im Scherze nie die weibliche Zartheit verletzt. Durch Erwähnung seines Wortes wird das freundliche Vertrauen der Geliebten gleichsam eingeleitet.*)

53. **St. Nepomuks Vorabend.**

Im Frühjahr 1820 befand sich Goethe in gemüthlicher Stimmung in dem jungen Alexanderbade. Als er am 2. Mai in Karlsbad weilte, wandte er sich an Zelter, dem er die Parabel vom gestrigen Jahrmarkt schickte. Zum Abschiedsgruße sandte er ihm sein Nepomuklied, das er mit Liebe entziffern und beziffern möge. Schon am 9. Juli meldete er diesem, man singe in Weimar das Nepomuklied; er selbst sei noch nicht dorthin zurückgekehrt, sondern weile eben in Jena. In die Gedichte wurde dasselbe erst im Jahre 1827 aufgenommen. Die Annalen berichten: „Ein Kinderlied, zum Nepomuksfeste in Karlsbad gedichtet, und einige andere von ähnlicher Naivetät gab mir Freund Zelter in angemessener Weise

*) Zu „immer offen, ein Blüthenherz" wird ein entsprechendes Zeitwort aus „glühen" gedacht. Statt „ein Blüthenherz" forderte die strenge Logik ein „blühend Herz!" Vgl. 51, 36.

und hohem Sinne zurück". Dieser hatte berichtet, die Komposition des Liedes sei ihm rasch und glücklich gelungen, indem er sich in die Lage versetzt habe. „Da ich dich immer in Gedanken habe, so sprang mir das Nepomukchen von selbst entgegen; ich fand mich in Prag (wo er neulich gewesen) auf der Schützeninsel, die schöne Brücke vor mir, dazwischen den sanften Strom, der tausend Schiffchen mit hellen Kerzen trägt, das Frohlocken der Kinder, das Gebimmel und Getön der Glocken, und der ruhige Gedanke, daß mitten in dem poetischen Wirr- und Irrwesen die Wahrheit ruht, wie ein schlafendes Kind — und das Stückchen stand vor mir." Daran schließt der Dichter den Gedanken, daß, wie diese Lichtlein erlöschen und die Sterne am Himmel verschwinden, sich die Seele des Heiligen trotz aller Qualen leicht löse, weil er das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht habe. Das Lied ist ein echtes Kinderlied, das die unschuldige Freude des Kindes an wahrer Güte des Herzens treffend bezeichnet, indem es von der wirklichen Festfeier, die an der Lust der Beleuchtung, der Wasserfahrt, des Gesanges, des Glockenklanges, des Frohlockens und der Güte des Herzens sich freut. Der Dichter selbst ist von der freudigen Andacht der Kinder bewegt, die sich nicht stören lassen sollen; denn es ist ja das ewig Gute, das Gefühl, der die ganze Welt durchdringenden Liebe, die sie bewegt. Vgl. Schillers Triumph der Liebe und Phantasie an Laura. Strophe 2 ff. Freilich ist der Schluß etwas dunkel, aber deshalb geht es doch nicht an, unter dem Stern 12 die Seele des Märtyrers zu verstehen. Auch darf man nicht sagen, die Kerzen würden zu Sternen. Vielleicht wurde der Dichter auf den Schluß dadurch gebracht, daß der Heilige auch Beschützer der Liebenden ist, weshalb die Mädchen seinem Standbilde auf der prager Brücke Blumen-

sträuße und Rosmarinstöcke weihen, worauf sich ein artiges Volkslied bezieht.*)

54. Im Vorübergehen.

Vgl. unsere Anmerkung zum Lied Gefunden (12) in der ersten Abtheilung Lieder.

55. Pfingsten.

Unter halb verwelkten Maien
Schläft der liebe Freund so still;
O, wie soll es ihn erfreuen,
Was ich ihm vertrauen will!
Ohne Wurzeln dieses Reisig, 5
Es verdorrt das junge Blut,
Aber Liebe, wie Herr Dreißig,
Nähret ihre Pflanzen gut.

Diese Verse stehen ohne Ueberschrift auf einem Quartblatt mit dem Datum „Berka, 14. Juli 1814" und den Abweichungen: 1 „verdorrten", 3 „doch es soll ihn wohl", 5 f. „Keine Wurzeln hat das Reisig, | Drum", 6 „Pfleget". In der 3. Ausgabe wurden sie mit dieser Ueberschrift und den Aenderungen aufgenommen. Goethe befand sich zu Pfingsten 1814 (am 14. Mai)

---

*) Glocke, Glöckchen, eigenthümlich zur Bezeichnung des Zusammenläutens von großen und kleinen Glocken. — Brücken statt Brücke, im Reime nach der Freiheit des Volksliedes, wie auch Erben. — Was den Stern zu Sternen bringe, ist die Liebe, die im Kinde so gut sich offenbart wie in der ganzen großen Natur. Es ist durchaus unrichtig, bei dem Stern an den zu denken, der die heiligen drei Könige zu Christi Krippe geführt habe. Nur die allbekannte wunderbare Naturkraft ist gemeint.

im Bade Berka, wo man zur Feier des Pfingsttages Maienlauben nach thüringer Sitte gebaut hatte. Unter einer derselben war Riemer, der Verlobte von Fräulein Ulrich, der Gesellschafterin von Goethes Gattin, eingeschlafen. Die Verse sind eine lustige Neckerei: er solle sich nicht darüber grämen, daß er am heißen Tage eingeschlafen sei; mit dem muntern Bräutigam stehe es deshalb doch nicht schlecht. Als Gegensatz zu der wurzellosen Maie wird eine kräftige Pflanze genannt, wie sie der Handelsgärtner Dreißig in Tonndorf bei Weimar liefert. Die Rede wird am Schlusse in beiden Theilen abgekürzt. Ohne Wurzel dieses Reisig, wenn diese Maie ohne Wurzeln dorren muß (dieses Reisig bezeichnet verächtlich die Maie). Liebe nähret ihre Pflanzen gut, sie läßt sie nicht verdorren. Goethe nannte Fräulein Ulrich seinen Sekretair und gab ihr den Namen Uli, wie Riemer sie seinen Eginhard mit Beziehung auf den Schreiber Karls des Großen nannte.

56. Gegenseitig.

Wie sitzt mir das Liebchen?
Was freut sie so groß?
Den Fernen sie wiegt ihn,
Sie hat ihn im Schooß.
Im zierlichen Käfig 5
Ein Vöglein sie hält;
Sie läßt es heraußen,
So wie 's ihr gefällt.
Hat's Picken dem Finger,
Den Lippen gethan, 10
Es flieget und flattert,
Und wieder heran.

So eile zur Heimat,
Das ist nun der Brauch,
Und hast du das Mädchen, 15
So hat sie dich auch.

Zelter nahm das vielleicht bei der heitern Lust zu Berka im März 1816 entstandene lustige Liebeslied erst im September 1821 von Weimar nach Hause mit und setzte es den 5. Dezember unter der Ueberschrift: Der Entfernte; gedruckt wurde es in Zelters neuer Liedersammlung, wo es Im Fernen überschrieben ist. Goethes Gedichte gaben es erst 1827 im 3. Bande der Gedichte unter der jetzigen Ueberschrift, die auf einen andern Mittelpunkt als Zelters Ueberschriften deutet. Der Liebhaber freut sich, daß sein Liebchen sein Bild wie ein liebes Kind hegt, es nicht von sich läßt; bald wird es wie ein Vögelchen im Korbe gehalten, dann eine Zeit herausgelassen, wo es das Mädchen bald in den Finger, bald in die Lippen pickt, dann fliegt es mit Geflatter davon, kehrt aber bald wieder zurück. Auch er fühlt sich zu ihr getrieben, wie es zwischen Verliebten recht ist. Beim Schlusse schwebt wohl das Wort Aristipps als Gegensatz vor, er habe die Buhlerin Laïs, diese nicht ihn.

57. Freibeuter.

Die Quelle der lustigen, sehr leicht behandelten Verse eines Vagabunden, den die Ueberschrift als Freibeuter bezeichnet, findet v. Biedermann in dem Volksliede des Wunderhorns (1808) vom verlassenen Liebhaber:

Aus ist es mit dir,
Mein Haus hat kein' Thür,
Mein Thür hat kein Schloß,
Von dir bin ich los!

Volksthümlicher ist die schwäbische Form in Meyers Erzählungen aus dem Rieß, die schon v. Loeper (Herrigs Archiv XXVI, 101) beibringt:

> Und aus isch mit mir,
> Mei Haus hat kei Thür
> Und mei Thür hat kei Schloß
> Und mein Schatz bin ich los.

Goethe, der das Paar nicht von einander scheiden läßt, hat die Sache noch lustiger gewendet, da er in den drei ersten Strophen zwei Dinge, von denen das zweite ein Theil des ersten ist, in vagabundenhafter Laune verbindet, was im zweiten Verse toll wird, wo es heißt, der Theil habe das Ganze nicht. Er hat kein Haus und keine Thür; darum geht er mit seinem Schatze von einem Haus ins andere. Er hat keine Küche und keinen Herd; da bereitet der Schatz ihm die Kost. Er hat kein Bett und kein Gestell; das kümmert ihn aber nicht, er ist immer lustig. In der vierten Strophe geräth der Vagabund auf einen etwas andern Ton, erst am Schlusse der letzten kommt er auf den frühern zurück, wo er Scheuer und Speicher im Rausche zu verwechseln scheint; auch ohne Bett hat er geschlafen, und zwar schon seit längerer Zeit, und so soll es im Trubel weiter gehn, wie im Liede „O du lieber Augustin". Wenn er erwacht, geht er wieder; denn nirgendwo ist seines Bleibens, was er mit derselben tollen Lustigkeit ausspricht, mit welcher er begonnen hat. Die Form erwachen für erwacht gehört dem Volksmunde, aber anstößig ist es, daß dieser Vers abweichend von allen übrigen Strophen weiblich auslautet, was durch die gangbare Form vermieden würde. Nach v. Loeper hat Goethe nur dialektische Anklänge beabsichtigt, keinen bestimmten Dialekt. Auch

in seinem Schweizerliede (Lieder 22) ist dieser nicht streng durchgeführt. Str. 1 f. sollte mei und ke, wie in den folgenden Strophen stehn. Statt ich (Str. 3, 3. 4, 4. 5, 1) erwartet man i, und e'nen Str. 3, 3 (der Vers forderte eenen) entspricht nicht der Mundart. Von dem Versmaß des zu Grunde liegenden Volkslieds ist Goethe in der Reimfolge abgewichen, wie auch darin, daß der dritte Vers eine Silbe mehr hat und demnach auf den ersten nicht reimen kann.

58. Der neue Copernicus.

Dieser artige 1827 im dritten Band der Gedichte gedruckte Scherz entstand in der heitern Stimmung, die den Dichter am 26. Juli 1814 auf der Reise an den Rhein belebte, zwischen Eisenach und Fulda, zugleich mit mehrern Divansliedern; auch als er Abends in Fulda ankam, dichtete er noch ein paar Lieder. Ueberschrieben hatte es Riemer zuerst Vision, dies aber ausgestrichen und dafür gesetzt Der neue Copernicus. Vgl. zu Lied 2 (der neue Amadis). Das artige Häuschen ist der Wagen, wie der Dichter am Schlusse verräth. Im Briefe aus Neapel vom 25. Februar 1787 nennt er den Reisewagen seine „enge rollende Wohnung". Das Ganze, das den echten heitern Volkston anstimmt, ist auf den Schluß berechnet, auf den sich auch die Ueberschrift bezieht. Die beiden ersten Strophen dienen als Einleitung, den das Räthsel schalkhaft auflösenden Schluß gibt die letzte.*)

*) 5 f. Die Federchen gehören zu den Lädchen, mit denen man die Schalterlein, die Fenster (vgl. Lieder, 18, 11), verschließen kann. — 7 f. Wie gut er sich in seiner Einsamkeit unterhält, bezeichnet der Vergleich mit einer Gesell-

59. So ist der Held, der mir gefällt.

In der ersten Auflage bemerkte ich: „Die Ueberschrift ist in der Vers- und Reimform des ersten Verses, wonach man vermuthen könnte, das Lied sei ursprünglich länger gewesen und habe mit diesen Worten geendet.“ Hiernach hat Viehoff eine eigene Strophe gedichtet, indem er einem von Zelter als harter Hund bezeichneten, jetzt ausgefallenen Vers: „Und so soll mein deutsches Herz weich flöten“ unmittelbar dies „So ist — gefällt“ folgen ließ. Es entging ihm v. Loepers Bemerkung, daß „auf einer Handschrift des Gedichtes sich die Widmung An Wieland finde“, und schon v. Biedermann (wissenschaftliche Beilage zur leipziger Zeitung 1869 Nr. 90, und zu Goethes Gedichten S. 48) bemerkt hatte, daß in der zelterschen Sammlung „Sechs deutsche Lieder für die Altstimme mit Begleitung des Pianoforte in Musik gesetzt“ die älteste Fassung des Liedes mit mehrern Abweichungen und zwei Strophen mehr erscheine, wovon er die mit „So ist der Held, der mir gefällt“, beginnende mittheilte, und äußerte, das Lied sei offenbar gegen Wielands verweichlichende Dichtung gerichtet gewesen. Volleres Licht verbreitete ein Aufsatz v. Loepers in Gosches Archiv I, 500 f., der den von Goethe Zelter gegebenen Text mit dessen

---

schaft hübscher Mädchen. — 9. Meiner Brust, vielleicht nicht bloß des Reimes wegen für das einfache mir, sondern mit Beziehung auf sein Gefallen an den Feldern. — 14. Unter den Bergen sind die Berge hinter Eisenach gemeint, wonach das Gedicht am frühen Morgen gleich beim Beginn der Tagesreise geschrieben wäre. — 16. Die Zwerge, welche die waldigen Bergschluchten bewohnen und hier oft durch Geschrei ihre Nähe verkünden, möchte er gern zum Tanze der Berge aufjubeln hören. — 19. Wenn es krumm vorüberrennt, ist es um so possirlicher.

Komposition vom 3. Dezember 1816 mittheilte. Die Ueberschrift lautet hier Mädchens Held. Auf die jetzige Fassung folgten die Strophen:

So ist der Held, der mir gefällt!
Und so soll mein deutsches Herz weich flöten,
Rasches Blut in meinen Adern röthen.
So ist der Held, der mir gefällt!
Ich vertausch' ihn nicht um eine Welt.

Singt, Schäfer, singt, wenns euch gelingt!
Wieland soll nicht mehr mit seines Gleichen
Edlen Muth von eurer Brust verscheuchen.
Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt,
Bis ihr deutschen Glanz zu Grabe singt.

Str. 2, 2 stand richtig hin statt her, 5 Lieb' statt Liebe, 3, 5 gleiten nit statt schreiten mit; Str. 4, 2 begann Seine Augen. In Zelters Abdruck steht Str. 4, 2 f. „Schwarz sein Auge — Ist mit", und Str. 7, 2 f. lauten:

Und so soll mein deutsches Herz ihn kennen,
Und so soll mein treues Herz ihn nennen.

Schon Hirzel glaubte, mit Recht, daß diese Fassungen die ursprünglichen, da Zelter auch sonst auf eigene Hand geändert habe.*) In der Nachlese zu Goethes Gedichten konnte v. Loeper noch zwei Handschriften benutzen. In der einen,

*) In einem ungedruckten Briefe an Eberwein vom 8. Juli 1821 äußert dieser bei Uebersendung seiner freien Komposition des Liedes „Dichten ist ein Uebermuth" für die (berliner) Liedertafel lustig: „Mag der alte Herr immer ein wenig schelten, wenn er nur am Ende wieder freundlich wird. Jeder von uns hat seine eigenen Freunde, denen er etwas anhängen möchte, und so mag ich denn für die meinigen auch den spanischen Mantel zuschneiden, wie er ihnen am besten paßt." Vgl. dagegen Goethes Brief an Zelter vom 14. Oktober 1821.

von der Hand Schlossers, des Schwagers von Goethe, steht Str. 7, 2 „Soll mein Herz mit weichen Flöten", 3 tödten (statt röthen), 8, 1 wie's (statt wenn's), 3 „Deutschen Muth von unsrer Brust verscheuchen". Burkhardt fand im Nachlasse des Kanzlers von Müller eine Abschrift, welcher die letzte Strophe fehlt. Nach v. Loeper beginnt dort Str. 7, 2 Soll (ohne Und so), 5 steht vertauscht'. Der erste und vierte Vers sind in zwei Verse getheilt, so daß der innere Reim zur Geltung kommt. Nach Burkhardt in Gosches Archiv II, 517 hatte der Kanzler v. Müller, als er diese Abschrift des Goethe zugeschriebenen Gedichtes erhielt, deshalb beim Dichter angefragt, der am 22. Juni 1827 erwiderte, er erinnere sich nicht, das Gedicht gemacht zu haben, doch schlug er, wie in einem fremden Gedichte, mehrere Verbesserungen vor, Str. 2, 2 f. Chloens Ohren und offne Thoren, Str. 3, 5 gleiten nit. Zwei derselben treffen die ursprüngliche Lesart. Der junge Goethe II, 37 von Hirzel und Bernays theilte zuerst das ganze Gedicht in der bis Ende 1773 gehenden Abtheilung unter der jetzigen Ueberschrift „nach der Handschrift" mit. Dort steht Str. 1, 4 er (statt Er), 2, 2 „zu Chloens Ohre", 5 es und lang, 3, 2 bebet (statt webet), 5 gleiten nit, 4, 1 und 4 Warm (statt Wonn'), 2 Schwarze Augen, 5 Auch beim, 6, 3 wohnet edles, 5 an seinem Busen, 7, 2 f. wie in der schlosserschen Handschrift, am Schlusse mit Fragezeichen, 5 „Ihn vertausch' ich", 8, 1 wie's, 3 „Edlen Muth von eurer Brust verscheuchen". Diese Lesarten sind mit Ausnahme von Str. 6, 3 unzweifelhaft richtig. Goethe hatte das Lied 1816 unter seinen Papieren gefunden, und gab es mit einigen Aenderungen an Zelter. Erst 1833 wurde es in den siebenten Band der nachgelassenen

Werke aufgenommen, wo es die vermischten Gedichte beginnt. Dort steht Str. 3, 5 gleiten mit, das, wie hin und Liebe (Str. 2, 2. 5), Druckfehler sein könnte. Die Quartausgabe führte schreiten mit ein. Unbefugt war es, daß die weimarische Ausgabe 4, 361 das Lied unter die Gedichte Zweifelhaften Ursprungs setzte.

Unser Gedicht scheint besonders veranlaßt durch die 1772 erschienenen Hirtenlieder von Fr. Aug. Clemens Werthes. In der Vorrede sagt Werthes, diese Erstlinge seiner Muse seien gewissermaßen unter den Augen eines Mannes entstanden (Wielands), dessen Name der Nation werth und dessen kleinstes Verdienst sei, ein großer Dichter zu sein. „Hätte auch Geßner eigentliche Hirtenlieder gesungen, so würd' ich nie gewagt haben, ihm nachzusingen. Aber da die meinigen gewissermaßen eine neue Art ausmachen, so können sie wenigstens andere Dichter reizen, das Ideal davon zu erreichen." Die Schäferlieder sollten in ihrer Art dasselbe sein, was Gleims Gärtnerlied in der seinigen. In einem Liede an H. (J. G.) Jacobi wünscht er auf stiller Flur mit diesem „Freund der Huldgöttinnen" auf frohe Schäferlieder zu sinnen, während Gleim=Anakreon auf bemoostem Thron ihn immer besser singen lehre und Wieland neben Gleim throne. Wir finden hier zwei Lieder einer Schäferin; im ersten erzählt sie, wie sie dem Schäfer, der „Liebe schmeichelnd" dagestanden, ihren Mund zum Kusse geboten, den sie noch immer fühle (sie schildert ihn als männlich schön, lebenvoll in jedem sanften Schritt, im Jugendstolze davon schreitend, wie Apollo, wenn er vom Tempel trete); in dem andern hört sie den Schäfer beim Quell den Gesang singen, den sie ihn gelehrt, und seine Stimme reißt sie zu ihm hin, daß seine Lippen im Kühlen ihr,

ihre ihm neues Leben geben sollen. Ein Lied an die Schäfer beginnt: „O Schäfer, singt dem Jüngling" (der Jüngling ist Apoll). Mehrere Lieder sind an Chloe gerichtet; in einem singt die „wollustvolle Leier", wie sich Thyrsis und Chloe umfangen, „Mund an Mund, Herz an Herz gedrücket hangen in den schönsten Bund". Ohne Zweifel fällt das Lied vor Goethes Bekanntschaft mit Fr. Jacobi im Juli 1774, bei dem dieser Werthes kennen lernte, der schon seit dem Mai bei Jacobi verweilt hatte. Wieland selbst hatte keine Hirtenlieder geschrieben, aber von ihm war der weiche, tändelnde, lüsterne Ton in Musarion, Idris und andern Dichtungen angeschlagen worden, und er war der Beschützer dieser ganzen empfindsam wollüstigen Richtung, wie sie in J. G. Jacobi, Heinse und Werthes zu Tage trat; hatte ja Werthes, der diesem von Erfurt nach Weimar gefolgt war, seine Hirtenlieder mit einem Bruchstück aus Wielands verklagtem Amor erscheinen lassen. So deutlich sich auch Str. 3—7 als Gesang des Mädchens verrathen mögen, so schwierig ist doch die Verbindung des Anfangs und Schlusses mit ihnen. Die in der ersten Auflage gegebene Deutung gebe ich jetzt auf. Viehoff fand sogar in dem „Loblied auf den geliebten Helden" Schenkendorfs Ton.

Das Mädchen hat das Wäldchen wieder aufgesucht, wo der Geliebte ihr gestern begegnet ist. Der Dichter, den wir uns von dem Geliebten verschieden zu denken haben, fordert sie zur Flucht auf, damit sie nicht die Beute anderer werde, die ihr hier auflauern möchten. Da erschallt weicher Flötenklang, von dem der Dichter fürchtet, er werde das Herz der Schönen hinreißen. Dieser Flötenklang (vgl. Str. 7, 2) deutet auf den lüsternen, weichen Liebessang der wielandischen Dichter. Das Mädchen

aber läßt seine Sehnsucht nach dem voll in seiner Seele lebenden echt deutschen Geliebten ausströmen. Die Züge, mit welchen sie ihn schildert, sind trefflich, wenn auch nicht mit systematischer Feinheit ausgewählt, um nach und nach das Bild des feurigen, kräftigen, muthigen und dabei zarten, keuschen, edlen Deutschen gleichsam vor ihrer Seele erscheinen zu lassen, wobei sie ihn immer sich näher kommen läßt. Zuerst schreitet er hoch und fest heran, wobei das Mädchen die Farbe seiner Haare und die blühenden Wangen hervorhebt. Dann gedenkt sie seiner Augen, aus denen so warmes keusches Verlangen spricht, daß, wer ihn sieht, ihn lieben muß. Als er näher kommt, preist sie seinen durch warmen Kuß Liebesqual erregenden Mund, seine lieblichen Lippen und die ihre Liebeswunde heilenden herzlichen Blicke. Endlich, als er ihr ganz nahe gekommen, fällt ihr Auge auf seine so kräftig schützenden und doch so weichen Arme, wobei sie auch des aus seinem Antlitz sprechenden edlen Erbarmens mit der Schwäche gedenkt, und nach der Seligkeit des Glücks sich sehnt, an seinem Busen zu ruhen. Von Vaterlandsliebe, wie in Klopstocks Vaterlandslied für ein deutsches Mädchen, ist hier mit keiner Silbe die Rede. Nach dieser mit aller Glut feuriger Liebe belebten Schilderung erklärt sie, dieser sei ihr Held: wie sollte sie da ihr feuriges Gefühl durch weichen Klingklang verderben? Nein, er sei ihr Held, den sie mit keinem in der Welt vertauschen wolle. Am Schlusse tritt wieder der Dichter auf, der die Liebessänger auffordert, von jetzt an nur aus freier Brust zu singen, nicht mehr durch Wieland edlen Muth aus ihrer Seele verscheuchen zu lassen, und so immer zu singen, bis sie den fremden Glanz, den Wieland ihnen aufgedrungen, zu Grabe gebracht. Der deutsche Glanz ist der-

jenige, den man den Deutschen statt edler, kräftiger Natur aufdringen will. Freilich würde man gern statt deutschen welschen lesen. Eine Deutung der sehr schwierigen Verse finde ich nicht einmal versucht.

Bloß die beiden ersten, unmittelbar vor dem Schlusse wiederholten Verse sind jambisch, die übrigen trochäisch, zwischen den beiden wiederholten Versen steht zunächst ein Reimpaar aus fünf Trochäen, am Schlusse ein um eine Silbe kürzerer Vers, der auf die beiden ersten reimt. In der glücklich gewählten Strophenform liegt das Hauptgewicht auf den wiederholten beiden ersten und den darauf reimenden letzten Versen, so daß das zwischentretende Reimpaar nur weiter ausführt, jene die Hauptaccorde anschlagen.

60. **Ungeduld.**

Unsere, auf einem Quartblatt von John geschriebenen Verse erschienen zuerst 1827 im dritten Bande nach Gedicht 47. Die Einbildungskraft, die immer nach neuen Anschauungen dürstet, treibt den Geist in die Weite bis ans Meer, an dessen breitem Ufer sie hin und herschweift, da es sie weiter drängt. So fühlt auch des Jünglings Herz sich immer bang; es verlangt nach Schmerzen, die sein süßestes Labsal sind. Vgl. das Divanslied: „Was wird mir jede Stunde so bang?“ (III, 9) und oben 45 Str. 19, 5 f.*) Die Ueberschrift nimmt auf den Schluß gar keine Rücksicht, aus dem Goethe so häufig seine Ueberschriften nahm. Riemer hatte diese wohl vorgeschlagen. Zu 1 f. ist ein treibt es gedacht. 3 f. sind als Aufruf des ihn be=

*) Nach V. 2 sollte Ausrufungszeichen stehn, nach 4 **Punkt.** Im letzten Verse muß es sel'ger statt seliger heißen.

unruhigenden Geistes zu fassen. 5—8 ist wohl ein zweiter Spruch, der auf den Reiz immer neuer, auch das Herz ergreifender Erfahrungen und den Trost der Thränen geht. Vgl. Tasso V, 5, 236—243.

61. Mit den Wanderjahren.

Von diesen Sprüchen stand der dritte auf der Rückseite des Titelblattes, die beiden andern in derselben Folge auf den beiden Seiten des ersten Blattes der ersten im Mai 1821 ausgedruckten Bearbeitung des Romans, und zwar der erste unmittelbar unter der als Titel gedruckten Aufschrift Wilhelm Meisters Wanderjahre; die beiden folgenden Blätter enthalten eine Reihe von Sprüchen und Gedichten, die keine Beziehung zum Roman haben. 1827 wurden auch die Sprüche hierher gezogen. Erster Spruch. Sein Wanderer ist freilich keine fromme Seele nach der gewöhnlichen Anschauung, die mit Gebet und Gesang sich zu Gott erhebt, aber nicht leichtfertig geht er seinen Weg, sondern sucht in bedenklichen Fällen in seiner eigenen Brust und bei besonnenen Freunden Rath. Es war dies gleichsam ein hingeworfener Fehdehandschuh. — Der zweite deutet an, daß er in die Wanderjahre manches in frühern Jahren Gedachte und Gebildete, die Ergebnisse ernsten Sinnens und Nachdenkens, aufgenommen und zu einem Ganzen habe verbinden müssen, was ihm wohl nicht immer gelungen sein möge; aber die Freunde, denen er es widmet, werden es sich auch so aneignen und zu ihrem Gebrauche verwenden.*) Dem Dichter

*) „Wunderlichst in diesem Falle." Auch früher hat er oft seine ältern Dichtungen bearbeitet, aber diesmal ist die Sache sehr wunderlich, da er dem

konnte nicht entgehn, daß die meisten, welche hier eine Fortsetzung der Lehrjahre in der rein erzählenden, spannenden, das Herz ergreifenden Art dieses Romans erwarteten, sich unangenehm getäuscht finden würden. In dem Roman selbst bemerkt er in einer Zwischenrede: „Bei der gegenwärtigen, zwar mit Vorbedacht und Muth unternommenen Redaktion stoßen wir doch auf alle Unbequemlichkeiten, welche die Herausgabe dieser Bändchen seit zwanzig Jahren verspäteten. Diese Zeit hat daran nichts verbessert. Wir sehen uns noch immer auf mehr als eine Weise gehindert und an dieser oder jener Stelle mit irgend einer Stockung bedroht; denn wir haben die bedenkliche Aufgabe zu lösen, aus den mannigfaltigsten Papieren das Wertheste und Wichtigste auszusuchen, wie es denkenden und gebildeten Gemüthern erfreulich sein und sie auf mancher Stufe des Lebens erquicken und fördern könnte.“ Und ähnliche Entschuldigungen finden sich an andern Stellen. — Der dritte Spruch bezeichnet das Verhältniß des Dichters zu dem Roman, dessen einzelne Stücke ganz verschiedenen Zeiten angehören; denn der Entwurf einiger dieser Erzählungen fällt schon in das Ende der neunziger Jahre, wenn auch der Gedanke, dieselben durch die Person Wilhelms zu verbinden, dem Dichter erst 1807 kam. Den im Ganzen lebenden Sinn erkennt er als den seinigen an, den herzlichen Antheil an der Welt mit der Kraft zu entsagen, wovon der Roman auch den Nebentitel die Entsagenden führte;

Ganzen eine weltbürgerliche Idee zu Grunde gelegt hat, von welcher aus die pädagogische Provinz und der Wanderbund entworfen sind, und es galt unabhängig von einander gedichtete Erzählungen zu verbinden. — Zum Golde setzen, ein alchymistischer Ausdruck im Sinne „in Gold verwandeln“. — Vor 6 ist es zu ergänzen. — Nach seinem Bilde, nach seiner Vorstellung.

beides tritt in den Wanderjahren hervor und hält sich fast das Gleichgewicht.

62. Wanderlied.

Im vierzehnten Kapitel der ersten Bearbeitung der Wanderjahre (vgl. zu 61) schreibt Wilhelm die erste Strophe des Liedes auf Verlangen nieder, nachdem er auf die Frage, ob ihm nicht bei seinen Fußwanderungen ein Lied einfalle, das er so vor sich hin singe, die Aeußerung gethan: „Mir ist zwar von der Natur eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt." Die beiden jungen Männer, auf deren Bitte er die Strophe niedergeschrieben, sangen sie nach kurzem Bedenken in einem „freudigen, dem Wanderschritt angemessenen Zweigesang, der, bei Wiederholung und Verschränkung immer fortschreitend, den Hörenden mit fortriß", wobei Wilhelm im Zweifel war, ob dies seine eigene Melodie, sein früheres Thema oder ob sie jetzt erst so angepaßt sei, daß keine andere Bewegung denkbar wäre. An dem andern Tage hörte er gegen Ende der Tafel sein Lied von zwei Sängern unter Begleitung eines gefällig mäßigen Chores vortragen.*) Ungestüm erhoben

---

*) Goethe nahm es 1827 in die Gedichte auf, gewiß nicht, wie v. Loeper meint, „als ernstes Gegenstück zum Freibeuter (57)", schrieb aber 4 Da statt Auch; dagegen war 5 Auch statt Und Versehen, das schon 1828 verbessert wurde.

sich gegenüber zwei andere Sänger, welche „mit ernster Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortsetzten", indem sie zur Verwunderung Wilhelms die zweite Strophe sangen, worauf ein immer zahlreicherer und mächtigerer Chor einfiel. „Beinahe furchtbar schwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte, bei Gewandtheit der Sänger, etwas Fugenhaftes in das Ganze, daß es unserm Freunde wie schauderhaft auffiel." Der Vorsitzende unterbricht den in „wundersamsten Wiederholungen" sich ergehenden Chor, und ermahnt die Versammlung, mit Maaß und Heiterkeit dessen zu gedenken, was man entweder willig unternehme oder wozu man sich genöthigt glaube. „Ihr wißt am besten, was unter uns fest steht und was beweglich ist. Gebt uns dies auch in erfreulichen, aufmunternden Tönen zu genießen." Sofort standen die vier Sänger auf und begannen „in abgeleiteten, sich anschließenden Tönen" die dritte Strophe.*) Alle Anwesenden fielen im Chore ein und setzten sich auf einen Wink des Vorstehers „in singende Bewegung"; „der angestimmte Wandergesang ward immer heiterer und freier." Zu seinem siebenundsiebenzigsten Geburtstage, der auf Zelters und Hegels Betrieb in Berlin öffentlich gefeiert wurde, schickte Goethe, damit das ganze Lied zu einem Festgesange des Tages werde, noch folgende, zuerst am 31. August 1826 in der Vossischen Zeitung gedruckte Schlußstrophe, die an die Stelle der frühern trete:

Doch was heißt in solchen Stunden
Sich im Fernen umzuschaun?
Wer ein heimisch Glück gefunden,
Warum sucht er's dort im Blau'n?
Glücklich, wer bei uns geblieben,

*) Die zweite Ausgabe hat 6 statt Sorge den Druckfehler Sorgen.

In der Treue sich gefällt!
Wo wir trinken, wo wir lieben,
Da ist reiche, freie Welt.

In der ersten Strophe deuten die vier ersten Verse auf die leichte rhythmische Bewegung des Wanderers (vgl. zu Ged. 51, 26 ff.), woran sich die zuversichtliche Erwartung schließt, daß der unbedingte Trieb, dessen Sinnbild das Wanderleben ist, immer zu Freude und sicherm Auskommen führe, und ein liebevolles Streben und thätiges Leben anempfohlen werden.*) Die zweite Strophe setzt der frischen Wanderlust die Trauer des Abschiedes von der Heimat entgegen, wozu die Verhältnisse zwingen. Auffällt die Verbindung mit denn, womit der zur Auswanderung Getriebene an die Aufforderung zum thätigen Leben anknüpft.**) Die dritte tröstet die Scheidenden damit, daß der Mensch nicht am Boden hängen, sondern mit frischem Muthe in die Welt hinaus müsse. Verstand und Kraft***) finden sich überall zurecht, Heiterkeit verscheucht jede Sorge und die Welt ist ja gerade deshalb so groß, damit wir nicht alle auf denselben Fleck angewiesen sind.

---

*) Der riesenhafte Reffträger, der mit seiner ungeheuren Baßstimme den Saal erschüttert, verändert diesen Schluß seinem Charakter gemäß also:

Du im Leben nichts verschiebe,
Sei dein Leben That um That!

**) In den Worten „mit dem andern mich wenden", muß es zu heißen. „Statt dem einen" steht in freier Weise für „statt dem einen mich zuzuwenden". Es liegt der Vergleich zu Grunde, daß der Auswandernde von der Heimat scheiden muß, wie die Wittwe vom Gatten. Will man die überlieferte Lesart festhalten, so müßte der Dichter, was doch gar stark wäre, mich wenden für verkehren gesetzt haben.

***) Lenardo sagt vorher von dem Weltbunde: „Leicht (ist) die Ausführung durch Verstand und Kraft".

63. Lied der Auswanderer.

In der zweiten Bearbeitung der Wanderjahre (1829) singen III, 12 alle anwesenden Gewerke, nachdem sie um die Tafel der anerkannten Obern des sogenannten Bandes einen regelmäßigen Kreis gebildet, unsere drei Strophen von einem gedruckten Blatte, welches Odoardo umherreicht, der alle für seinen Vorschlag gewonnen hat, ihm nach ansehnlichen noch unbekannten Strecken des europäischen Festlandes zu folgen, wo die Handwerke sogleich für Künste erklärt werden sollen. Erst in die vierzigbändige Ausgabe wurde unser Lied mit der jetzigen nicht passenden Ueberschrift aufgenommen. Ein eigentliches Auswandrerlied ist das vorige, was die nach Amerika Ziehenden singen; hier haben wir Kolonisten, die in Europa sich an einem andern Orte ansiedeln wollen. Man könnte jenes eher Lied der Auswanderer, das unsere Lied der Kolonisten nennen.

Str. 1. Für den Tüchtigen kommt es nicht auf den Ort an, wo einer sich befindet, sondern darauf, daß er dort nützlich wirke. Gern folgen alle darum dem Führer, da sie, indem sie ihm gehorchen, ihr Ziel erreichen, ein festes Vaterland zu finden, wo sie wirken können.*) Str. 2 bezieht sich auf die von Odoardo in Aussicht gestellte bürgerliche Ordnung, in welcher Alte wie Junge besonders die Sicherheit des Besitzes bestens gewahrt finden, so daß jeder dort sich ruhig und behaglich anbauen kann. Nachdem in anderer Weise das dort ihrer harrende genügliche Auskommen hervorgehoben ist**), schließt die gegenseitige Auf-

*) Man vergleiche dazu das Wort Lenardos: „Wo ich nütze, ist mein Vaterland."

**) Odoardo sagt, schon seien genaue Vermessungen in jener zur Ansiedelung bestimmten Provinz geschehen, die Straßen bezeichnet, die Punkte bestimmt, wo man die Gasthöfe und in der Folge vielleicht die Dörfer heranrücke.

forderung, getrost in das neue Vaterland einzuwandern. Die drei letzten Verse entsprechen dem Schlusse der ersten Strophe. Das Lied kann eigentlich nur im Zusammenhange der Wanderjahre verstanden werden; die Ausführung ist dem Charakter der Singenden gemäß etwas nüchtern, der Ausdruck zuweilen dem Reime zu Liebe gezwungen. Das Versmaß ist dasselbe wie in Lied 56.

Goethes lyrische Gedichte.

Vermischte Gedichte (Schluß).
Kunst.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

XXVII.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.

Goethes
lyrische Gedichte.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Vermischte Gedichte (Schluß). Kunst.

Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.



Vermischte Gedichte.

Zweite Abtheilung.



64. Hans Sachsens poetische Sendung.

Wieland hatte sich seinem teutschen Merkur mit frischem Muthe wieder zugewandt, nachdem Goethe nach Weimar gekommen, als Bundesgenosse zu ihm getreten war und ihn auf jede Weise bei demselben zu unterstützen versprochen hatte. Vom nächsten Jahre an wollte er jedem Hefte den Holzschnitt eines bedeutenden Mannes des sechzehnten Jahrhunderts beifügen, wozu die nächste Veranlassung der auf den folgenden 19. Januar fallende Geburtstag des nürnberger Meistersängers und Schuhmachermeisters Hans Sachs bot, dessen schlichte Dichtung Goethe schon lange verehrt und zum Theil nachgebildet hatte, der auch ihm versprochen, etwas über dessen Dichtungen in den Reimversen des Meisters für den Merkur zu liefern. Wieland selbst konnte zum nächsten März außer dem Holzschnitte von Sachs nur zwei Gedichte als eine Beilage zur Erklärung, Der Liebe Zank und St. Peter mit der Gaiß, und eine Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachsens liefern, und er entschuldigte bei dem Leser das nicht gehaltene Versprechen dadurch, daß er ihn dafür im folgenden Hefte zu seinem Vergnügen zu entschädigen hoffe. Wirklich begann Goethe auf der Reise nach Leipzig, die er am Abend des 24. März 1776 antrat, im Wagen auf einem Papierdeckel als Unterlage, ein

Gedicht auf Hans Sachs zu schreiben, das er aber nicht weit führte, vielleicht blos bis zum Ende der Einleitung Vers 22, und auf der Rückreise war er so vielfach bewegt, daß er zur Dichtung nicht zurückkehren konnte. In Weimar scheint er nichts davon seiner Herzensfreundin Frau von Stein mitgetheilt zu haben. Auch in nächster Zeit blieb es liegen. Indessen war der tolle Lenz in Weimar angekommen, wo er sein Wesen trieb. Goethe mußte jetzt viel um den durch Krankheit auf seinem Zimmer zurückgehaltenen Herzog sein, bei dem er noch in der Nacht auf den 16. wachte. Große Freude hatte er über das vom Herzog ihm gemachte Geschenk des Gartens an der Ilm. Der dringende Wunsch der Frau von Stein und die Freude über das Geschenk des Gartens scheinen ihn gegen den 20. getrieben zu haben, die unterbrochene Dichtung zu Ehren von Hans Sachs endlich ernst anzugreifen. Am 21. nahm er den Garten in Besitz; die Zeilen an Frau von Stein vom folgenden Tage: „Hier ein Zeichen, daß ich lebe, daß ich Sie liebe und immer Ihr Voriger, Gegenwärtiger und Zukünftiger bin", könnten auf die Mittheilung des fast vollendeten Gedichtes gehen. Am 25. schrieb Wieland an Lavater in seiner leidenschaftlich erhitzten Weise: „Haben Sie schon gehört, daß Hans Sachs wirklich und wahrhaftig ein Dichter von der ersten Größe ist? Ich weiß es erst seit 6 bis 8 Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Goethe, Lenz und ich. O, die Teutschen, die stumpfen, kalten, trägherzigen Teutschen, die das erst vom teutschen Merkur werden lernen müssen! Doch noch wollen wir sie nicht schimpfen; den meisten ist's mit Hans Sachsen wohl wie mir gegangen — sie haben ihn nicht gekannt, nie gelesen, nie gesehen. Aber Wahrheit muß doch endlich ein-

mal durchbrechen; in weniger als 4 Monaten a dato soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur, und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeists hat, in Teutschland sein, die Hans Sachsens Namen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll.“ Nach dem Tagebuch brachte Goethe Wieland am 27. das fertige Gedicht, nachdem er die Abschrift noch einmal durchgesehen hatte. Gedruckt erschien es in dem gegen Mitte Mai ausgegebenen Aprilhefte im dritten Hans Sachs überschriebenen Abschnitte auf dem fünften und sechsten Bogen mit Goethes Unterschrift. 1788 nahm der Dichter es mit manchen Aenderungen, die er zum Theil schon 1777 gemacht hatte, wonach viele derselben sich schon in der Abschrift der Frau von Stein finden, als vorletztes Stück der zweiten Sammlung der vermischten Gedichte im achten Bande der ersten Ausgabe auf, das letzte bildete Auf Miedings Tod; beider Titel standen auf einem besondern Blatte.*) In der zweiten Ausgabe der

*) 4 stand früher Ein sauber, Komma nach trägt, 6 an den (statt dem), 7 siebenten, 13 würken, 15 kein Absatz, 21 erfreuen, 22 Wollt'n und weihen, nach 24 Semikolon, 26 Grad, edel, 28 „mit'n Augen rum“, 30 güldin, 31 ein, 32 Aug' und: nach Glanz, 33 Thätig, vor 35 kein Absatz, nach 36 ;, 38 schon lang, 39 hab, 49 Frommkeit, 50 Bös, 51 f. in umgekehrter Folge, 55 Mannlichkeit, 56 „Ihr inner Maas und Ständigkeit!“, 57 Natur-Genius, 59 all das Leben, nach 62 ;, nach 64 !, 66 ein'm, 68 „Ob's ihnen möcht zur Witzung werden!“, vor 69 Absatz, 72 sein'n, 74 inniglich, nach 78 noch die beiden Verse: „Sie ist rumpet, strumpfet, bucklet und krumb, | Aber eben ehrwürdig darumb“, 79 keuchend wankenden (1788 Keichen und wankenden), 83 Paradeis, 86 ein'm, 90 sehen Sanct, 95 Weltlich und Lastergeschicht, 96 dies, 98 dient wohl, 101 das Alles fix, 103 was ganz, 104 Aug, 107 thut, 108 Affen-Sprüngen, nach 110 ;, 112 „Großen und Kleinen“, 116 wie e'n Affentanz;, 112 nie wöll'n minder, 123 er möcht, 126 „Das All zu singen“, 129 anzuschau'n,

Werke erschien Hans Sachs im achten Bande zwischen der Legende (Parabolisch 36) und Mieding (65), mit wenigen Aenderungen.*) Die dritte Ausgabe, welche Hans Sachs in

---

130 Wie'n und Frau'n, 134 Gedeyhn!, 135 Das heilig, nach 143 Komma, 145 umzaunten, 149 Sitzts, 150 ringsum sich kaum;, 151 ihr'n, 152 gar geschickt, nach 153 Punkt, 156 Hoffnungsfüll, vor 161 kein Abschnitt, 164 einem in dir, 166 Aug, nach 168 Punkt, 170 Müher, 171 ins runde, 173 kehrt süßes, 174 Schelmereyn, 175 erfreun;, 178 Weil (nach älterm Gebrauche), 180 Eichenkranz, mit Komma nach diesem und belaubt. Durch dünnere Schrift waren früher, was man vor mir allgemein unbeachtet gelassen hatte, in dem durchgängig fett gedruckten Text ausgezeichnet die Namen, mit Ausnahme des von Hans Sachs selbst, und der Titel, wobei auch verbindende Wörter hereingezogen werden, 33 Thätig Ehrbarkeit, 34 Großmuth, Rechtfertigkeit, 54 Albrecht Dürer, 77 f. Historia, Mythologia, Fabula, 82 Gott Vater, die beiden Verse 83 f., 85 Zwölf durchlauchtigen Frauen, 86 Ehrenspiegel, 88 Zwölf Tyrannen Schanden-Port, 90 Sanct Peter mit der Geiß, 95 Weltlich Tugend und Lastergeschicht, 107 Narren, 108 Schwanck, 117 Bad, schneidt die Würm, 128 Muse, 142 hold Mägdlein. Nach mir bemerkte dies v. Loeper, der von citatartiger Hervorhebung „durch schmalere und weniger fette Lettern" spricht. In einer Abschrift des ersten Druckes findet sich nach dem weimarischen Herausgeber (Bd. 18, 423) statt der langen dürren Lettern gewöhnliche Fraktur. Jene Lettern waren wohl von Wieland oder Bertuch eingeführt. Goethe hatte damit nichts zu thun. In der Abschrift der Frau von Stein scheinen auf Goethes Aenderung vom Jahre 1777 zu beruhen 7 siebten, 12 Hirne, 48 allen Dingen, 79 schrumpfet (strumpfet war wohl Druckfehler), 86 Sodoms, 100 dienet, 120 ihn'n. Die Abschrift der Frau von Stein bricht mit 125 ab. Vgl. „Archiv für Literaturgeschichte" von Schnorr von Carolsfeld VI, 106 f.

*) 174 ist kehret statt kehrt geschrieben, 136 der Druckfehler der ersten Ausgabe leichte statt lichte weggeschafft, 167 wonniglichen statt wunniglichen geschrieben, wogegen 74 wunniglich geblieben, wie auch 133 würkender neben wirken 13. Das vor leben 13 eingefügte zu, das den Vers stört beruht auf Versehen, ebenso Bespöttet statt Bespottet 117. Zweimal (15.

derselben Stellung im neunten Bande bringt, hat V. 79 die ursprüngliche Lesart wieder eingeführt, 173 Lebenstag' statt Lebenstäg geschrieben, 133 wirkender gesetzt und die Druckfehler 86 und 98 verbessert, sonst fast regelmäßig die Apostrophe hergestellt, auch irrig bei hätt (statt hat). Die Ausgabe letzter Hand (im dreizehnten Band) hat leider nichts gebessert, nur nach 4 Komma, nach 6 Semikolon gesetzt. Auch die Quartausgabe, welche die vermischten Gedichte mit Hans Sachs schließt, hat die Fehler stehen lassen, ein paarmal eine irrige Interpunktion eingeführt. Die weimarer Ausgabe verzeichnet unter den Handschriften Goethes eigene Aenderungen in einem Abdruck des vierten Bandes (H 1), gelegentliche Einfälle, die nicht weiter wirkten, in Goethes erster handschriftlichen Sammlung seiner Gedichte von 1777 (H 2) und der zweiten Sammlung „Vermischte Gedichte" für den achten Band der Ausgabe der Werke.*)

Der Knittelreime, welche Hans Sachs mit großer Leichtigkeit ohne strenge Beachtung der Prosodie anwendet, hatte sich Goethe schon früher bedient, so in seinen den ganzen Ton des nürnberger Meistersängers anschlagenden Fastnachtsspielen, dem Faust, Prometheus, dem ewigen Juden, den Kunstliedern, nur hatte er den jambischen Fall der Verse genau

---

102) steht falsch hätt' (für hat) statt des sonst richtig erhaltenen hätt. Nach 62 ist das Komma ausgefallen. Die sonstigen Druckfehler der ersten Ausgabe sind nicht verbessert, zwei neue Druckfehler (86 Darin statt Da in, 78 Fablau) hinzugekommen.

*) Jedenfalls muß 13 zu gestrichen, 66 in ein'n (wie 116), 74 wonniglich, 95 Lastergeschicht, 117 Bespottet, 149 Sitzts und vor 69 der Absatz hergestellt werden.

beobachtet, wobei er freilich den Anapäst, der dem Verse Abwechslung und Bewegung verleiht, vielfach und zwar in allen Füßen eintreten ließ. Die beiden ersten Füße sind auch in unserm Gedichte oft sehr unprosodische Jamben, wie in dick und hager, gut Exempel, Adam Eva, Schieben, Reißen, einer Knospe, zeigt ihm draußen, denn es dient sehr, mag dir aber, allzu witzig, wiedergebo(ren). Häufig finden sich im Anfang des Verses jambisch gemessene Wörter, wie ohne, oder, unter, unser, über, immer, sondern, kräftig, heimlich, Nahrung, auch meint er, steigt wohl. Als zwei Kürzen finden wir im Versanfange wollen (auch einmal im Verse), neue, einen, ihre, dick und, allzu; 57 ist in Genius die mittlere Silbe lang gebraucht. Einigemal haben die Verse nur drei Füße. So sind ohne Zweifel zu lesen 59: „Soll dir zeigen alles Leben", wenn nicht Goethe statt zeigen ursprünglich fürzeigen gesetzt hatte, 139 „Hab ich deinem innern Wesen", der wohl anapästisch anlautet, 145: „In dem eng umzäunten Garten".*) Zwei solcher Verse hintereinander finden sich 51 f., drei 112—114. 130—132. Später ist ein paarmal unnöthig das e zu hab und Aug hinzugefügt. Statt e'n ist 116 ein'n gesetzt, das dann auch 66 stehn muß. Sonst kommen vielfach die Formen von ein vor, wo bald der Vokal lang, bald kurz gebraucht wird. Auch Hans Sachs hat die vollen Formen neben den elidirten. Die Aenderung von siebenten in sieb'nten 7 war unnöthig; eher hätte 128 zu des statt zu's gesetzt werden sollen, wie aus mit'n 28 mit den geworden. Die Reime sind meist rein gehalten, nur ein

*) Dreifüßig war auch wohl „Deine Schalkheit kehrt dir zurück (14), mit anapästischem Schlusse gemessen, wo der Dichter später kehret schrieb.

paarmal reimen ü ie, eu ei, einmal ö e, ei ai, preisen heißen, Strauch Aug, Narretheiden bereiten. Zweimal müssen wir uns den Reim von Wörtern auf keit gefallen lassen. Des Reimes wegen hat Goethe sich groß (muß großheißen) und kleinen (statt kleine) gestattet als Reim auf das alterthümliche Leinen, wofür er Leine hätte setzen können. Von alterthümlichen Formen bemerken wir zunächst hätt für hat, thät für that, wär für war, wogegen was 104 später in war verändert, statt wunnigreich, Paradeis und Lebenstäg' die gewöhnlichen Formen hergestellt sind. Umgekehrt hat Goethe später Frummkeit statt Frommkeit geschrieben. Sinnen statt Sinne und Rucken waren ihm auch sonst geläufig. Als volksthümliche Ausdrücke sind zu bemerken schwänzen und scharlenzen, tollern, abgesenkt, schlicht und schlecht, fix und treu, in den Kram passen. Der großen Freiheit, die Hans Sachs besonders im Reime sich gestattet, hat sich Goethe mit vieler Mäßigung bedient, auch waren ihm die abweichenden Formen des nürnberger Meisters nicht immer gegenwärtig, und er hat schon gebrauchte später wieder aufgegeben. So 30 güldin (wie bei Hans Sachs „ein güldin Ring"), wunnigreich 73, wozu aber freilich Wonne, wonnereich, wonniglich (140. 162. 165) sich nicht schicken, gesyn (Hans Sachs braucht im Versschlusse gesein neben sein), dumb, krumb, darumb im Reime (Hans Sachs hat diese alle, nur tumb, aber er schreibt auch umb statt um (letzteres nur im Reim), hätt, thät (19. 31, 106) statt hatte, that (Hans Sachs het, thet). Wenn Goethe einmal was im Verse für war hat, so findet sich dieses was und in der Mehrheit wasen bei Hans Sachs nur im Reime. Furm statt Form

hat Hans Sachs mehrfach im Reime, aber auch als Mehrheit Fürm, dessen sich Goethe 116, ganz wie sein Vorbild, als Reim auf Würm bedient. Sparsam hat Goethe die Endungen e, er, em, en abfallen lassen, wogegen Tag statt Tage, ein statt eine, einen, eim statt einem, ihn für ihnen u. a. außerordentlich häufig bei Hans Sachs sich finden. Hätte Goethe Hans Sachs erst kurz vorher gelesen gehabt oder vor der Durchsicht seiner Dichtung sich noch einmal in ihm umgesehen, so würde er wohl noch manche Form seines Vorbildes sich angeeignet haben.

Den treuherzigen Ton von Hans Sachs hat Goethe hier in wundervoller Weise getroffen; war ihm ja das Wesen des nürnberger Meisters rein und voll aufgegangen, da er längst mit innerstem Verständniß sich in dessen Anschauungen versenkt hatte, aus welchen ihn ein reines, klares Gemüth und der tüchtigste bürgerliche Sinn mit großer Gewalt über die Sprache anwehte. Ueber die äußern Verhältnisse des Dichters wird er sich aus S. Ranisch's historisch kritischer Lebensbeschreibung unterrichtet haben. Ueber den später hinzugedichteten Prolog ist im ersten Bande unter 1828 berichtet.*)

Für Goethe war es eine rechte Freude, das Andenken des alten ehrlichen, mit dichterischem Sinne heiter und kräftig die Welt erfassenden und auf sie wirkenden Meisters, der in unverdiente Vergessenheit gefallen war, in anschaulicher Schilderung wieder zu Ehren zu bringen. Eine vor vielen Jahren versuchte Ehrenrettung von Hans Sachs war ebensowenig wie die ge-

---

*) Die Verhandlung darüber mit dem Theaterintendanten Graf Brühl findet sich in Riemers Briefen von und an Goethe S. 155—166.

nannte Schrift von Ranisch, wie gut gemeint auch beide waren, im Stande gewesen, den alten Meistersänger weitern Kreisen zu empfehlen. Dabei zog es Goethe besonders an, hier die beiden Haupterfordernisse des Dichters, einen aus dem Leben und der eigenen dieses erfassenden Brust geschöpften Gehalt und die demselben entsprechende Form, hinzudeuten und insonders die Wunderkraft der Liebe hervorzuheben, die er eben in der innigen Beziehung zu Frau von Stein empfand. Dabei hat er den Ton des Meisters Sachs, wie Jakob Grimm rühmt, mit unvergleichlicher Frische nachgebildet, da eben die aufnehmende Kraft mit der schaffenden in völligem Gleichgewicht steht, offene Empfänglichkeit für die Eigenheiten seines Vorgängers mit der ihm selbst eigenen Lebendigkeit der Darstellung sich vermählt. Um aber der Weihe von Hans Sachs zum Meistersänger, dem Inhalte der Dichtung, größere Eindringlichkeit zu verleihen, hielt er sich ganz an den treuherzigen Ton des alten Meisters mit seinen altväterischen Wendungen und Sprachformen, den er freilich im Sinne der Zeit auffrischen mußte. Wieland bezeichnet als Fehler, die Hans Sachs aus seiner Zeit ankleben, die alte rohe (aber warme und kräftige) Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige dürersche Manier; den letzten Ausdruck nahm er wohl aus Goethes mündlicher Unterhaltung. Um jenen holzschnittartigen Charakter dem Gedichte selbst zu verleihen, griff der Dichter zu der Einkleidung, es als Erklärung eines alten Holzschnittes darzustellen. Häufig erschienen in älterer Zeit, so von Hans Sachs selbst, einzelne Holzschnitte mit ihren Inhalt bezeichnenden untergesetzten Versen.*) Goethe dreht die Sache um, er gibt die Verse als

*) Eines ähnlichen Holzschnittes der Schlacht von Gravelingen, der aber

seine Erklärung eines Holzschnittes aus, den man sich danach machen könnte, und erhielt durch diese Erfindung die allerzweckmäßigste Einkleidung.*) Einer gleich glücklich erfundenen Einkleidung begegnen wir in dem folgenden Gedichte und so häufig bei Goethe.

Wir sehen den Meistersänger in feierlicher, ahnungsvoller Stimmung. Es ist die frühe Morgenstunde eines Sonntags zur Frühlingszeit, wo das Herz recht von höherm Sinn erfüllt ist, da die Geschäfte des bewegten Wochenlebens ruhen, Geist und Körper sich des Sonntagsstaates bei dem milden, heitern Wetter ganz besonders freuen. Er steht aufrecht in seiner Schusterwerkstätte; den Schuster hat er heute abgelegt. Auch er ruht, wie alle, am Sonntag, aber die Frühlingssonne belebt seinen dichterischen Geist, der ihn nicht ruhen läßt.**) Welche Eigenschaften ihn zum edlen Meistersänger machen, deuten 15—20, man könnte fast sagen überschriftsmäßig, an***), wogegen 21 f. gleichsam die Unterschrift des Bildes, die Weihe des Dichters durch die Muse, enthalten. Hier ist jedes Wort treffend und

---

mit einem prosaischen Bericht, einer „Historie", verbunden zu denken ist, erwähnt Goethe im Egmont. Vgl. unsere Erläuterungen zu I, 3.

*) Das vor dem zweiten Bande der Auswahl aus Hans Sachs stehende, nach Goethes Gedicht gemachte Bild ist mißlungen.

**) 6 ist einzig richtig „steckt an dem Arbeitskasten". Suphan (Hans Sachs in Weimar S. 19) hat dem als Druckfehler gegen den wirklichen Schreibfehler, der in den Druck gekommen, verworfen. Nicht Sonntags steckt er die Ahle in den Arbeitskasten, er hat es schon am Feierabend gethan, an welchem er die Wochenarbeit schloß.

***) 15—18 bezeichnen den Blick und innern Drang, alles klar und rein zu schauen und treu, wie er es geschaut, darzustellen, 19 f. den dichterischen Ausdruck.

ganz im Tone seiner so schlichten und gemüthlichen Rede. Zu ihm tritt in die sonntägliche Werkstätte die thätige Ehrbarkeit, der echte Bürgersinn, der sich im Leben durch tüchtiges Wirken bewährt.*) Der Dichter stellt sie im Gegensatz zur später kommenden Muse, als eine kräftige, blühende junge Frau dar, die gleich einer ehrbaren Bürgersfrau edel vor sich hingeht**), was näher durch den Gegensatz der koketten Weiber 23—28 bezeichnet wird.***) Ihr Maßstab deutet auf Maßhaltung, der goldene Gürtel auf Zucht und Anstand, der Kranz von Kornähren auf Nutzbarkeit hin. Der würdige Menschensinn wird nicht bloß als thätige Ehrbarkeit, sondern auch als Großmuth und Rechtfertigkeit bezeichnet. Sie ist großmüthig, insofern sie das allgemeine Beste bedenkt, rechtfertig, da sie ihre Pflicht gegen jeden übt. Fast sollte man meinen, es habe dem Dichter hier eine wirkliche Holzschnittfigur mit diesen Bezeichnungen vorgeschwebt. Ueber die mit gutem Gruße eintretende Erscheinung wird der Meister durchaus nicht betroffen, da sie ihm wie eine Bekannte erscheint; ist es ja jene Tugend, die er immer gepflegt. Diesmal weiht sie ihn förmlich

---

*) Hätte Viehoff bemerkt, daß im ersten Druck sowohl Weltlich Tugend als Thätig Ehrbarkeit steht, so würde er wohl seine wunderliche Vermuthung Thätig- (d. i. Thätigkeit), Ehrbarkeit unterlassen haben. Der Abfall der Endung e ist bei Hans Sachs ungemein häufig, war aber auch noch zu Goethes Zeit nicht ungebräuchlich.

**) Das ursprünglich 26 stehende „Grad, edel" gibt ein anschaulicheres Bild als das dafür gesetzte „Gar edel".

***) 28. Scharlenzen, wie Schlenzen und Scherwenzen im Götz. Hans Sachs hat so schalatzen. — Für die Aufführung auf dem berliner Theater schlug Goethe vor, 27 zu sagen: „Ohne mit langen Schleppen und Schwänzen."

zum Meistersänger ein. Wie hoch steht diese einfach große Darstellung über des alten Pyra Tempel der wahren Dichtung, wodurch er seinem Freunde Lange Unsterblichkeit verleihen wollte, deren wir zur Zueignung vor den Gedichten gedenken mußten! Vgl. Heft 64 S. 11. Er soll immer das Rechte thun, ruhig seinen Weg wandeln, über Mißgeschick sich durch gute Laune (schwankweise. vgl. 109) hinwegsetzen, immer Ehre und Recht im Auge halten, offen, ohne Hinterhalt sein, nie unterlassen, das Gute und Böse als solches zu bezeichnen, stets rein und klar mit Dürers lebendiger Treue die Welt darstellen.*) Das feste Auffassen des Wesens der Menschenwelt wird hier als eine Gabe des Genius der Natur dargestellt, an dessen Hand durch die Lande hingehend er sich überall umschaue.**) Die Ehrbarkeit öffnet nun, nachdem sie Hans Sachs

---

*) Auch hier hat Goethe im Wortausdruck Hans Sachsische Sprache in einzelnem sinnig nachgebildet, insoweit sie den Geist der alten treuherzigen Zeit ausprägt; wir weisen bloß hin auf schlicht und schlecht, Frommkeit, was hier nicht, wie Suphan sagt, Tüchtigkeit in seinem Beruf und Stande im allgemeinen bezeichnen soll, sondern das Vermeiden jedes Unrechts. In 50—56 ist des alten Dichters freischöpferische Eigenthümlichkeit treffend nachgebildet.

**) Ursprünglich stand der Naturgenius, was wohl den Vorzug vor dem umschreibenden der Natur Genius verdient. Unter der Natur wird hier das Menschenleben verstanden, wie es offenbar auch unten 74 der Fall, wo es heißt, er habe sich wonniglich an der Natur erfreut. Dem Reim zu Liebe wird 87 vor der Hand verschoben, das erst nach soll dich stehn müßte. Hans Sachs hatte auf der Wanderschaft manches gesehen; hier aber ist nicht allein daran, sondern besonders an alles zu denken, was er von der Gegenwart und der Vergangenheit erfuhr, das ihm so reichen Stoff zu seinen Dichtungen lieferte. — 63. Tollern, als Reimwort gebildet nach kollern. — 64. Das Bild vom Ameishaufen ist Goethe geläufig. — 65. Mag dir aber. Es mag dir. — 68. Witzung, Lehre.

zur Beschreibung des mit guter Laune bezeichneten wunderlichen Durcheinanders und tollen Treibens des Lebens zum Nutzen der Welt aufgefordert hat, ein Fenster, aus dem sie ihn dann einen Blick in das Treiben der Menschen thun läßt.

Im entschiedenen Gegensatz zu dieser blühenden jungen Frau wird die Historia, Mythologia, Fabula, der von fernster Urzeit her überlieferte Stoff, als ein mühsam heranschlotterndes*) altes Mütterchen geschildert. Die Bezeichnung ihrer Häßlichkeit 79**), der gegenüber ihre Ehrwürdigkeit hervorgehoben wurde, hat der Dichter wegen der seltsamen Ausdrücke, die er hier zur Anwendung gebracht, später gestrichen. Die Alte keucht und wankt unter der gewaltigen Holztafel mühsam einher, auf welcher die biblische Erzählung in mancherlei Geschichten dargestellt ist. Dabei wird auf mehrere Gedichte von Hans Sachs hingedeutet. In der Comedi Die ungleichen Kinder Eve, wie sie Gott der Herr anreget tritt Gott Vater, der sich vorher hat ansagen lassen, bei Adam ein, und läßt die Kinder, von denen sechs gerathen, sechs ungerathen sind, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser nach Luthers kleinem Katechismus aufsagen. Das Stück soll die Folgen einer guten und schlechten Erziehung schildern.***) In der Ge-

---

*) 74. Natur vom Treiben der Menschen, wie 57. — Gleiten von dem schlotternden Gange zu brauchen nöthigte der Reim.

**) Rumpfet, runzlig (vgl. rümpfen, runzeln) und schrumpfet, schrumpelig, bucklet (auch bei Hans Sachs, der solche Bildungen auf et liebt) und krumb (ältere Form). Den Schreibfehler strumpfet hatte der erste Druck.

***) Da Graf Brühl 81 f. für anstößig auf der Bühne gehalten, hatte er dafür zwei andere Verse gesetzt; Goethe selbst schlug dafür die Fassung vor: „Da seht ihr allerlei Thiergestalten Auf Gottes frischer Erde walten."

schichte von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Austreibung Adams aus dem Paradies stellt Hans Sachs das Wehe dar, welches der Ungehorsam gegen Gott über den Menschen bringt. Die Erzählung vom Untergange der beiden Städte schließt er mit den Worten:

> Bald gar verruchet wird ein Laut,
> Da ungestraft bleibt Sünd' und Schand:
> So straft denn Gott in seinem Zoren,
> Doch werden die nit sein verloren;
> Er kann sie retten aus Gefer
> Durch Gnad': spricht Hans Sachs Schuhmacher.

Der Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen bezeichnet an zwölf Frauen des alten Testaments Mütterlichkeit (Eva), Glaubenssegen (Sara), Gehorsam (Rebekka), Holdseligkeit (Rahel), Geduld (Lea), Redlichkeit (Jael), Gütigkeit (Ruth), Treue (Michal), Verständigkeit (Abigail), Mäßigkeit (Judith), Sanftmüthigkeit (Esther) und Keuschheit (Susanna), wogegen der Schandenport der zwölf Tyrannen das „wüthige Leben" und den „erschrecklichen Untergang" von ebenso viel alttestamentlichen Königen erzählt, von Pharao an bis zu Antiochus, „allen Christen zum Trost, so unter dem schweren Joche des blutdürstigen Türken und anderer Tyrannen verstricket sind". In dem Schwank Sanct Peter mit der Geiß übergibt Christus dem Apostel, der viel besser Ordnung auf Erden halten zu können glaubt, einen Tag sein „ganz Regiment"; dieser aber wird durch die Mühe, die ihm die Sorge um die Geiß einer armen Tagelöhnerin macht, bis auf den späten Abend so in Arbeit gehalten, daß er den Herrn bittet, ihm seine Thorheit zu vergeben.

Ich will fort der Regierung bein,
Weil ich leb', nit mehr reden ein.
Der Herr sprach: Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller Ru,
Und vertraw mir in meine Hent
Das allmechtige Regiment.

Die weltliche Geschichte, mit allerlei Beispielen von Tugend und Laster, stand gemalt auf ihrem weiten Kleide, ihrem Schlepp (vgl. Lieder 13, 16), und selbst noch auf dem Saume. Goethes Hans Sachs ergeht sich mit voller Lust in der Darstellung aus der heiligen und der weltlichen Geschichte zum Nutz und Frommen der Welt. Um den Uebergang zu den bei ihm so reich vertretenen Schwänken zu machen, läßt Goethe seinen Blick durch einen hinter dessen Rücken sein tolles Spiel treibenden Narren von seinen Geschichten abziehen. Dieser Narr, als Vater aller seiner Schwänke, schleppt die Narren der verschiedensten Gestalt an einer Leine*) und hält sie, wie eine Schaar Affen, mit seinem Farrenschwanz in Ordnung; er spottet über ihre lächerliche Figur (Formen)**) und treibt allerlei Scherz mit ihnen, wobei er auf zwei bekannte Schwänke von Hans Sachs hindeutet. In dem aus Poggio genommenen Schwank das Narrenbad heilt ein mailänder Arzt alle Narren dadurch, daß er sie in eine übelriechende Lache seines Hofes, nach der Stärke der Krankheit mehr oder weniger tief, eintaucht. Das Fastnachtsspiel das Narrenschneiden stellt einen Arzt dar, welcher dem Kranken den Bauch aufschlitzt, vermittelst einer Zange nach und nach

*) Sprichwörtlich ist die Redensart „am Narrenseil herumführen".

**) Zu Fürm vgl. oben S. 9. Goethe braucht einmal in einem Briefe an Frau von Stein der Unfurm zur Bezeichnung desjenigen, der sich nicht fügen will.

eine Reihe von Narren, zuletzt ein ganzes verwachsenes Narrennest herauszieht, worauf der Dichter mit einem Rathe schließt, wie man sich die Narren vom Halse halten solle. Goethe bezeichnet die Narrheiten hier als Würme, wie man tolle Eigenheiten nennt. So braucht einer der Studenten in Auerbachs Keller im Faust den Ausdruck einem die Würmer aus der Nase ziehen und in den zahmen Xenien hat Goethe die Verse von Balde benutzt: „Ein jeder ist seines Wurmbs vergwißt, Copernicus des seinen.“ Der Narrheiten, die Hans Sachs hier sieht, sind so viele, daß es ihm vor dieser Unmasse des tollsten Treibens zu schwindeln beginnt*), als ihm die dritte Frau erscheint, die ihn von dieser Noth befreiende, ihn zum Meistersänger weihende Muse. Die Muse als überirdische, göttliche Erscheinung kommt durch das obere Fenster des hohen Gemaches, im glücklichen Gegensatz zu dem untern Fenster, das die Ehrbarkeit geöffnet hatte. In Künstlers Erdewallen (1774) läßt Goethe die Muse ungesehen zu dem Künstler treten. Sie wird hier bloß als heilig bezeichnet und mit der das Ideal weiblicher Schönheit bildenden Madonna verglichen, die eben so hehr als mild und liebevoll erscheint. Man vergleiche dazu die Erscheinung der Dichtkunst in der Zueignung Str. 4, 5 ff. 10, 1 ff. Klarheit und kräftig wirkende Wahrheit ist es, mit der sie ihn erfüllt, noch ehe sie die Worte der Liebe ausspricht, doch damit seine Seele immer frisch bleibe, beglückt sie ihn mit dem Balsam der Liebe. Hans Sachs war zuerst mit Kunigunde Kreuzberger vermählt; im fünfundzwanzigsten Jahre

*) „So viel Schwall verbinden“, die ganze Masse in sich aufnehmen. Verbinden steht prägnant für „verbunden aufnehmen“, so daß ihm keine entgeht.

seiner Ehe (1544) feierte er diese Liebe in dem von Wieland beigegebenen Gedicht Der Liebe Zank, welches schließt:

> Also ward unser Lieb und Trew
> Wiederumb gantz beschlossen new,
> Mit einem Umbefangk und Kuß,
> Der mich noch allzeit freuen muß.
> Daß unser Lieb grün, blü und wachs
> In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Als er nach mehr als vierzigjähriger Ehe, in seinem sechsundsechzigsten Jahre, sie verlor, betrauerte er sie nach Gebühr in seinem wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunde Sachs, aber schon vier Monate später vermählte er sich zum zweitenmale. Dieser Umstand, den auch Wieland hervorhebt, mag die nächste Veranlassung zu dem Schlusse gegeben haben, aber Goethe freute sich eine solche Veranlassung gefunden zu haben, die Wunderkraft der Liebe für den Dichter auszusprechen, die dessen „innerm Wesen Nahrung und Balsam" sei; war es ja Frau von Stein, die von jetzt an seine Muse sein sollte, indem sie sein volles Vertrauen mit liebevoller Seele aufnahm, ihm Muth und Kraft gab, sich in Weimar der Verwaltung des kleinen Landes zu widmen. Die Muse ist es, welche diese Liebe gleichsam einsegnet. Sie öffnet heimlich die Hinterthür und zeigt ihm das Mädchen, das im Garten auf ihn wartet; es windet eben einen Kranz von Rosen, ganz in Liebesgedanken an ihn erfüllt, die ihm zuweilen einen Seufzer entlocken. Die Muse selbst spricht dem Mädchen, dem sie die Liebe zum alten Dichter eingeflößt hat, aus der Ferne zu, was eine magische Wirkung auf sie üben muß: in einem blühe ihr Glück, dem sie des Lebens Mißgeschick lindern, ihn durch ihren Kuß wiedergebären, ihn von aller Ermüdung befreien, ihm neues Leben,

neue Kraft schaffen soll. 173—177 bezeichnen, daß das jetzt schwermüthige Mädchen, dem die Liebessehnsucht die Heiterkeit der Jugend geraubt hat, in seinen Armen sich ganz wiederfinden und ihn durch sein Necken und seine Schelmereien erfreuen wird, wobei sie freilich launig hervorhebt, daß sie ihm auch wohl einmal mit ihren Scherzen lästig fallen könne. Diese Scherze aber sind die Würze der Liebe, die dadurch immer jung bleibt und den Dichter, welcher stets lebendigen Feuers bedarf, nie erkalten läßt. So freut dieser sich denn des Glückes der Liebe, während (weil) schon der nie verwelkende Kranz (es ist ein deutscher Eichen-, kein Lorbeerkranz), den die Nachwelt ihm reichen wird, über seinem Haupte schwebt*) und seine Gegner als Kläffer bloßstellt, sie zu Fröschen macht, wie Diana die sie schmähenden lycischen Bauern verdammte, im Teiche als Frösche zu leben (Ovid. Met. VI, 368—381). Vor Froschgefühle ist einen gedacht.**)

---

*) Schwebt, erscheint. Herder, der Komma nach schwebt einfügte, scheint bei rascher Durchsicht den Vers mißverstanden zu haben. Das Subjekt kann unmöglich er sein und in den Wolken schweben bedeuten selig sein. — Im Tasso (I, 4) wird der Eichenkranz als Bürgerkrone nach römischer Sitte dem Lorbeerkranze des Dichters entgegengestellt. Im Neuesten aus Plundersweilern (1781) erscheint über dem Haupte des Merkur (Wieland) Oberon, der einen Lorbeerkranz für den Dichter des herrlichen ihn feiernden Gedichtes herniederbringt.

**) Da man bei der Vorstellung auf dem berliner Theater die beiden letzten Verse weggelassen hatte, schlug Goethe vor, damit das Gedicht nicht gar zu unerwartet abschnappe, an deren Stelle zu setzen:

Wenn das Talent verständig waltet,
Wirksame Tugend nie veraltet.
Wer Menschen gründlich konnt' erfreun,
Der darf sich vor der Zeit nicht scheun.

So hat der Dichter nicht allein den weiten Kreis der hans-sachsischen Dichtung und seine Weise lebendig vorgeführt und sein Dichtergenie in edelster Weise gefeiert, sondern zugleich auf die beiden Haupterfordernisse der Dichtung hingewiesen und die Bedeutung der Liebe mit glücklicher Benutzung der Ueberlieferung ins Licht gesetzt. Die Weihe des schlichten Meistersängers verscheuchte allen hergebrachten Pomp; kaum ist die Muse noch geblieben. Im Februar 1785 schrieb Goethe von unserm und dem folgenden Gedichte: „sollte man ihn bei der Pyramide des Cestius zu Ruhe bringen, so könnten beide als seine Personalien und Parentation gelten, wie man sie den Ausgaben verstorbener Dichter beizugeben gepflegt.

65. **Auf Miedings Tod.**

Drei Tage vor dem Geburtstage der Herzogin Luise, der durch ein Komödienballet auf der zu diesem Zwecke erweiterten Hofbühne gefeiert werden sollte, starb am 27. Januar 1782, der schon länger leidende Johann Martin Mieding aus Ilmenau, der als Hofebenist (Hoftischlermeister) im Nebendienst bei der Bühne als Theatermeister beschäftigt war, welche Stelle er gegen geringe Vergütung, aber mit leidenschaftlichem Eifer versah. Die Vorbereitungen zur neuen Einrichtung der Bühne waren wohl schon weit vorgerückt, wurden aber doch durch den

---

Und möchtet ihr ihm Beifall geben,
So gebt ihn uns, die wir ihn frisch beleben.

Daß die Schauspieler zuletzt Beifall für sich erbitten, ist von der alten römischen Komödie auf die moderne übergegangen. Goethe selbst hat es in seiner Abkündigung des zweiten Theils des Faust am Anfang des Jahrhunderts benutzt.

Todesfall gestört. Vielleicht hatte man bereits mit der Möglichkeit gerechnet, auf Miedings Mitwirken verzichten zu müssen, und war auf Ersatz bedacht. Die Vorstellung lief auch wirklich ohne Störung glücklich ab. Die Art, wie Goethe die Todesnachricht empfing, ist sehr geschickt vom Dichter seinem Zwecke gemäß erfunden, nur die Angabe der Wochentage im Gedicht ist richtig, aber Goethe war nicht am Sonntagabend vor der Aufführung im Theatersaale. Dies beweist sein Tagebuch, das vom Sonntag dem 27. Januar berichtet: „Abends ging ich ums Webicht und dann zu Herdern, wo ich zu Tisch blieb.“ Also muß er die Todesnachricht auf andere Weise empfangen haben. Irrig ist es auch, wenn v. Loeper schreibt: „Das ärmliche Leichenbegängniß des in seinem Kreise verdienstvollen Mannes, welches jedoch die Anwesenheit der Corona Schröter geziert hatte (?!), gab dem Dichter die Anregung, Künstlers Erdenwallen und Apotheose auf diesen Fall zu wiederholen (?).“ Die Theilnahme der Schröter ist offenbar Erfindung des Dichters. Das einfache Begräbniß, das Mieding in jenen überbeschäftigten Theatertagen zu Theil ward, scheint Goethe bewogen zu haben, den verdienten Mann, der in seinem Dienste verkümmert gestorben, durch eine dichterische Feier zu verherrlichen. Schon am 8. Februar konnte der Herzog an Knebel schreiben: „Goethe hat angefangen, Miedings Andenken einen Kranz à sa façon zu weihen; es sind treffliche Sachen in diesem angefangenen Werke.“ Aber die Dichtung blieb zunächst liegen, weil es den Dichter anzog, den Schluß weiter auszuführen. Erst beim Antritt seiner zur Rekrutenaushebung im Fürstenthum Jena am 14. März begonnenen Reise beschloß er, sie zu Ende zu führen, was ihm am 16. zu Dornburg gelang. Sofort schrieb

er an Frau von Stein: „Mein Gedicht hat der Herzog (der Goethe in Dornburg besuchte) sehr gut aufgenommen; ich bin auf sein weiteres Schicksal verlangend. Ich habe, der Schröter zu Ehren, 12 Verse drinne, die du, hoff' ich, schön finden und in jedem Sinne damit zufrieden sein sollst." Goethe gab das Gedicht in das 23. Stück des Journals von Tiefurt, wo es mit einem von Tinte gezogenen Trauerrande ohne Ueberschrift mit Auslassung der wohl dem Redakteur Kammerherrn v. Einsiedel und der Herausgeberin, der Herzogin Mutter, für anstößig geltenden Verse 39 bis 46 erschien. 34 lesen die Handschrift und das Tiefurter Journal Rad, was man für einzig richtig erklärt hat, obgleich es das unpassende Bild gibt, daß die Zeit, die auf ihr sich befindende Welt umdrehe; es ist eben nur Schreibfehler für das später von Goethe hergestellte Rath, in dem Sinne Beschluß, Wille, wie es in der Iphigenie I, 3 heißt: „Was auch der Rath der Götter mit dir sei." Ein ähnlicher Druckfehler war 138 Ward statt Wart; dagegen ist 36 jeden richtig, nicht das dafür geschlimmbesserte jedem. Klagen mit dem vierten Falle für beklagen, wie Elegien II, 3, 84. 71 fand sich wann statt wenn, 83 mit statt von, 92 erschreckt statt erschreckt', 97 so gerührt von Kommata eingeschlossen, wie 135 theilnehmend. 118 stand wie statt was, 140 Räuchwerk statt Rauchwerk, 147 Erschient statt Erscheint, 161 Karnavals statt Carnevals, 166 euch statt ihr. Wenn in einer Handschrift 137 sich verzehrt statt verheert fand, wie v. Loeper berichtet, so war das nur Schreibfehler. Auch das von demselben 15 als Lesart des tiefurter Journals angeführte hergezählt kann nur Schreibfehler einzelner Abschriften sein. Vor 198 ist ein Absatz. Eine Abschrift,

die der Sekretär Vogel für den Druck von 1788 gemacht hat, liegt noch vor; Goethe hat diese durchgesehen, darauf auch Herder. Letzterer setzte nach 13 Komma, nach 21 Gedankenstrich, 83 Mit statt Von, das auch Goethe später annahm. Mehrere den Namen beigefügte Anmerkungen wurden nachher gestrichen. Die zweite Ausgabe der Werke (1806) fügte die ausgelassenen Verse hinzu; sie setzte auch 58 Semikolon statt Ausrufungszeichen und 161 Karnevals statt Carnavals. In der Ausgabe letzter Hand trat statt Der Jude Elkan Der thätige Jude ein, wo jedenfalls, da alle Verse rein sind, thät'ge stehn müßte. Wahrscheinlich hatte Goethe das Wort Jude, als damals beleidigend, streichen wollen, durch Versehen aber den hier einzig passenden Namen Elkan gestrichen. Auch schrieb er wart statt ward und verbesserte, wenn auch nicht durchgehend, die Satzzeichnung. Die Quartausgabe, die mit unserm Gedichte die Theaterreden begann, besserte nichts, wenn nicht dafür Punkt statt Komma 109 gelten soll, wo ein Fragezeichen richtig ist; ja sie hat fälschlich nach 54 Punkt und Absatz. Jedenfalls sollten in ihr 36 jeden stehn, 53 vor die und nach fein Komma, 75 Da statt Das, nach 110 Punkt, 147 Erschient statt Erscheint, das Komma nach Glanz 159 gestrichen werden. Der neue von Daniel Jacoby besorgte Druck in der weimarischen Ausgabe der Werke hat meist das richtige, auch 13 thät'ge, aber leider 147 wieder das grundverkehrte Erscheint eingeführt. Goethe will nicht darstellen, wie die Theatermädchen zu erscheinen pflegen, sondern wie freundlich sie in Weimar aufgenommen waren. Deshalb ist nur Erschient hier an der Stelle. Weniger kann man sich wundern, daß auch Jacoby sich durch v. Loeper hat verleiten lassen, 55 Rath zu verwerfen, weil Rath das anschau=

liche, sinnliche (aber unschickliche) Bild ganz zerstören würde (?), und in einem andern Beitrage des tiefurter Journals eine „chinesische Geschichte“ das Rad des Schicksals angefangen, aber gleich abgebrochen worden war, schon nach dem zweiten Kapitel im zwölften Stück mit den Worten „Die Fortsetzung künftig“. Das Bild des Rades kannte Goethe freilich längst, aber damit wird sein hiesiger Gebrauch des Rades nichts weniger als erwiesen.

Als die einst so anmuthige Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter 1802 starb, schien es Goethe, der sich gerade nicht in der Verfassung fand, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen „angenehm, wunderbar“ ihr bereits in unserm Gedichte ein Andenken gestiftet zu haben, das er charakteristischer zu entwerfen nicht gewußt hätte. Das ganze Gedicht ist Rede des Dichters. Den Anfang (1—32) spricht er, als er am Sonntag Abend, den 27. Januar, in den Theatersaal kommt, wo er zu seiner Freude alle mit den Vorbereitungen zur Einrichtung des Theaters für die Aufführung des am Mittwoch zur Geburtstagsfeier der Herzogin zu gebenden Zauberballets beschäftigt findet. Mit Verwunderung bemerkte er beim Vorübergehen an dem Redoutengebäude auf der Esplanade, wo damals noch das Theater seinen Sitz hatte, daß man drinnen arbeite, geschäftig ein- und ausgehe. Auf den hohlen Brettern, unter der hohlen Bühne, hörte er Hammerschläge, da der Zimmermann neue Gerüste machen mußte. Zur Dekoration des aufzuführenden Zauberballets gehörte ein großer Berg, der sich öffnen und ein reiches Inneres zeigen muß; auch sollten verdeckte Treppen von der Bühne ins Parterre führen, auf denen die Kinder sich zu der heute dort sitzenden Herzogin herabbegaben. Darauf

deutet „was die Erfindung*) still und zart ersann.“ Als im Theater beschäftigt werden genannt der herzogliche Kammerdiener und Leibschneider Johann Heinrich Konrad Hauenschild, der gespannt ist, welche fremde Tracht man von ihm verlangen werde, der Hofmaler Johann Ehrenfried Schumann, der heute mit einer großen neuen Dekoration beschäftigt ist, bei welcher er die Farbe, wie er es gern thut, recht dick auftragen kann, der Hofschneider Johann Franz Thiele, der die ihm angegebenen Kleidungen zugeschnitten hat**), und der Hofjude und Lieferant Jakob Elkan, der schon von manchem Stücke Tuch viele Ellen abgeschnitten hat und mit vielen Resten und Stücken Tuch einherläuft.***) Die lebhafte Thätigkeit aller deutet darauf, daß es sich um eine Festvorstellung handelt. Auffallend bleibt die Verwunderung von Goethe über diese Thätigkeit, und daß er nicht ahnt, worum es sich handelt. Goethe mußte doch von der Sache wissen. Diese Unwahrscheinlichkeit gehört wohl zu denjenigen, die Goethe nicht scheute, um einen höhern Zweck, hier wohl eine besondere Wirkung, die er beabsichtigte, nicht aufzu-

*) Die Erfindung (5), des Dichters.

**) Euch (12) nach der gewöhnlichen Umgangssprache.

***) Jude (13) war die Bezeichnung der mit dem Hofe in Verbindung stehenden Juden, die Hofjuden hießen; erst später stieß man sich an den Titel Jude, und da wurde der Jude Elkan zum Bankier. Goethe hatte hier wohl Jude streichen wollen, statt dessen aber, wie es wohl geschieht, von zwei aufeinander folgenden Worten aus Versehen das unrichtige getroffen. Den Schaden zu steigern, trat zum Ersatz thätige ein statt des von reinen Jamben geforderten thät'ge. Jacoby schreibt: „Die Aenderung aus Rücksicht auf das Bankhaus Elkan in Weimar entfernte auch den störenden Hiatus (Jude Elkan) nicht.“ Dieser aber hatte Goethe nicht bestimmt, der wohl nicht absichtlich hier den Namen unterdrückte. Den Hiatus durfte er in solchem Falle nicht scheuen.

geben. Aber unter allen vermißt er den, der sonst das Ganze belebt, den seit lange kränkelnden Hofebenisten und Theatermeister Johann Martin Mieding, den er zunächst nicht mit Namen nennt, sondern von seiner auch während seines körperlichen Leidens mit großer Gewandtheit betriebenen Anordnung der Dekorationen und der Leitung der Maschinerien bezeichnet. 21—26. Wenn er fehlt, so muß ihn ein schweres Leiden zurückhalten*), und da er hört, dieser sei sehr krank, fürchtet er das Schlimmste, ja er spricht die Ueberzeugung von seinem Tode aus.**) Niemand wagt zu widersprechen, und der Gedanke an diesen Verlust erregt in allen tiefsten Schmerz, so daß die Arbeit stockt, was von dem Leim und den Farben ausgeführt wird; erst nach einiger Zeit kehren sie zu ihr zurück, da die Nähe der Aufführung kein Säumen gestattet.***)

An diese dramatisch belebte Ankündigung von Miedings Tod schließen sich die Aufforderung, des verdienten Ehrenmannes jetzt würdig zu gedenken (33—46), und die Bitte an die Muse, dessen Namen zu verewigen (47—53). Mit den Worten Ja, Mieding todt! gewinnt Goethe

*) Nicht vertrieb. Auch bei den größten körperlichen Leiden war er immer an seiner Stelle.

**) Wie er die Anwesenden eben als Freunde bezeichnet hat, so bedient er sich hier (26) der vertraulichen Anrede Kinder.

***) Hohl. Das Haus ist leer, woher der Schall laut vernehmbar ist. Anders stand der Ausdruck 3. — Echo ist hier der Ort, von dem der Schall zurückgeworfen wird. — Daß nur der Mittwoch die Arbeit forttreibt, hat Viehoff zu dem wunderlichen Mißverständnisse verführt, die Arbeit habe wirklich zwei Tage geruht und erst am Tage der Aufführung sei sie wieder aufgenommen worden, während man doch sich offenbar eilen mußte, in den nächsten drei Tagen fertig zu werden.

einen leichten Uebergang zur Parentation, wobei wir nicht mehr an die auf dem Theater Versammelten zu denken haben, vielmehr spricht der Dichter das Folgende, nachdem Mieding schon begraben ist, was in aller Stille in Anwesenheit seiner Freunde geschah, um nicht den Festtag zu trüben. Gerade dieses hat den Dichter veranlaßt, den verdienten Mann, der so ungeehrt begraben worden war, nachträglich ganz außerordentlich zu feiern. Erst nach dem 3. Februar scheint Goethe das Gedicht begonnen zu haben, dessen er, ebensowenig wie des Todes von Mieding, in dem Briefe von diesem Tage an Knebel gedenkt. Auf unser Gedicht bezieht sich die Tagebuchbemerkung vom 4.: „Für mich gearbeitet." Das Gedicht schien ihm zu heilig, als daß er desselben in seinem Tagebuche gedenken sollte. Den 8. aber schreibt der Herzog, Goethe habe angefangen, dem Andenken Miedings einen Kranz à sa façon zu widmen. An diesem Tage waren wohl die ersten 122 Verse oder einige weniger vollendet.*) Der Dichter denkt sich das Ganze als eine Theaterfeier, bei welcher wirklich ein Sarg auf die Bühne gestellt wird; das Einscharren des Gebeins kann ebensowenig eigentlich verstanden werden, als daß sie vor den offenen Sarg treten sollen. Ihre Klage um seinen Verlust soll dankbar des Verdienstes gedenken, das er um sie alle gehabt. Dabei klingt der Ruf durch, daß die Welt undankbar ist, nicht gern sich an Verdienste erinnern läßt, wie schon so viele ohne die Anerkennung ihres Verdienstes begraben worden. Man erinnere sich hierbei der Ansicht Goethes über Dank und Undank im zehnten Buche von Wahrheit und

*) Einen Monat später fällt Schillers Todtenfeier Riegers (Erläuterungen zu Schiller I, 50—53). Goethes so weit fortgeschrittene Dichtung war damals noch ungedruckt.

Dichtung, wonach Nichtdank dem Menschen angeboren ist, wir zum Dank erzogen werden müssen. Sie sollen, fordert der Dichter hier, den Guten beklagen und sich Betrachtungen über das Menschengeschick hingeben. Ganz Weimar, das vor den Augen der Welt eine so besondere Rolle spielt, aber jedes Verdienst ehrt, soll seiner mit Rührung gedenken.*) Die Muse aber fordert er auf, hier ihre Pflicht zu thun, und wie sie so manchen, zuweilen auch Unwürdige, verewigt hat, Miedings Namen nicht untergehn zu lassen. Freilich, fährt er fort, ist die Welt (sowohl Militär- als Civilstand) vor allen mit sich selbst beschäftigt, da jeder sein eigen Glück machen will**) und deshalb in ewiger Unruhe ist, die ihm nicht gestattet sich um den

---

*) Klein, kleinstädtisch, ist Weimar als Stadt. Herder nennt es noch 1785 ein „unselig Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf", Wieland ein „unbedeutendes und langweiliges Nest". Groß bezieht sich auf seine geistige Bedeutung. Klein und groß erklärt die Bezeichnung Betlehem in Juda, wie auch Herder, wohl mit Erinnerung an unser Gedicht, Weimar nennt. Matth. 2, 6 bezieht auf die Geburt des Heilandes die Worte des Propheten: „Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda; denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei." — Wie zwei Extreme nah verschwistert sind. Dem jetzt längst abgekommenen Tollen in Weimar, über welches die übertriebensten Gerüchte in die weite Welt gegangen waren, lag ein edler, frischer, feuriger Sinn zu Grunde; auch fehlte es sonst nicht an tüchtigem Wirken und Streben, ganz besonders bei unserm Dichter und dem Herzog selbst.

**) Jeder glaubt sein Schicksal zu machen, Schmied seines Glückes zu sein, aber wir alle müssen ihm dienen; vergebens suchen wir dem Beschlusse desselben zu widerstehn, wir alle treiben uns in Verwirrung, Geschäftigkeit und Betäubung herum, die uns nicht zu klarem Bewußtsein kommen läßt. — Seltsam bezieht Viehoff das geistige Hineilen nach fremden Zonen auf das Theater, da es doch auf die Zeitungsnachrichten aus dem Auslande geht, an dem man mit Antheil hing, damals besonders an der Entwicklung in Nordamerika.

Nachbar ernstlich zu kümmern, wogegen sie gern mit fremden Ländern sich beschäftigt. Miedings Tod sollte jeden an das ihm selbst drohende traurige Ende erinnern.

Hier beginnt die bis 108 reichende eigentliche Feier Miedings, wozu der Dichter sich den Uebergang bildet durch die Anrede an den Staatsmann, der in dem so unscheinbar wirkenden Hingeschiedenen sein Ebenbild erkennen möge, da dieser ein schweres Geschäft, bei welchem er selbst im Hintergrunde blieb, mit entschiedener selbstbewußter Leichtigkeit zu allgemeiner Ergetzung treu zu Stande brachte, wenn er sich auch einmal wohl zu viel zutraute und dadurch etwas versah (63—78). Der Vergleich mit dem Staatsmanne ist absichtlich nicht weiter ausgeführt, liegt aber in den einzelnen Zügen deutlich genug vor, und selbst der Bock, den er zuweilen schoß, zielt mit auf jenen.*) War ja Goethe sich bewußt, manchen Fehler in seiner amtlichen Thätigkeit gemacht zu haben. Sehr hübsch hebt er auch den Künstlereigensinn des Mannes hervor, der, ohne sich um jemand zu kümmern, ruhig seines Weges ging.**) 79—98

*) 48. Zu stiller Erbauung gereicht uns die Erinnerung an sein Wirken. — 50. Die sanfte Hand, des Dichters. — 52. Nacht, Vergessenheit. Hor. carm. IV, 9, 27. 28. Vgl. Elegien VI, 3, 120 f. — 55. Sich dreht, versatur, herumdreht.

**) Absichtlich wird 65 leicht wiederholt, einmal im eigentlichen, dann im übertragenen Sinne gebraucht. — 70. Säumend, fahrlässig im Vertrauen, daß er Zeit genug habe. — 72. An schwache Fäden, überzeugt, daß sie halten, das Stück glücklich zu Ende kommen werde. — 73 f. Früher gab erst, wenn die herzogliche Familie das Theater betrat, der Hofmarschall mit dem Stabe das Zeichen zum Anfange, später pochte Goethe oder ein von ihm Beauftragter. — 74 f. Die Satzverbindung ist etwas lose. 74 ist Fortsetzung von 73, daß 75 hängt von Wie ist ab. — 77 f. Bock und kein graues Haar sind launig der Umgangssprache entnommen.

folgt die Schilderung seiner so geschickten wie unermüdlich treuen Thätigkeit. Wie er die Drahtfäden zum Ziehen machte, die Dekorationen aufschlug, die Rolle befestigte, in welcher der ab- und aufschwebende Wagen hing, wie er in seiner Werkstätte immer thätig war, seines Erfolges sicher (lächelnd), tritt zunächst hervor. Sehr kühn wird ihm die Erschaffung des Helden und Schäfers zugeschrieben*), insofern er die für ihr Auftreten nöthigen Dekorationen herstellte, darauf die Nachahmung aller Schönheiten der Natur, unter welchen auch der Donner erscheint, hervorgehoben und im Gegensatze dazu launig auch das Erscheinen eines Ungeheuers. Er war es auch, der alle die verschiedenen Handwerke, welche die äußere Bühnendarstellung verlangt, so geschickt zu vereinigen wußte**), daß sie die volle Wirkung bei der Vorstellung übten. Und so hieß er mit Recht Director der Natur.***) Diesen Namen hatte ihm Goethe beigelegt mit Rücksicht auf die Stelle im zweiten Akt des Triumphs der Empfindsamkeit (1778), wo Merkulo sagt, sie führten eine Reisenatur mit sich und hätten an ihrem Hofe einen besondern Naturmeister, Directeur de la nature, dessen Schüler sie begleite. Hier aber steht Director der Natur in weiterm Sinne. 99—108. Lebhaft drängt sich dem Dichter, dessen nöthigste Stütze Mieding gewesen, die Unersetzlich-

*) 85. Unermüdlich, der unermüdliche Thätigkeit fordert.

**) Die Natur zwingt manche widerstrebende Kraft sich mit andern zu verbinden und schafft so die Körper, indem sie den Widerstreit der Kräfte besiegt; das Verschiedenste weiß sie zu einem Ganzen zu vereinigen.

***) So verdient bezieht sich auf das zwischen nur und ihm tretende den Namen. Die freie Wortstellung entspricht der hier am Schlusse der Strophe herrschenden Laune. Die Muse, die stets wahr ist.

keit des so vieles verständig und kühn leistenden Mannes auf, der ein Factotum war, der auf alles achtend und, wo irgend etwas fehlte, helfend eintreten mußte, da das Uebersehen einer Kleinigkeit das Spiel gefährdet, so daß der Dichter selbst, um dies zu verhüten, den Lampenputzer machen muß, wie Mieding es auch zuweilen zu thun nicht anstand. Hieran schließt sich der andere Witz an, freilich gäbe es Leute, die gern seine Stelle für das liebe Brod übernehmen möchten (105—108). Regt (105), läßt sie auf dessen Stelle hoffen.

Mit 109 springt der Dichter zu der feierlichen Weihe des Sarges als Sinnbild seiner ihn lohnenden Verewigung über. Ihr meint, der Sarg sei für einen so kunstvoll wirkenden Mann zu wenig geschmückt, und ihm gebühre auch ein größeres Trauergefolge. Aber sie sollen nur nicht so eilig urtheilen; der Tod behandelt alle gleich, beraubt alle mit dem Leben auch ihrer Besitzthümer.*) Das Sprichwort: „Der Tod macht alles gleich, er frißt Arm und Reich", führt Goethe so aus, daß er durch den Gegensatz des Faulen und Thätigen zu der Bemerkung geleitet wird, Mieding sei bei aller Thätigkeit arm verschieden; immer lebte er in Hoffnung, erwarb immer weniger, da er zuletzt kränklich war, und so lebte und starb er, indem er sich vertröstete. Seine Beschäftigung bei Hofe und zunächst beim Theater reichte natürlich nicht zu seinem Unterhalte hin; freilich war er auch

*) Nach dem Zusammenhange müßte Glück (115) hier den Tod bezeichnen. Da dieses aber durch keine zulässige Deutung glaublich gemacht werden kann (man hat gemeint, es bezeichne hier das letzte Glück, wie Goethe im Epilog zu Essex von 1813 sagt), so muß es ein Schreibversehen statt Tod sein, das von der ältesten Handschrift trotz der Durchsichten von Goethe und Herder sich erhalten hat. Das Versehen ist freilich stark.

sonst beschäftigt, aber da er nicht auf seinen Vortheil sah, sondern nur auf recht künstliche Arbeit, erwarb er wenig. Daß man den verdienten Theatermeister der Hofbühne verkümmern ließ, gesteht Goethe ein, freilich nicht zum Lobe des Hofes, der eben auf diese zu wenig verwandte.

Doch trotz seiner Armuth soll es ihm an der verdienten Ehre im Tode nicht fehlen. Grabgeläute wird ihm erschallen und, ehe noch die Erde auf seinen Sarg rollt und der Grabgesang verhallt, sein Lob gefeiert werden: — wovon anders als von den theatralischen Musen? die er sich hier als eine gleich den Schauspielern in der Welt umherziehende Mädchentruppe denkt. In der launigen Anrede spielt er auf die bacchischen Festzüge mit dem Silen und dem Esel und auf die Aeußerung des Horaz an (A. P. 275—277), Thespis, der Erfinder der Tragödie, habe auf einem Wagen seine Stücke gefahren, sowie auf die von Dorf zu Dorf ziehenden Komödianten, die denn auch wohl einmal in vornehmen Kreisen spielen, was er schon damals in seinem Wilhelm Meister darzustellen gedachte. Um die Mädchen willig zu machen, dem in ihrem Dienste hingeschiedenen Naturdirektor seine Liebe im Tode zu lohnen, führt er an, was man zu Weimar nach dem Brande des Hoftheaters (im Mai 1774) für sie gethan: dafür sollen sie sich eben jetzt dankbar bezeigen (137—168). Schon als Goethe nach Weimar kam, fand er hier ein vom Hofe unterstütztes Liebhabertheater, auf dem er selbst auftrat, wie er später die Seele der Vorstellungen am Hofe war, für die er eine Reihe von Stücken schrieb. In beschränkten Räumen, wie auf der Bühne des 1779 neugebauten Redoutensaals, im Walde des hochgelegenen ettersburger Schlosses, im Park des seit 1775 vom Prinzen Konstantin bewohnten tiefurter Schlosses

(vgl. Antiker Form sich nähernd 19), in leichtgebauten Zelten, wie am Hofe selbst, auch in der freien Natur während der Nacht (die Aufführung der Fischerin an der Ilm ist hier nicht gemeint, da diese erst im nächsten Juni erfolgte), erschien bald die Komödie, bald die Tragödie, worauf der leichte Reitrock und das Galakleid deuten. Auch die Abarten der Komödie fehlten nicht (149—152), von denen hier das vor kurzem vom Prinzen von Meiningen eingeführte chinesische Schattenspiel und die derbe Posse erwähnt werden. Manches französische und englische Stück wurde in einer Uebersetzung gebracht. Selbst Gesang und Tanz fehlten nicht; die Redoutenaufzüge zur Karnevalszeit wurden dramatisch belebt, sogar das polizeilich verbotene Sternsingen (vgl. gesellige Lieder 19) wurde an den Hof gebracht (183 f.). Als edelstes Erzeugniß wird letzterm Iphigenie entgegengestellt.

Die Hoffnung hat ihn nicht betrogen: aus der Ferne sieht er das Ideal der edelsten Kunst, Corona Schröter, die Darstellerin Iphigeniens, kommen, die dem Hingeschiedenen den Dank für seine leidenschaftliche Pflege der Kunst sagt und die Worte der Weihe über ihn ausspricht. Wir gedachten schon der Aeußerung Goethes an Frau von Stein: er habe in seinem Mieding der Schröter zu Ehren zwölf Verse gedichtet, die sie, wie er hoffe, schön finden und in allem Sinne damit zufrieden sein solle. Zunächst deutet er auf das gute Herz Coronens hin („die Gute fehlet nie", wo es etwas Edles gilt); die Musen selbst haben sie heute als ihre Vertreterin gesandt. Wann sie auch erscheinen mag, immer gefällt sie, da sie wie eine anmuthige Blume fortwächst, die in jedem Augenblick ihrer Entwicklung erfreut, aber vollendet als Ideal erscheint. Die Musen haben

alle Vorzüge der Natur auf sie gehäuft und dadurch in ihr eine Künstlerin geschaffen; selbst ihr Name Corona ziert sie, da er nur das ausspricht, was sie wirklich ist, die Krone der Schöpfung.

Jetzt tritt sie zum Sarge: wie gefällig steht sie da! Es ist, als ob sie diese Stellung mit Absicht gewählt habe, und doch ist sie dabei der Natur gefolgt; sie vereinigt alle Schönheit in sich, so daß sie uns wie ein Ideal der begeistertsten Künstlerphantasie erscheint. Vortrefflich ist weiter geschildert, wie sie den umflorten reichen Kranz der schönsten Blumen*), die Mädchenhand (in der heimischen Blumenfabrik von Bertuch) künstlich gebildet, vorn mit einer Lorbeerspitze versehen, erhebt und während die herbeigeströmte Menge staunend schweigt, mit Augen, aus welchen ihre ergriffene Seele glänzt, auf den nun herabgelassenen Sarg ins offene Grab wirft. Liebevoll spricht sie den Dank aus für alles, was Mieding mit Aufopferung für die Kunst gethan. Gelinge auch dem Guten so wenig, wie dem Bösen die volle Erreichung des Zieles, er habe in der mit unablässiger Leidenschaft verfolgten Liebe zur Kunst bis zum letzten Hauche sein Glück gefunden. Jeder, der von gleicher Liebe zur Kunst beseelt sei, möge voll Ehrfurcht an diese Stelle wandern. Und so schließt sie denn mit dem schön gewendeten letzten Lebewohl der Alten: „Leicht sei dir die Erde!“ (Sit tibi terra levis!).

Diese ganz eigenartige Todtenfeier ist eine der herrlichsten Offenbarungen von Goethes Geist und Herzen; die höhere Anschauung des Menschenlebens liegt wie ein goldener Abendschein über dieser edlen Weihe des so unscheinbaren Mannes, die durch

*) 185. Anständig, wie es bei dieser feierlichen Weihe geziemt. — Führt, als Gesandte der Musen. — 189. Vielfältiger, vielartiger. vgl. Vier Jahreszeiten 23 f.

eine innig gefühlte Darstellung, den reinsten Fluß des immer bereiten treffenden Ausdrucks und natürlich leichte Behandlung des hier zum erstenmal gebrauchten gereimten fünffüßigen Jambus (vgl. oben Gedicht 3) sich auszeichnet. Viehoff meint, die Dichtung scheine sich nicht überall nahe genug an das Thema zu halten, und sieht selbst in 136, dessen nähere Beziehung ihm entgangen sein muß, ein schwaches Band. Als ob nicht Mieding das Factotum der äußern Bühneneinrichtung überall gewesen. Noch in dem 1797 gedichteten Intermezzo zum Faust nennt Goethe die Maschinisten Miedings wackre Söhne. Dieser hat durch Einfügung der Geschichte der weimarischen Bühne seit seiner Ankunft und die Verklärung, in welcher er Corona Schröter darstellt, die Trauerfeier des einfachen Theatermeisters zu höherer Bedeutung erhoben und durch glückliche Anwendung des launigen Tons frisch belebt, so daß wir lebendigen Antheil an unserer zu einem reich entwickelten Bilde gestalteten Dichtung nehmen. Anstoß kann nur die Stelle 115—126 erregen.

66. Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi.

Im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung (1811) heißt es, als Knabe habe er geistliche Oden zur Nachahmung des jüngsten Gerichts von Elias Schlegel sehr eifrig versucht; eine zur Feier der Höllenfahrt Christi habe bei seinen Eltern und Freunden viel Beifall gefunden, auch ihm selbst noch einige Jahre gefallen. Schon v. Loeper hat bemerkt, daß, da der Dramatiker und Anakreontiker Elias Schlegel kein einziges geistliches Gedicht gemacht, wohl eine Verwechslung mit dessen Bruder Adolph Schlegel vorliege; freilich finde sich unter dessen Gedichten keines auf das jüngste Gericht, aber doch ähnliche, wie

eines über die Strafgerechtigkeit Gottes, welches neun Strophen in jambischem Versmaße und hier und da auch im Stile des goetheschen Gedichts umfasse. Allein finden wir auch dort zehnversige Strophen in denselben Versen, wie hier, so ist doch die Reimform nicht so kunstvoll, wie in unserer Höllenfahrt, wo ein Reimpaar zwischen zwei Systeme aus vier Versen tritt, von denen in dem ersten die geraden und ungeraden, im zweiten die innern und äußern reimen. Freilich gehört Elias Schlegel nicht hierher, aber Goethe hat nicht bloß die beiden Brüder mit einander verwechselt, sondern auch die bedeutendsten geistlichen Dichter der Zeit, Adolf Schlegel, der erst 1793 starb, und Johann Andreas Cramer, der durch seines Jugendfreundes Klopstock Einfluß nach Kopenhagen berufen worden war. Cramer hat wirklich in seinen geistlichen Liedern auch die von Goethe gebrauchte Reimform angewandt, und zwar gerade in einer schon in den Bremer Beiträgen unter der Ueberschrift Der Erlöser mitgetheilten Ode*), welche den Opfertod des Heilandes darstellt.**) Sie beginnt mit dem Augenblick, wo Christus sich als „Heiland der Sünde darbietet, schildert dessen Leben bis zur Himmelfahrt, gedenkt kurz der Siege des Christenthums, dem auch die Weltherrscher sich unterworfen haben, und droht den Frevlern, die Gottes „eingebornen Sohn“ nicht anerkennen, mit „der Rache Tag“, dem jüngsten Gericht.

Schon hör' ich die Posaune schallen
Und Sterne seh' ich schon vergehn;
Sie schallt, sie schallt und ruft schon allen
Aus ihren Gräbern aufzustehn.

*) In den „Sämmtlichen Gedichten“ (1782. 1783) eröffnet sie das sechszehnte, die Oden enthaltende Buch.

**) Meine Ansicht hat allgemeine Anerkennung gefunden.

> Dann, dann sind deine Weg' in Wettern,
> Dann ruft ihr Berge zu Errettern;
> „Bedeckt uns!" werdet ihr dann schrein.
> Gott kömmt, Gott kömmt dann, daß er richte,
> Die Himmel werden dann zu nichte,
> Der Erdkreis bebt und stürzet ein.
> In den, in den ihr habt gestochen,
> Wie wird euch dann sein Arm so schwer!
> Ist euer Urtheil ausgesprochen,
> So habt ihr keinen Heiland mehr.

Das Ganze schließt mit dem Wunsche, die Zeit möge bald kommen, wo alle Frommen „schmecken" werden, wie freundlich ihr Erlöser ist.

> Laß Erd' und Himmel bald vergehen
> Und Erd' und Himmel schaffe neu.

Ein anderes Gedicht Cramers in demselben Versmaße „Bald schwingt mein Geist sich aus dem Staube" (Gedichte Nr. 262) schildert wirklich das jüngste Gericht. Beide Gedichte mochten Goethe dunkel vorschweben, als er im Jahre 1811 jene Stelle in Wahrheit und Dichtung schrieb. Das erstere Gedicht gedenkt der Höllenfahrt Christi nicht; der Engel des Heilands führt diesen aus dem Grabe, wobei der Dichter hervorhebt, daß der Satan verzagt „zu seines Abgrunds tiefsten Gründen" entflieht, der Heiland seinen Jüngern erscheint, vor deren Augen er zum Himmel fährt. Cramer als reformirter Geistlicher glaubte nicht an die Höllenfahrt Christi, woran das Lutherthum festhielt. Als Goethe im Jahre 1826 durch Eckermann einen Abdruck des Gedichtes in der Zeitschrift „Die Sichtbaren"*) aus dem An-

*) Sie erschien zu Frankfurt wöchentlich zweimal, Mittwochs und Sonnabends, bei dem dortigen Buchdrucker Johannes Bayerhoffer. Das betreffende

fange des Jahres 1766 erhielt, wo die Ode als „auf Verlangen entworfen von J. W. G." bezeichnet wurde, erinnerte er sich desselben auch noch immer, doch wußte er nicht, wer anders von seinen Freunden einen solchen Gegenstand hätte verlangen können, als Fräulein v. Klettenberg. Indessen ist es sehr die Frage, ob die fromme Klettenberg schon vor Goethes Abgange nach Leipzig diesem so nahe getreten war. Eher könnte die Aufforderung von Goethes Oheim, dem lutherischen Pfarrer J. J. Stark, ausgegangen sein, der eine schöne Bibliothek besaß und Goethe geneigt war. Auffällt, daß die Höllenfahrt hier nicht, nach allgemeiner Ansicht, in die Zeit zwischen Christi Tod und die Auferstehung fällt, ja nicht einmal vor die Himmelfahrt, sondern Christus erst aus dem Himmel als Richter und Held zur Hölle niederfährt, was sich daraus erklären ließe, daß das Gedicht gleichsam an Cramers Ode anschließt und die von diesem übergangene Höllenfahrt selbstständig behandelt. Oder nähme sich schon der junge Dichter hier dieselbe Freiheit, wie später bei allen weltlichen Stoffen, sie nach seinem Bedürfnisse zu verändern? Stark könnte ihm die Aufgabe gestellt haben, diesen von Cramer übergangenen Stoff zu behandeln und, als die Ode dem jungen Dichter so über alle Erwartung gelungen war, zum Druck veranlaßt worden sein, mit Andeutung des Namens des Verfassers durch die Anfangsbuchstaben, die wohl in Frankfurt allgemein verständlich waren. Als Goethe in Leipzig zu seinem Verdrusse erfuhr, daß man nach seinem Abgange von Frankfurt

---

Stück findet sich, wie es scheint, als unicum, in Goethes Archiv. Der alte Diener Goethes, der das Blatt mit nach Weimar gebracht und von dessen Nachkommen es Eckermann erhalten hatte, muß der am 19. November 1820 verstorbene Philipp Seibel sein.

die Ode habe drucken lassen, schrieb er seiner Schwester (im Oktober 1767): „Einer von den klügsten Streichen, den ich gemacht habe, war, so viel als möglich von meinen Dingen, die mich jetzt prostituiren würden, mit aus Frankfurt zu nehmen. Und doch ist nicht alles weg: die Amine (ein Schäferspiel, die früheste Gestalt der Laune des Verliebten) und die Höllenfahrt sind zurückgeblieben und haben mir schon manchen Aerger gemacht. Die eine spielen die guten Leute (Freund Brevillier in Frankfurt hatte sie gespielt, obgleich Goethe eingesehen, daß nichts dran sei und er sie ganz umändern wollte) und machen sich und mich lächerlich, das andere drucken sie in eine vermaledeite Wochenschrift, und noch dazu mit dem „J. W. G." Ich hätte mögen blind darüber werden." Gödekens Zweifel, ob Goethe das Gedicht wirklich geschrieben, wird dadurch gründlich abgeführt; ob auch diese Aeußerung es unwahrscheinlich mache, daß der geistliche Oheim die Höllenfahrt habe drucken lassen, weiß ich nicht. Die Quelle der Höllenfahrt ist die Stelle 1. Petr. 3, 19 f., die man auf diese deutet; in das Glaubensbekenntniß kam sie nicht vor dem vierten Jahrhundert, erhielt sich aber dann unbestritten bis zur Reformation, wo sie durch die Aufstellung Aepins, nur die Seele Christi sei herabgestiegen, habe sich dann wieder mit dem im Grabe ruhenden Körper verbunden, viele Streitigkeiten erregte. Luther erklärte sich dafür, daß Jesus mit Leib und Seele zur Erlösung der Menschen zur Hölle herabgestiegen sei, nur sollte man über das Wie nicht weiter nachforschen. Die reformirte Kirche sieht in der Höllenfahrt nur einen bildlichen Ausdruck. In Klopstocks Messias wird die Höllenfahrt XVI, 572—629 nach dem Gerichte der Auferweckten auf dem Tabor beschrieben, aber das Verschwinden des Heilands nur dadurch

bezeichnet, daß die Teufel den Richter nicht mehr gesehen. Ganz eigenthümlich ist XVII, 95—211 die Entscheidung des Schicksals „der Geister im Gefängniß“ nach der biblischen Stelle dargestellt. Der letzte Theil des Messias, welchem der sechzehnte und siebzehnte Gesang angehören, erschien erst 1773, mehr als sieben Jahre nach unserer Ode.

Goethe faßt die Höllenfahrt als Strafgericht über die bösen Geister, die auch den Sohn Gottes zu verderben gesucht und über seinen Tod triumphirt haben, aber bei seiner Auferstehung verzagt zur Hölle geflohen sind. Dabei liegt ganz die Auffassung Cramers zu Grunde, wonach „der Fürst des Abgrunds“ bei der Geburt des Heilands, „betäubt durch das Lied (der Seraphinen) vom Sohne“, welcher der Hölle ihren Raub entführen werde, seine „Sklaven“ auffordert, ihm den Untergang zu bereiten, ehe er die Welt von ihnen befreie. Bei dem Tode des Heilands heißt es:

Nur du, o Hölle, triumphirest,
Weil du den Herrn gefangen führest,
Und hältst begierig deinen Raub.

Dann aber nach der Auferstehung:

Der Tod ist in den Sieg verschlungen,
Er hat, o Hölle, dich bezwungen.
Wo ist dein Stachel? Wo dein Sieg?
Zu seines Abgrunds tiefsten Schlünden
Entflieht der Satan und verzagt. —
Du thatst, o Satan, große Dinge;
Doch wo ist deine Herrschaft nun?
Du Volk der Christen, jauchz' und singe!
Auch Gott kann große Dinge thun.

Des Menschen Sohn, der wie ein Held (Str. 1, 8. 11, 5) die Macht des Satans besiegt hat (2, 6. 3, 1. 10, 9), kommt

im Triumphe (6, 1), mit der Siegesfahne (12, 8), in seiner fürchterlichen Majestät (8, 3), um sie zu richten (1, 8. 2, 9. 3, 8. 5, 7. 7, 7) und ihr Reich zu zerstören zur Strafe für ihre Verführung der Menschen und ihren Versuch, die Rettung durch sein eigenes Opfer zu vereiteln (2, 7. 8, 8 f. 12, 6. 13, 1—4), wobei auch an den Fluch im Paradiese, den der Menschensohn sich zuschreibt (12, 5), und den uralten Abfall (12, 8—10) erinnert wird. Die Darstellung ist mit allem Glanze anschaulicher Schilderung, den freilich zum Theil die gangbaren Vorstellungen, vielleicht auch Gemälde, boten, reich ausgestattet, die Komposition glücklich. Das Gedicht beginnt ohne jede cramersche Betrachtung oder Anrufung der Christen mit der freilich etwas überspannten Schilderung, wie Gottes Sohn, begleitet von Millionen jauchzender Seligen, den höchsten Thron verläßt und, von Gewittern umgeben, im Donnergange, vor dem Sonne und Sterne zittern, zur Hölle hernieder fährt. Bei Klopstock tönt der himmlische Thron, wenn Gott von ihm aufsteht; dann klingen die goldenen Stühle und der Harfen Gebet und die niedergeworfenen Kronen (V, 67—69) nach Offenb. 4, 10. „Heilige Donnerwetter" verkünden seine nahende Antwort (I, 364—367). Die Absicht der Herabkunft wird am Anfange bezeichnet, dann näher in der zweiten Strophe bestimmt, wo Gottes Sohn auf einem von Feuerrädern getragenen Siegeswagen erscheint (der Siegesfahne wird erst später gedacht). Die Bezeichnung der Hölle durch „jene Fernen, weit von der Welt, weit von den Sternen", ist nicht ganz glücklich, der Ausdruck, „sein Tod habe die Hölle schon darnieder geschlagen", weniger bezeichnend, als wenn der Dichter, wie Cramer, des Schreckens des bis dahin jubelnden Satans über die Auferstehung gedacht und die Teufel

verzagt in die Hölle hätte fliehen lassen. Auch der Schlußvers von Str. 2: „Hört! jetzt erfüllet sich der Fluch" wirkt erkältend, und vorher ist eines Fluches nicht gedacht. Daß die Hölle gern vor dem unter Donnern kommenden Sieger fliehen möchte, aber der Zorn des ihr nahenden Herrn sie fesselt, ist glücklich erfunden. Ueberschwänglich wird die Qual des „zertretenen Drachen" (vgl. Offenbar. 12, 7—9) geschildert, welcher über deren Schrecklichkeit, da sie ewig sein solle, flucht, sowie die natürliche Schadenfreude des Teufels über das Leiden der gleichfalls vor dem Richter sich scheuenden mit ihm Verworfenen, die aber durch das Gefühl, daß er selbst am ärgsten leide, vergällt wird.*) Str. 6 fährt der Herr in die Hölle, welcher der Himmelsglanz selbst zur schrecklichsten Qual wird.**) Die Herrlichkeit des Sohnes, der über sie triumphirt und ihr als Richter naht, erfüllt sie mit solchem Schmerz, daß sie sich vernichten zu können wünschen: mit Qual gedenken die Teufel ihres unendlichen Glückes, das sie einst genossen, als sie noch des Himmelglanzes sich erfreuten, sodann mit Wuth ihres Versuches, die Menschen zu verderben, den Christus vereitelt hat. Hier geht der Dichter aus der Schilderung der Gedanken der Verdammten zunächst

---

*) Auffallend ist Str. 4, 10: „Und hört, die Qual soll ewig sein." Der Gottmensch hat bisher ja noch nicht gesprochen, und schon vorher (8) ist der Ewigkeit der Höllenstrafen gedacht. Daß sie „der Sturm zerfrißt" (Str. 5, 8) scheint nach dem „Feuerorkan" etwas schwach und eintönig. Die Höllenflammen, in denen er selbst mit den übrigen liegt, werden durch den der Ankunft des Gottmenschen vorhergehenden Sturm noch stärker angefacht.

**) Bei den „ersten Schöpfungstagen" derselben schwebt vor, daß Gott die Welt erst geschaffen, als er die gefallenen Engel in die Tiefe herabgestoßen hatte. Es geschah dies, als noch alles im Chaos lag.

auf eine Erzählung der Vergangenheit über, dann folgt, nach dem Tone der gangbaren geistlichen Gedichte, eine Apostrophe an den Satan und die Hölle, die keine Erlösung hoffen darf, da der Messias allein für die Menschen gestorben sei. Zur Schilderung zurückkehrend, läßt er der Hölle durch einen Wink von Christus Schweigen auflegen, worauf dieser mit Donnerworten und Feuerathem den Teufeln verkündet, daß sie, da sie frech sich gegen ihn empört und seine liebsten Freunde, die Menschen, ewig verderben gewollt, unrettbar endloser Verdammniß verfallen seien. Aber auch die Menschen, die nicht an die Verheißung eines Erlösers geglaubt und sich schweren Sünden hingegeben haben, sind auf ewig der Hölle verfallen. Hier ist der Ausdruck nicht klar bezeichnend. Nachdem er so den Unglücklichen ihr unabänderliches Urtheil verkündet, werden sie von einem furchtbaren Wetter in den tiefsten Abgrund der Hölle geschleudert, worauf der Gottmensch die Pforten der Hölle schließt und sich in das Reich seiner Herrlichkeit zurückbegibt. Hier fehlt jede weitere Beschreibung, und die geistliche Ode schließt in dem Tone dieser Dichtart mit der freudigen Versicherung, daß der Gottmensch noch immer an der Seite des Vaters sitze und für uns streite, Gottes Macht unüberwindlich sei.

Die Ode zeugt nicht allein von großer Gewandtheit der Sprache und guter Aneignung des Tones dieser geistlichen Lieder, sondern sie steht auch an frischer Kraft und lebendiger Anschaulichkeit über ihren Musterbildern, mit denen sie an breiter Weitschweifigkeit und Wiederholungen leidet. Zuweilen ermattet der Ausdruck, wie 8, 10 „was es nach sich zog", 10, 2 „Wie deine Mächte liegen", 13, 9 „Ihr sollt nicht euern Zweck erlangen." Die rhetorische Wiederholung desselben Wortes ist mit Vorliebe

angewandt. Str. 9, 1. 2. 4: „Jetzt spricht er — Er spricht — So spricht Er“, ist jedenfalls schleppend.

67. Der ewige Jude.

Goethe kannte die Sage von erster Jugend an aus dem Volksbuche, das freilich nicht zu den besten Erzeugnissen dieser Art gehört, aber doch auf den empfänglichen Sinn des gläubigen Knaben mächtig wirken mußte. Der Bericht des Volksbuches trägt das Datum „Schleswig den 9. Juni Anno 1564“; er gründet sich auf die Erzählung des Bischofs von Schleswig, Dr. von Eitzen, der den ewigen Juden im Winter 1542 zu Hamburg in der Kirche gesehen haben wollte, wo er mit Andacht der Predigt zugehört und bei Nennung des Namens Jesus Christus sich geneigt und tief seufzend an seine Brust geklopft habe. Er sei eine sehr lange Person von fünfzig Jahren gewesen, mit über die Schulter hängendem Haar, habe einen bis über die Kniee reichenden Rock, darüber einen auf die Füße herabgehenden Mantel getragen, seine Hose sei an den Füßen durch, diese ohne Schuhe gewesen. Nach seiner Aussage sei er ein geborener Jude von Jerusalem, Namens Ahasverus gewesen, Schuhmacher seines Handwerks. Er habe der Kreuzigung Christi beigewohnt, sei dann durch viele Länder gereist. Zur Bestätigung habe er vieles erzählt, das sich später mit Christo bei seiner Gefangennehmung zugetragen, wovon weder die Evangelisten noch die Historienschreiber Meldung thun; desgleichen auch von allerhand Geschichten und Regimentsänderungen, so sich in den orientalischen Landen nach Christi Leiden in etlich hundert Jahren hernach zugetragen, wie auch von den Aposteln, wie jeder gelebt,

gelehrt und gelitten, vollkommen guten Bericht zu geben gewußt. Dem jungen Eitzen habe er ausführlich alles berichtet, wie er „dem Herrn Christo, welchen er für einen Ketzer und Verführer gehalten, weil er anders nicht gewußt, auch von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, denen er zugethan gewesen, anders nicht gelernt gehabt, gram gewesen". „Und hab' derwegen alle Zeit sein Bestes gethan, damit dieser Verführer, wie er dafür gehalten, möchte vertilget werden. Hab auch endlich ihn gefangen, vor die Hohenpriester und Pilatum führen, anklagen, über ihn das Crucifige schreien und um Barnabam bitten, auch so weit bringen helfen, daß er zum Tod verurtheilt worden. Da nun die Sentenz gesprochen gewesen, hab' er alsbald nach seinem Haus, da der Herr Christus hat vorüber sollen geführt werden, geeilt und es seinem Hausgesind angesagt, damit sie es auch sehen möchten. Da hab' er selbst sein kleines Kind auf seinen Arm genommen, mit ihm für die Thür gestanden, ihm den Herrn sehen zu lassen. Als nun der Herr Christus unter seinem Kreuz herzugeführt worden, hab' er sich an sein Haus etwas angelehnet: da sei er zu mehrerer Anzeigung seines Eifers herzugelaufen und hab' ihn mit Scheltworten geheißen, sich von dannen zu packen und hinaus, da er hingehörte, zu verfügen. Da hab' ihn Christus stark angesehen und ungefähr mit diesen Worten angeredet: „„Ich will stehen und ruhen, du aber sollst gehen."" Darauf habe es ihn nicht zu Hause ruhen lassen, er sei mit hinaus zur Hinrichtung gegangen, dann aber nicht mehr nach Hause zurückgekommen, sondern sogleich „in fremde Lande" gegangen und habe eines nach dem andern durchzogen. „Was nun Gott mit ihm vorhabe, daß er ihn so lange in diesem elenden Leben herumführe, ob er ihn vielleicht bis zum jüngsten Tage als einen

lebendigen Zeugen des Leidens Christi zu mehrerer Ueberzeugung der Gottlosen und Ungläubigen also erhalten wolle, sei ihm unwissend." Sehr bedeutende Züge der Sage vermißt man, wogegen Eitzen seines stillen und eingezogenen Lebens gedenkt, wie er wenig gegessen und getrunken, nie gelacht u. s. w. In einem spätern Zusatze hören wir, daß zwei Schleswiger, die 1575 aus Madrid zurückgekommen, denselben Mann dort getroffen, er auch im Dezember 1599 zu Danzig gesehen worden. In der langweiligen „Erinnerung an den christlichen Leser" wird die Vermuthung geäußert, Gott lasse vielleicht diesen Juden so lange in der Welt herumirren, „auf daß etliche unter den verstockten und verblendeten Juden, die hin und her in der Welt noch jetzt zerstreut sind, von diesem Ahasvero vielleicht noch könnten bekehret werden."

Der Dichter beginnt statt mit der gewohnten Anrufung der Muse mit einer humoristischen Erzählung, wie es ihn einmal am frühesten Morgen aus dem Bette getrieben, um den Anfang seines ihm so lange im Sinne liegenden Epos zu schreiben. Die Bezeichnung erster Fetzen gehört dieser ersten Niederschrift an; in dem übermüthigen Humor, welcher diesen Anfang kennzeichnet, wollte er die einzelnen Gesänge Fetzen nennen. Dieser ältesten Niederschrift des Ewigen Juden gehören wohl bloß die ersten 72 Verse an, unter denen nur ein einziger fünffüßiger Jambus (8) sich findet, die übrigen sind alle mit der im Anfang des Faust und sonst befolgten Hans Sachsischen Freiheit gebildete vier- und fünftehalbfüßige Jamben, bei denen am Anfange bis 12 und 55 bis 58 vierversige Reimsysteme in der Reimform a b b a, wie auch weiter 75 f., 80 f., 115 f. neben andern, wie die Form a b a b a b a b, darauf folgen dann fortlaufende Reim-

paare. Die folgenden Bruchstücke stimmen damit wesentlich überein, nur treten mehrfach sechsfüßige Verse ein, und es laufen auch reimlose unter.

Wenn Goethe in Wahrheit und Dichtung sagt, der Sinn seines Ahasverus sei bloß auf die Welt gerichtet, dieser eine „hart verständige“ Natur gewesen, so widerspricht dem geradezu das erste Bruchstück, wonach dieser Schuster zu einer Separatistengemeinde, ähnlich den Herrnhutern, gehört, von dem geist- und herzlosen Priesterthum sich abgewandt und, statt den Tempel zu besuchen, mit einem frommen Häuflein sich zusammen gethan, in welchem jeder, der sich vom Geist getrieben fühlte, als heiliger Redner auftrat. Seiner „Herzfrömmigkeit“ wird gedacht (23), und daß er viel „auf Kreuz und Qual gehalten“ (27), durch welche der Mensch geprüft werden müsse. Der lachende Spott auf die von „Geist- und Liebesflammen“ fabelnden Frommen, deren Versammlungen er selbst beigewohnt, denen er einige Zeit sich genähert hatte, tritt scharf darin hervor, daß er, mit Uebertragung späterer Sektennamen auf die Juden und Vermischung derselben mit jüdischen Lehren, ihn „halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist“ nennt. Die in der Bibel nicht vorkommenden Essener oder Essäer forderten die strengste Enthaltsamkeit und Unterdrückung aller Leidenschaften, hielten sich vom Tempel fern, verehrten Gott mit Gebeten und Lobgesängen, hielten strenge Fasten, religiöse Abwaschungen und gemeinsame Mahlzeiten. Die Schrift legten sie mystisch aus. Als gleichartig stellt er ihnen die englischen Methodisten und die Herrnhuter zur Seite; durch „mehr Separatist“ deutet er an, daß es ihm vor allem darum zu thun gewesen, eine besondere Religionsübung, Einfluß auf einen kleinen Kreis und

eine eigene Ansicht zu haben, die eben darin bestand, daß er den hohen Werth von Kreuz und Qual für den Frommen vor allem betonte*); ja, daß man dies nicht mißverstehe, wird hinzugefügt, er sei aus lauter Originalität ein Narr gewesen. Damit läßt sich gar nicht vereinigen, was Goethe in Wahrheit und Dichtung vom Charakter und Leben desselben gesagt und sich ausgedacht hat. In seiner offenen Werkstatt habe sich sein Schuster mit den Vorübergehenden unterhalten, sie geneckt und auf sokratische Weise angeregt, und so hätten die Pharisäer und Sadducäer, ja auch der Herr mit seinen Jüngern, gern bei ihm verweilt. Letzterm habe er angelegen, sich ja des beschaulichen Lebens zu begeben, und er sei, je bedeutender dessen Wirken hervorgetreten, um so schärfer und heftiger geworden, bis es endlich zum Bruche gekommen, was er kurz ausführt. Vom ersten Fetzen, der den Ahasverus und die jüdische Priesterschaft der Zeit einführt, sprang Goethe gleich zur zweiten Herabkunft Christi über, den innigste Liebe zur Menschheit vor 3000 Jahren getrieben, sie durch seinen Opfertod wieder mit Gott Vater zu versöhnen. Die Schilderung von Christi Herabschwingen zur Erde (116—200) und die dabei geäußerten Empfindungen mit dem vorhergehenden Abschnitte vom Vorwurfe, den Gott Vater ihm wegen seiner thörichten Liebe zu den Menschen macht (97—115), sind wohl später selbständig entstanden. Als letzte Ausführung ergibt sich die Darstellung der traurigen Erfahrungen,

*) Auch der fromme Kreis der Klettenberg, von dem Goethe nähere Ansicht und Kunde hatte, wollte den Namen Herrnhuter nicht auf sich kommen lassen, obgleich sie deren Lieder sangen, deren Schriften eifrig lasen. Daß in dem frommen Häuflein des Schusters jeder, den der Geist treibt, als Prediger auftritt, es keine verordneten Geistlichen gibt, nahm Goethe von den Quäkern.

die Christus auch in protestantischen Landen macht (201—297). Weiter hat Goethe damals nichts ausgeführt, nur wurden von Zeit zu Zeit die einzelnen Bruchstücke 73—95 hingeworfen. Streng ausscheiden müssen wir alles übrige, was bisher die reine Aussicht getrübt hat. Daß die Darstellung im fünfzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung durch die Bruchstücke selbst widerlegt wird, ist von mir längst bemerkt worden; sie ist eine freie Dichtung aus dem Gedächtnisse und daher hier ganz zu beseitigen, wie auch der Bericht des sechzehnten Buches vom Besuche des ewigen Juden bei Spinoza (in Amsterdam?), vielleicht ganz späte Erfindung, dann die kurze Erwähnung im sehr späten Anfange der Annalen; auch der in der Reise nach Italien stehende Brief aus Terni von 1786, wovon in Goethes wirklichem Briefe keine Spur ist, wenn auch nicht zu bezweifeln steht, daß Goethe wirklich in der Nähe von Rom den ewigen Juden lebhaft im Geiste vor sich sah, ja nach seinem Tagebuche machte er am frühesten Morgen des 22. Oktober 1786 in den Apeninen, als er im Wagen saß, „zu dem Gedichte die Ankunft des Herrn oder der ewige Jude" den Plan. Auch hören wir, daß er in Rom den Ahasverus mit dem Pabste Pius VI. in Verbindung bringen wollte, der aus Eifersucht auf des Juden Schönheit, der der schönste der Menschen gewesen, ihn als Staatsgefangenen im Vatikan einsperren wollte, wobei die Jesuiten ihre Hand im Spiele hatten. Dies scheint doch nach Cagliostros Gefangennehmung in Rom ersonnen, die erst später fällt. In dem schon erwähnten angeblichen Briefe aus Terni heißt es, bei dem Gedanken, welch ein unförmliches, ja barockes Heidenthum in Rom auf den gemüthlichen Anfängen des Christenthums laste, sei ihm wieder der ewige Jude eingefallen, der Zeuge aller

dieser wunderbaren Ent- und Aufwickelungen gewesen, und einen so wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückgekommen, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, was Goethe selbst ausgeführt hatte, in Gefahr gerathen sei, gekreuzigt zu werden. „Die Legende: Venio iterum crucifigi, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.“ Sie lautet so: „Als Petrus auf dringendes Flehen der Gläubigen, um dem Martyrertod zu entgehen, aus Rom fliehen will, begegnet ihm vor der Stadt der Herr, der auf dessen erstaunte Frage, wohin er gehe, ihm erwidert: „Ich gehe, um mich zum zweitenmal kreuzigen zu lassen.“ Beschämt eilt Petrus nach Rom zurück. Christus sollte wohl dem Ahasverus, als er ihn wiedersah, die Antwort geben, er müsse sich noch einmal kreuzigen lassen. Ahasverus ist der einzige, der ihn anerkennt, und er erklärt sich bereit, seine Wanderung fortzusetzen, bis der Herr in seiner Herrlichkeit erscheinen und die Welt zerstören werde. Unbeachtet ließ der Dichter die Zerstörung der Welt am jüngsten Tage, der nach der Weissagung, eine Zeit des Gräuels, der Verwüstung, der falschen Propheten und des Antichrists vorhergehen soll. Goethe will auch den Fluch des Ahasverus, der so lange wandeln solle, bis er selbst wiederkomme (ein dem Volksbuche fremder, aber in der laufenden Sage aufbewahrter Zug) mit der Sage vom Schweißtuche der Veronica in Verbindung gesetzt haben, deren schon das Volksbuch von Ahasverus gedenkt. Veronica habe, als sie den Herrn Christus sein schweres Kreuz durch die Gassen schleppen und sein Antlitz von Blut entstellt gesehen, dieses abgetrocknet und es davon auf ihrem Schweißtuche sich abgedruckt. Die Sage vom sogenannten Veronicon dürfte ihm aber schon sonst und genauer bekannt gewesen sein. Dieses alles müssen wir von

den Bruchstücken des Gedichtes fernhalten, nicht weniger auch die mühsamen, zu ganz schiefen Ergebnissen führenden „Untersuchungen über Goethes ewigen Juden“ von Paul Hoffmann in „Seufferts Vierteljahrsschrift IV, 116—157“, die ich in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXV, 289—303 sattsam abgethan habe. Von ganz falschen Voraussetzungen ausgehend, hat dieser die Bruchstücke in das Jahr 1773 gesetzt, in denen er Erbitterung und Hohn, Verzweiflung an Gott und Welt findet, die er Goethe im Jahre 1773 zuschreibt. Auf ein so grobes Mißverständniß nochmals einzugehen, verlohnt der Mühe nicht. Die Bruchstücke gehören dem Frühling oder Sommer 1774 an, fallen kurz vor die Anfänge des Faust oder gleichzeitig mit ihnen.

Halten wir uns, wie es recht ist, allein an die vorhandenen Bruchstücke, so treten sie in das glänzendste Licht. Sowohl die humoristischen, wie die ernsten Darstellungen beweisen des jungen Dichters höchste Meisterschaft; nicht bloß dringen die schärfsten Angriffe auf das verweltlichte Christenthum tief in das Fleisch, sondern auch die zartesten und innigsten Gefühle rühren uns in Christi Schmerz über sein vergeblich den Menschen bis zur Schmach des Kreuzes geopfertes Leben. Die spottenden Stücke gehören zum köstlichsten, was Goethes Humor aus übermüthiger Kraft herausgesprudelt hat, und widerlegen den besonders von englischer Seite unserm Dichter gemachten Vorwurf, es habe ihm an eigentlichem Humor gefehlt. Die Sprache ist mit volksthümlichen Redeweisen getränkt und fließt in schrankenloser Ungebundenheit, der keine Freiheit in Vers, Reim und Ausdruck Sorge macht. Neben vierfüßigen Jamben finden sich in buntem Wechsel fünf- und sechsfüßige, zum Theil zu Systemen ver-

bunden, die mannigfachsten Reimstellungen und Freiheiten, die den Vers zu einem lebendigen Gefäße des Inhaltes machen.

Wir geben im folgenden Bemerkungen zu den einzelnen Versen:

1. Wohl, beliebt im Volksliede, wo es oft überflüssig steht. Vgl. V. 18.

2. Toller wird erläutert durch V. 3.

4. Den gereisten Mann. Sein Held ist ein anderer Odysseus, der „vieler Menschen Städte sah, und ihren Sinn erkannte, auch, im Meere umherirrend, viele Leiden erduldete“.

5—8. Wunder, Wunderbares. „Nur der Narr spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott.“ — Kinderspott. Der Spott der Gottesläugner ist kindisch. — Unbegriffen. Vgl. Faust I, 3077 f. — Omnia. Der zweite Fuß ist ein Anapäst, der in den Bruchstücken häufig erscheint, selbst im Anfange des Verses, besonders bei ein, und, wie. — Punkt, Augenblick.

10. Mich versäumen, mir etwas zu Schulden kommen lassen.

13—18. Der Vergleich kleidet sich in eine, auch in Volksbüchern beliebte Anrede an den lieben Leser. Man läßt sich in der Noth, um fortzukommen, auch einen schlechten Miethgaul gefallen, wie unser Dichter am früheſten, stockfinstern Morgen, um seine Gedanken zu Papier zu bringen, die schlechteste Feder, die er in launiger Erinnerung an die Hexenfahrten einen Besenstiel nennt.

21. Das überlieferte heiligen ist zu elidiren, wie sich wirklich pred'gen (45), ew'gem (181), branntwein'ger (260), ja G'leiter (263) finden.

28 f. Es sollte „zu gar verdorbner Kirchenzeit“ heißen,

Gegensatz zu seiner Herzensfrömmigkeit. Wenn es in Wahrheit und Dichtung heißt, der ewige Jude sei eine hart verständige Natur gewesen, so ist dies nicht damit zu vereinigen, daß er als entschiedener Separatist gekennzeichnet wird, nach dem Bilde des in Frankfurt damals herrschenden religiösen Lebens und Treibens, wie es uns aus Goethes Wahrheit und Dichtung entgegentritt.

36. Im Mantel und Kragen, dem geistlichen Ornate.

40. Polt'rer, deutet auf seinen heftigen Charakter; er war der Gegensatz zu dem ruhigen Petrus und dem sanften Johannes. Herder heißt so in Wahrheit und Dichtung. Den Gegensatz bildet ein fauler Bauch, ein Mensch, der nur seinen Bauch pflegt.

41. Ceteri confratres. Der Gebrauch der lateinischen Sprache spottet auf die Sitte der Geistlichen, sich eines lässigen Lateins zu bedienen, und auf die behagliche Würde, mit der sie ihrer Amtsgenossen gedenken.

42. Wunder und Zeichen werden auch von den Evangelisten so verbunden, die solche immer vom Herrn verlangen.

43 f. Und daß die angestellten Geistlichen ebenso eifrig predigen sollten, als wenn sie durch Eingebung des Geistes dazu bestimmt würden, wie die Separatisten.

47. Nickten, betheuerten mit nachdrücklichem Kopfnicken.

48. Die Tochter Zion, in mystischem Sinne die christliche Kirche; den Gegensatz bildet 55 Babylon, Babel, das der Herr wegen der Mißhandlung Jerusalems zerstört hat (49).

50. Matthäus XXIII, 22: „Auf Moses' Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer."

55—59. Im Sprunge führt uns der Dichter in die Ver-

sammlung des frommen Häufleins des Schusters, das zum Himmel singt, er möge die jetzt herrschende Geistlichkeit vernichten, und sie selbst an ihre Stelle setzen. — Kroch zusammen, hielt sich enge für sich.

60. Theilten so Geists= als Liebesflammen, miteinander. — Im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern (1773) sagt Mardochai, er kapere immer neue Schwestern und Brüder und gläubige (mache gläubig) sie zusammen mit Hämmleins, Lämmleins Liebesflammen.

61. Gafften, staunten gaffend. — Lange weilten, machten langweilige Geberden.

67. Statt Kirche muß es Kirch' heißen. — Erst und letzt, zuerst und zuletzt, von Anfang bis zu Ende.

68. Hinaufgesetzt, auf den Stuhl, die Kanzel.

67. Thaten so groß, rühmten sich ihrer Macht zu binden und zu lösen (Matth. XVIII, 18).

70 f. „Und doch ist er selbst nur ein sündiger Mensch", worauf der Hieb folgt, „und nicht einmal so gescheidt wie andere", ähnlich wie V. 29 f.

73—95. Einzelne Bruchstücke, deren Aufeinanderfolge unsicher ist.

73—82. Spottverse auf die genialen Weisen, die Philosophen, die Gott läugnen und die Materie preisen, über die sie nicht herauskommen.

83—86. Auf die Geistlichen, die evangelische Weisheit besitzen, aber auch gute Weinkenner sind. Sie kennen die Burgunder und die eigentlichen Rheinweine. Der Rheingau erstreckt sich bis Lorch hinunter. Hochheim liegt am Main, aber gewöhnlich zählt man den Hochheimer mit zu den Rheinweinen. Nach

Burgunder V. 3 ist Komma zu setzen, so daß erst V. 4 den eigentlichen Rheinwein enthält. Vielleicht aber war, „von Hochheim bis Rüdesheim“ eine Redeweise, und es kümmerte den Dichter nicht, daß Aßmannshausen und das rebengesegnete Gelände bis Lorch von diesem ausgeschlossen wurde.

87—92. Der Jude läßt sich durch die Drohung des Weltunterganges nicht zum Glauben und zur Buße bestimmen. Schon Christus (Matth. XXIV, 15) gedenkt Daniels Verkündigung der Gräuel der Verwüstung. Statt „Es ist, es kommt“ erwartet man umgekehrt: „Es kommt, es ist“. Vgl. Joh. 5, 25.

93 f. deuten auf die Irrlehre der Arianer, die Christus dem Vater unterordneten. Die Arianer waren als Ketzer verbrannt worden.

95 f. Es ist eine Thorheit, Gott als Mensch sich zu denken. Nach der Anrede: „O Freund“ aus einer Unterredung, wenn nicht etwa als Ausspruch des Dichters selbst.

97—115. Spott von Gott Vater auf die Gutmüthigkeit des Sohnes, der auch jetzt noch Mitleid mit den Menschen fühlt, die doch seine Liebe ihm durch schmählichen Tod vergolten haben. Aber dieser kann nicht unterlassen, sich aller Bedrängten erbarmend anzunehmen.

118. Weit und nah. Christus fährt gerade nach Jerusalem herab und schaut aus der Höhe die ganze sich vor ihm ausbreitende Erde. Statt weit erwartet man fern, im Gegensatz zu nah.

122. Der Berg, auf den Satanas ihn geführt, wird von den Evangelisten nicht mit Namen genannt, sondern einfach als „hoher Berg“ bezeichnet.

123—126. Nach Matth. IV, 8 f. — Freund Satanas,

launig vom Versucher, der in der Bibel häufig als Der Feind bezeichnet wird.

127—130. Freie Form der Vergleichung.

132. Christus fühlt Mitleid mit den Menschen, weil ihr Leben von Schmerzen erfüllt ist, die dem göttlichen Dasein erspart sind.

136. Schmerzenshügel. Matth. XXVII, 33 „die Stätte mit Namen Golgatha, das ist Schädelstätte“. Bei Klopstock Todeshügel.

138 f. Nach v. Loeper wären die Verse Parodie von Klopstocks Messias III, 7 f.

140. Nach 3000 Jahren. Schubart begnügte sich in seiner Rhapsodie mit 2000 Jahren.

143. Herz- und Liebesarmen, sehr kühn zur Bezeichnung, daß sie von Herzen und in Liebe die Arme zu ihm, dem verheißenen Messias, flehend erheben.

153. Daß er die Erde, an deren Schöpfung er theilgenommen, nicht sonderlich verstehe, ist ein überstarker Ausdruck ihrer tausend Widersprüche.

155. Seinem Tage. Es drängte ihn die Erde aus ihrer Dumpfheit und ihrer Sehnsucht nach voller Klarheit, zu lichtem Tage, zu führen, welche die Gottheit genießt.

156. Schlangenknotig, da die Begier den Menschen nie verläßt, immer von neuem ihn ergreift, wie die Schlange immer neue Knoten um ihr Opfer schlingt. — 162. Dann müßte hier damals bedeuten; da dies nicht angeht, hat Goethe wohl da geschrieben. — 163. Um und um, überall. — 165. An jener Stunde fällt nach in jener Sauce unangenehm auf. An der Stunde, wie an der Zeit, sagt Goethe auch in Prosa.

So schrieb er am 13. Juni 1787 aus Messina: „Es sei nun an der Stunde zu gehen.“ — 175. Den Faden. Seine Lehre hatte Himmel und Erde verkettet, indem er das Himmelreich als Lohn irdischen Tugendwandels verhieß. — 177 f. Zeugen sind hier nicht die Blutzeugen der Wahrheit, allgemein gedacht, sondern zunächst die Apostel, die er in alle Welt gesandt. — 184 f. Der Geiz, der als scheußliche Hyäne gedacht wird, mißbraucht die Sorglosigkeit des Nachbars und bemächtigt sich der von diesem gezogenen, aber unbewacht gelassenen Frucht, „des lieben Lebens der Natur“. Vgl. Goethes Satyros 54 f. — Liebe, wie man sagt das liebe Brod. Vgl. 211 f. — 191 f. Die Wölfe, die der Fürst seinen irren Schafen selbst im Busen ausbrütet, sind die Mandate, welche seine Unterthanen dessen, was sie mit saurem Schweiß erworben, berauben, was das folgende weiter ausführt. — 193—195. Grillenhaft ist die Stillung, weil die Begier über das wirkliche Bedürfniß hinausgeht. Der Menschen Mark deutet auf dasselbe, was stärker von tausenden die Nahrungskraft bezeichnet. Die von ihm Beraubten müssen hungern. Homer nennt die Gerste Mark der Männer. — 196—199 beziehen sich auf die reichen Pfaffen, die im Namen Christi sich den Schweiß der Armen aneignen. Der Bauch geht, wie der faule Schlauch im Reime auf diese unwürdigen Verkünder seiner Lehre, die sich des Zehnten bemächtigen. Zeichen meiner Noth, das goldene Kreuz auf dem Gewande des Bischofs oder Abts. — 201—204 deuten auf katholische Länder. Die später unterdrückte Szene im Faust, wo Mephisto mit seinem Begleiter an einem Kreuz vorbeikommt, spielt im südlichen Deutschland, wo man, wie es ebendort heißt, „bei Pfaffen und bei Skorpionen wohnen“ muß. — 208. Kirchfahn', gewöhn=

liche Bezeichnung von Windfahnen, nicht bloß auf Kirchen, sondern auch auf Thürmen. — 209 als ob, freie Verbindung statt daß sei. — 210. Aller Sauerteig sei hier ausgescheuert. Unter dem Sauerteig wird der Glaube des Herzens verstanden. — 211 f. Befurcht', da befürchtete er. Furchten ist ältere Form neben förchten, fürchten. — Das Brod so lieb. Vgl. zu 188. — Matzkuchen, Matzenkuchen, eben Kuchen ohne Sauerteig, wie bei den Juden. — Sitzen blieb, nicht aufging. In anderm Sinne spricht der Heiland vom „Sauerteig der Pharisäer und Sadducäer" (Matth. XVI, 11 f.) — 213. Ein geistlich Schaf, von einem niedern Geistlichen, dessen Hirt der Oberpfarrer. — 214. Auf hohem Wege. Hoher Weg oder Weg allein heißt die Heerstraße. — 215. Maklige, fleischige, im Volksmunde, wie man am Rhein muklig, ein Muckel sagt. Vgl. Schmellers Bayerisches Wörterbuch I, 1566. Offenbar verkehrt erklärt es Sanders hier tadelhaft. v. Loepers Deutung mäkelnd, krittlich ist auch sprachlich unberechtigt. — 218. Den von Riemer verbesserten Druckfehler Und statt Um hat v. Loeper durch eine unmögliche Deutung gestützt. — 219. Auf den (oder dem) Zahn fühlen, vom Zahnarzt übertragene Redeweise. — 222. Hätte, wofür es hätt heißen sollte, wie thät. Vgl. 43. 69. 77. 92. — 228. Thürn. Thurn ist die früher Goethe lange geläufige volksthümliche Form. — 231. Mittelthron, von dem Sitze des Konsistoriums, im Gegensatz zum eigentlichen Thron, der Residenz. Es schwebt hier wohl Ehrenbreitstein vor im Gegensatz zu Koblenz oder Trier. — 233. Selzerbrun, gangbare Bezeichnung des Mineralbrunnens im Dorfe Niederselters bei Limburg. Der Schulmeister von Selters versiegelte und versandte die Krüge. — 236. Seinigs, wahr=

haft christliches. — 238—240. Nach Matth. XXI, 19. Mark. XI, 13 f. Daß er kein besonderes Vertrauen auf ihn hatte, wird nicht ausdrücklich bemerkt. — 243. Sein edles Gesicht und seine einfache Kleidung werden hier nicht als Grund angeführt, weshalb man bei der Thorwache ihn für einen Fremden gehalten. — 244. Statt gar wohl erwartet man wohl gar. — 245. Fragt ist hier und 252 wohl mit Apostrophe zu schreiben. 246 f. Hieß statt heiße. — Die Worte ließ statt sprach muß der Reim entschuldigen. Lassen, wie in Blut lassen nnd ähnlichen Redeweisen. — 252. Bedienen, vom Stande oder, wie man in der Schweiz sagt, von der Begangenschaft. — 254. Ueberlei, überdies, noch. Meist steht es in der Bedeutung überflüssig, genug. — 255. Rapport, über die, welche durch das Thor in die Stadt gegangen, wie dies in kleinern Residenzen Sitte war, noch bis spät auch in Weimar. — 257. Unsrer Nase, uns ins Gesicht, wie man sagt, „in seiner Nase lachen, in seiner Nase Trotz bieten". — 265. Als einen solchen kennt. Er hatte ihn höchlich gerühmt. — 267. Es war ihm der Auftrag nicht angenehm, da er selbst nicht wohl bei ihm angeschrieben stand. Gangbare Redensarten sind „hoch am Brett sein, sitzen". Vgl. Grimms Wörterbuch. — 269. Ring aus Reimnoth für rings. Er hatte so wenig natürliches Gefühl. — 270. Einer Erbse groß, volksthümlich für das Geringste. — 272. Kommt alles rings herum, ans Ende. So sagt man „das Jahr kommt um", auch „kommt um und um". — 273. Viaticum, einen Reisepfennig, wie ihn wohl arme Kandidaten verlangen. Für einen solchen hält der Geistliche den Herrn. — 275. Stand, vom unveränderten Bestande. — 276. Hätt ihren Schmaus, trieb ihr Wesen. — 280. Grimassen, von

dem Ceremonienwesen, das dem Dichter zwölf Jahre später, wo er den Papst am Altare „summen und hin und her wanken" sah, so widerwärtig war. — 284. Der Vers fordert wohl aus ihrer Schürz'. — 289. Porrisch, brummig, mürrisch, von porren, gewöhnlich purren.

68. **Die Geheimnisse.**

Am 8. August 1784 hatte er den Eingang zu unserm, den Segen des wahren Christenthums in einer frei gebildeten Legende feiernden Gedichte geschrieben, das er Frau von Stein zu dichten versprochen. Vgl. die Zueignung der Gedichte Heft 64 (XXI) S. 4 f. Die Ausführung des Gedichtes selbst mußte er vorerst aufschieben, da so manches ihm die dazu nöthige Ruhe raubte. Erst kurz vor dem Ende des Jahres konnte er zu diesem zurückkehren. Dies ergibt sich aus einem Briefe, den er am 4. Januar des folgenden Jahres an Frau von Stein richtete, wo es heißt: „Gestern Abend habe ich noch drei Stanzen gemacht." Es waren wohl nicht die ersten dieses Jahres. Daß der undatirte Brief dem 4. Januar angehört, ergibt sich aus näherer Betrachtung. Die weimarische Ausgabe setzt ihn wider alle Möglichkeit in einen der beiden folgenden Monate. Gleich darauf ward Goethe wieder von dem großen Gedichte weggerissen. Erst am Abend des 22. März, als Frau von Stein und Herder bei ihm waren, scheint er der erstern versprochen zu haben, die Dichtung wieder aufzunehmen und täglich zwei Stanzen zu machen. „Meine beiden Verse habe ich heute gefertigt", schreibt er den 27., am Morgen des ersten Ostertages, „bin nun bis Aschermittwoch gekommen", der 1785 der vierzigste Tag im Jahre

war. „Die Kinderei hilft mir, die leeren (nicht durch eine Stanze bezeichneten) Tage, im Kalender geben mir ein unüberwindliches Verlangen, das Versäumte nachzuholen.“ Den folgenden Morgen berichtet er Knebel, dem dritten, der von der Sache wußte, er sei wieder fleißig an seinem großen Gedichte gewesen und bis Strophe 40 gekommen. „Das ist wohl noch sehr im Vorhofe; das Unternehmen ist zu ungeheuer für meine Lage, indessen will ich fortfahren und sehen, wie weit ich komme.“ Wir wissen aus Goethes Brief vom 28. an die Freundin, daß ihm an diesem Tage nur eine Stanze gelungen, wahrscheinlich die 33ste. Am Morgen des 2. April waren nach einem Briefe an Knebel 48 vollendet und am Abend kamen noch drei neue dazu. Ueber diese 51 Stanzen kam die Dichtung nicht heraus. Goethe ließ sie liegen, weil er äußerst leidend und krampfhaft aufgeregt war. Ernstlich gedachte er ihrer wieder, als er die erste Ausgabe seiner Werke mit diesem kostbaren Bruchstücke schließen wollte. Jetzt erst gab er der Dichtung den Namen die Geheimnisse; früher bezeichneten Goethe und Herder sie als „das Gedicht über die Rosenkreuzer“.

Als der Dichter am 6. September 1788 mit Schiller in Rudolstadt zusammentraf, sagte er unser Gedicht her*), das er also genau im Gedächtniß haben mußte, da doch sagte wohl nicht vom Vorlesen stehn soll. Er hatte damals den achten Band seiner ersten Ausgabe geordnet, die mit unserm Gedichte schloß. Zwölf Jahre später wurde durch Wilhelm von Humboldt auf Veranlassung seines Besuches des Montserrat bei Barcellona

*) Vgl. Herders Reise nach Italien S. 74. Herders Gattin nennt die Geheimnisse dort „das Gedicht über die Rosenkreuzer“, weil die Brüder eine Art höherer Rosenkreuzer sind.

der Gedanke an die Geheimnisse von neuem in Goethe angeregt*), aber er fühlte sich unfähig, das in ganz anderer Stimmung unternommene Gedicht zu Ende zu führen. Die erste Ausgabe von 1786 hat schon 3, 8 durch Druckfehler das später beibehaltene seine statt seinen, 12, 8 bittrer statt bittern, 21, 1 hin statt hier, 27, 1 munterm statt des muntern, 35, 5 für statt vor, 40, 5 Geliebt statt des neuern Beliebt, 41, 6 durch Druckfehler der statt zur. Im achten Bande der zweiten Ausgabe erschien es im Jahre 1808 wieder mit der früher davon getrennten Zueignung. 32, 8 war hier von (statt aus) dem Munde eingetreten. Auf die Anfrage einer Gesellschaft Studirender in einer der ersten Städte von Norddeutschland, die ihm eine „gar wohl (?) haltbare Ansicht" über die Geheimnisse mitgetheilt, schrieb Goethe eine vom 9. April 1816 datirte Er=

---

*) Humboldt hatte bei Uebersendung seiner Beschreibung des spanischen Montserrat geschrieben: „Ich habe zwei unendlich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimnisse schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtnisse. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigener geworden. Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhange des Felsens langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, daß die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu sehn, und wenn ich aus den tiefen grünbewachsenen Klüften emporblickte und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnder Höhe auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht."

klärung seiner Absicht und seines Planes bei diesem räthselhaften Gedichte, das die Auslegungskunst schon manches Lesers beschäftigt habe. Das Morgenblatt brachte dieselbe am 27. April.*) Im nächsten Jahre erschien das Gedicht wieder, am Ende des neunten, dem achten der zweiten Ausgabe entsprechenden Bandes, aber die Zueignung war wieder davon getrennt, da sie dem ersten Bande vorgesetzt worden, wo sie bis heute ihre Stelle behauptet. Die dritte Ausgabe gab zuerst 35 vor, 40 Beliebt. Die Ausgabe letzter Hand hatte 9, 5 durch Druckfehler Es sieht, änderte 12, 8 bittern, 21, 1 muntern. Hier finden sich die Geheimnisse zwischen den Epilog zu Schillers Glocke und die Maskenzüge gar wunderlich eingeschoben. In der Quartausgabe, die damit eine Abtheilung, Religion und Kirche schließt, ist 32, 6 Geist statt Gast Druckfehler und aus dem verdruckten Es sieht statt des richtigen Er steht willkürlich Er sieht geworden; außerdem sind die Formen fordern und ergetzen statt fodern und ergötzen eingeführt. Die Ausgabe in vierzig Bänden ist der Quartausgabe gefolgt, nur fügte sie den schon aus dem Versmaße sich herausstellenden Druckfehler füllte statt füllt Str. 7, 2 hinzu. Der um einen Fuß zu kurze Vers Str. 16, 2: „Wohnt Friede Gottes in der Brust" ist nirgend ergänzt. Vielleicht ist heil'gen vor Erlöst ausgefallen. Die Erklärung Goethes findet sich am Ende des zweiten die Geheimnisse enthaltenden Bandes. Gegen Boisserée äußerte dieser später, die zwölf Ritter sollten die zwölf Religionen sein, alles absichtlich sich nachher unter-

*) Das Tagebuch gedenkt des Aufsatzes über die Geheimnisse schon am 23. März. Er schrieb ihn in einer vielbeschäftigten Zeit für das noch bestehende königsberger Montagskränzchen.

einander wirren, das Wirkliche als Märchen und dies umgekehrt als Wirklichkeit erscheinen, doch habe er das Gedicht, wie manches andere, zu groß angefangen.

Wenn Goethe durch Humboldts schöne Beschreibung zu der Aeußerung veranlaßt wurde, der Berg sei ein „ideeller Montserrat“, so möchte ihm in Wirklichkeit das Kloster Maria Einsiedeln in der Schweiz vorgeschwebt haben, das er mit größtem Antheil im Sommer 1775 besucht und alle seine Schätze sich hatte zeigen lassen. Ja, man könnte glauben, eine Stelle aus Knebels Beschreibung seiner schweizer Wanderungen (1780) habe ihm einen äußern Anhalt zu unserer Dichtung geboten. Dieser schreibt nämlich von seinem Besuche des Klosters: „Da der Fürst (denn so heißt der Prälat) auf den Tod krank lag, so konnte ich ihn nicht zu sehn bekommen. Er ließ mich aber durch den Decanus, einen heiligen würdigen Mann, an seine Tafel bitten.“ Da haben wir ja den kranken Humanus und den Alten. Derselbe bemerkte, die katholische Religion erscheine hier in allem, was sie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes habe. Beim Abschiede von den menschenfreundlichen, liebreichen und auch aufgeklärten Religiösen habe er empfunden, daß es eine Art Hoheit unter den Menschen gebe, die von dem, was man gewöhnlich dafür ausgebe, wesentlich verschieden sei. „Entgegenkommende Wärme, Liebe, Demuth, Verleugnung für andere, wie viel Hoheit liegt in ihnen! Dies ist der Geist der christlichen Lehre oder es gibt keinen.“

Die beiden einleitenden Stanzen sprechen die reiche Mannigfaltigkeit des „wunderbaren“ Liedes aus, das, wenn es sich auch in eine Menge von Einzelheiten zu verlieren scheinen sollte, doch am Ende innere Einheit und bedeutsamen Sinn zeigen werde;

freilich es ganz zu enträthseln, alle seine Beziehungen zu erkennen, werde niemand gelingen, aber jedem werde es etwas für ihn Bedeutendes bringen.*)

Den Faden der Handlung und deren Beziehung hat Goethe selbst im allgemeinen bezeichnet. Humanus hat, durch eine innere wunderbare Stimme getrieben, sich hierher begeben, wo er mit andern gleichfalls hierher getriebenen Rittern das Kloster gegründet. Wenn es 16, 1 heißt, Humanus habe sie hergeleitet, so kann dies nicht von allen verstanden werden, da 15, 1 ff. von der Aufnahme von Rittern die Rede ist. Humanus war mit mehrern Gefährten hierher gekommen, die Zeugen des Wunders St. 22 waren. Die Züge, welche der Alte aus der Jugend ihres erwählten Meisters berichtet (St. 20 f.), bezeichnen ihn als einen Auserwählten des Herrn. Sie sind aus Heiligenlegenden genommen, mit Ausnahme des im Hofe mit Tauben friedlich verkehrenden Geiers, bei dem wohl Hor. epod. 16, 32 vorschwebt neben ähnlichen Ausdrücken der Freundschaft räuberischer und zahmer Thiere bei Jesaias 11, 6—8. Den Gegensatz bildet der Traum der Penelope von dem ihre Gänse tödtenden Adler (Odyssee XIX, 536—540). Besonders die herkulische That des Erwürgens der Otter ist weit ausgeführt. Auch die wunderbare Art, wie er später hier einen Quell aus dem Felsen ge-

*) 2, 1 (der Einleitung) stand ursprünglich denke statt glaube und vielem statt allem, 4 trägt statt bringt, 5 geht statt flieht, 8 wird statt soll. — 8. Wie die Erde gar verschiedenes hervorbringt, so müssen auch in diesem Liede sehr viele etwas ihnen Gemäßes finden; und wie verschieden die Eigenheiten der Menschen, ja oft ganz entgegengesetzter Art sind, so soll doch einem jeden hier etwas ihn Anmuthendes und Erfreuendes geboten werden. Im erstern Falle geht die Beziehung auf das Gedicht voraus (3), im andern schließt sie (7 f.).

schlagen (St. 22), findet sich in der Heiligengeschichte sehr häufig. Wie das bescheidene Verschweigen der seine himmlische Sendung bezeugenden Zeichen und Wunder seiner Demuth entspricht, so sollte sein Gehorsam unter einem strengen Vater auf die härteste Probe gestellt werden, bis dieser ihn endlich der ihm durch Geburt zustehenden ritterlichen Ehre würdigt (St. 25—29). Daß ihn die Vorsehung wunderbar geleitet, finden wir hier übergangen, wir hören es nur von dem Alten (St. 18, 4), der ihn auf des Lebens Pfad begleitet hat (St. 16, 4). Neben Demuth und Gehorsam zeichnet ihn jene tapfere Selbstüberwindung aus, welche das Christenthum lehrt und die Goethe selbst noch mehr als vierzig Jahre später in seiner Novelle (vgl. unsere Erläuterungen XVI, 79 f.), Schiller in der Ballade Der Kampf mit dem Drachen so ergreifend dargestellt hat. Hier feiert der Dichter sie als die Kraft, durch welche der Mensch sich von der Gewalt befreie, die alle Wesen binde, ihr reines, naturgemäßes Wirken hemme (Str. 24).*) Aber die Selbstüberwindung ist nicht jene mönchische des heiligen Bernhard und des humoristischen Heiligen Philipp Neri, dessen Bild Goethe im November 1810 in einer in die italienische Reise aufgenommenen Schilderung entworfen hat, jenes Streben die Welt zu verachten und vor ihr als thöricht zu erscheinen, um sich ganz in Gott und göttliche

*) Die Kraft, heißt es hier, treibt den Menschen, sie im Leben und Wirken überall zu bewähren, aber das Wirken wird von der Außenwelt mannigfach beschränkt und gehemmt, auch reißt der Strom der Welt uns leidenschaftlich hin, daß wir die Ruhe gefaßten Lebens verlieren; das eine wird durch „äußern Streit", das andere durch „innern Sturm" bezeichnet. Eine innere Stimme lehrt uns, daß der Mensch, um sich nicht selbst zu verlieren, sich überwinden müsse, aber dieses Wort wird „schwer verstanden"; so wenige empfinden dessen wahren Sinn und besitzen die Kraft, es zu befolgen.

Dinge zu versenken, sondern die schön menschliche, welche unser Dichter selbst geübt, ohne welche keine wahre Ausbildung des Geistes und Herzens möglich ist. Darauf deutet der Name unseres Heiligen Humanus, in welchem man keine Beziehung auf Herder sehn darf, der freilich als begeisterter Vertreter der Humanität hervortrat und kurz vorher, ehe Goethe den Plan zu seiner Dichtung faßte, mit dem ersten Bande seiner das Evangelium der Humanität verkündenden Ideen zur Philosophie der Menschheit aufgetreten war, auch später, als er die Briefe zur Beförderung der Humanität herausgab, launig von Goethe Freund Humanus genannt wurde. Humanus hat sich erst nach einem kampfvollen Leben hierher zurückgezogen, im Gegensatz zu jener mönchischen Flucht aus dem Leben; sein Leben ist keine grillenhafte Ascese gewesen, sondern ein Ritterleben, so reich an wunderbaren Ereignissen und Kämpfen, daß die Enkel es einst den „köstlichsten Geschichten", Erzählungen von Ritterabenteuern, gleichstellen werden (St. 20), wenn er auch nicht von der Sucht, Abenteuer zu bestehn, getrieben wurde.*) Die Erzählung seines reichen Lebens war einem andern Theile des Gedichtes aufgespart; wir hören zunächst nur, daß er ein Heiliger und ein Weiser und der beste Mann sei, den der berichtende Alte je gesehen, wobei die Heiligkeit auf die hohe, durch wunderbare Zeichen gehobene Würde seines ganzen Wesens geht, durch welches er zum Vorsteher und Leiter eines solchen Vereins

---

*) Das Gemüth freut sich doppelt an demjenigen, das zugleich unglaublich und bedeutend ist; denn diejenigen wunderbaren Abenteuer ergetzen am meisten, in denen ein edler Held unsere Seele hinreißt, die nicht allein die Einbildungskraft, sondern auch das Herz erregen.

wie geschaffen war.*) Der Alte möchte gern dessen segenvolles Leben mit seinem eigenen erkaufen, wenn ein solcher Tausch gestattet wäre.**) Glücklich wird sein ausführlich gegebener Bericht eingeleitet, nur daß sie die Erzählung des Humanus selbst von einem Schreiber aufzeichnen lassen, ist etwas störend.***) Wie Humanus, so waren auch die andern Brüder erst hierher gekommen, als sie „Lebens†) Lust und Last erfahren" (St. 15, 5). Dies hat den schärfsten Tadel Delbrücks (Christenthum S. 63 f.) erfahren. Da in der Jugend der Sinn für das Göttliche weit offener und lebendiger sei als im Alter, meint dieser, so müßten diejenigen, welche in der Abgeschiedenheit von der Welt sich der Betrachtung des Unsichtbaren weihen wollten, nicht warten, bis

---

*) Etwas auffallend ist die Art, wie der Dichter St. 32 die Erzählung abbricht, ja die Bemerkung, sie würden sich noch manche Wochen ergetzen an dem, was der Alte ihnen von Humanus weiter berichten solle, ist geradezu anstößig und nur durch die Noth des Reimes wunderlich hereingekommen. Wodurch der Alte unterbrochen wurde, als er eben im besten Zuge war, dem Gaste von den Wunderthaten, zunächst aber vom Geschlechte des Humanus, zu berichten, ist dunkel und gezwungen in den beiden letzten Versen angedeutet. Die andern Rittermönche gingen während seiner Erzählung ab und zu, bis sie endlich sich nicht enthalten konnten, sich auch an der Unterhaltung zu betheiligen. Die Noth des Dichters, hiermit eine ganze Stanze auszufüllen, trägt die Schuld an der unleugbaren Schwäche dieser Stelle.

**) St. 16, 7 f. Wir können unser Leben freiwillig hingeben, aber nicht für einen andern, wie es bloß in der Sage geschieht. Daran schließt sich St. 17 der ausdrückliche Wunsch, sich für ihn opfern zu dürfen, da kein größerer Verlust ihn und die Genossen treffen könne.

***) St. 19, 2. Sonderbar ist der Ausdruck „zu hören stille bin" für „stille zuhöre". Das Stillsein wird hier als Grund des Hörens bezeichnet. St. 20, 1 ist die Bezeichnung „als dritter Mann" eigenthümlich für „in der dritten Person". — Mehr und freier, als er selbst es thun wird.

†) Der Ausfall des Artikels fällt hier unangenehm auf.

sie der Welt und die Welt ihrer überdrüssig geworden, sondern eilen, um nicht der Offenbarungen beraubt zu werden, deren nur die Jugend theilhaft werden könne. Eine solche einseitige Verkennung hat selbst Göschels scharfen Tadel hervorgerufen.*) Nach Goethes innigster Ueberzeugung ist die Jugend die Zeit thatkräftigen Ringens, wogegen die Beschaulichkeit und das Zurückziehen von der Welt dem höhern Alter angemessener ist. Besonders ereifert sich der gute Delbrück über St. 23 „Wenn einen Menschen die Natur erhoben"**), die an der Stelle, wo sie stehe, im Munde des Alten und in Bezug auf den Meister, den sie preisen solle, mit der Idee des Ganzen so sehr in Widerspruch stehe, daß sie ihm allen Halt raube und zwischen den einzelnen Theilen dieses Gedichtes, das er anderswo das frömmste und christlichste unter allen Gedichten in unserer Sprache nennt***), den Zusammenhang völlig aufhebe. Der Dichter sagt ja nur, in allen übrigen Thaten, so groß sie auch seien, könne man nur die vom Schöpfer dem Menschen verliehene Anlage preisen†), dagegen stamme die Macht der Selbstüberwindung aus der eigenen Seele und sei in dieser Beziehung hoch über jene zu setzen, in welchen nur die Kraft in voller Wirksamkeit erscheine. Auf die Kämpfe, welche die zwölf Brüder im Leben bestanden, deuten auch die dreizehn Wappenschilde, die über manchen hängenden

*) Ueber Goethes Faust (1823) S. 285 ff.

**) Erhoben, von der Bevorzugung vor andern, wodurch er über die gewöhnlichen Menschen sich erhebt.

***) Ein Gastmal (1809) S. 99.

†) So äußerte er einmal gegen Eckermann, als er bemerkt hat, daß die irrten, welche Tieck ihm gleichstellen wollten, er könne dies gerade heraussagen, da er sich nicht gemacht habe, so wenig wie Shakespeare sich gemacht habe, der doch ein Wesen höherer Art gewesen.

Helme, Schwerter, Lanzen und sonstigen Waffen, die Fahnen, die Gewehre fremder Lande, die Ketten und Bande, von denen die letztern auf Kämpfe mit den Ungläubigen und Gefangenschaft unter diesen gehn sollen. Bedeutsam sind vor allem die Bilder zweier in gleicher Weite vom Rosenkreuze entfernt hängenden Schilder, die wohl zu unterscheiden sind von den dreizehn Schilden oberhalb der Betstühle. Meine Annahme, das Rosenkreuz habe über dem Betstuhle des Humanus in der Mitte des Chores gehangen, nehme ich jetzt zurück; auch dieser muß seinen eigenen Stuhl haben mit einem auf sein Leben deutenden Schilde und auch die beiden daneben hängenden Schilder müssen, ähnlich wie das Rosenkreuz, von sinnbildlicher Bedeutung sein. Kaum dürfte es zufällig sein, daß wir hier die Mehrheit Schilder, dagegen oben, wo von den Wappenschilden die Rede war, Schilde lesen. Schon auf dem Bogen der Pforte des Klosters steht das geheimnißvolle Rosenkreuz, das den Wanderer mit Andacht erfüllt (St. 7).*)

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Herzen sich verpflichtet,

---

*) Für diese Stelle des Gedichtes war ursprünglich auch folgende weggefallene Stanze gedichtet:

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.
Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erst mit himmlischem Entzücken
Zu leben an in diesen Augenblicken. (Vgl. dagegen S. 87.)

Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.*)

Der vom Dichter eingeführte Wanderer achtet zuerst nur auf das Kreuz, das ihm den Glauben einer halben Welt vor die Seele führt; aber bald bemerkt er dessen ganz neue Umgebung. Es ist von allen Seiten mit Rosen dicht umschlungen; Silberwolken tragen es, und „aus der Mitte quillt ein heilig Leben dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen". Es bedarf keines Scharfsinns, die einfache Symbolik zu erklären. Duldung (Kreuz) und Liebe (Rosen) ziehen uns zur Gottheit empor; das Emporziehen deuten die tragenden Wolken an (vgl. oben Ged. 18), die Gottheit wird dutch das Zeichen der Dreieinigkeit dargestellt. Das letztere hat Göschel**) nicht verkannt, dagegen versteht er unter den Rosen die blutigen Wunden Christi, und er läßt die Silberwolken über dem dreifachen Strahle schweben. Viehoff glaubt in dem „heiligen Leben dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen", das Wahre, Gute und Schöne erkennen zu dürfen. Daß Goethe hier, wo er christliche Rittermönche uns vorführt, sich des Zeichens der ihm sonst nichts weniger als

---

*) Herder, welcher unser Bruchstück in der ursprünglichen Fassung besaß, schließt mit dieser Stanze das sechzehnte Buch seiner Ideen, das schon vor seiner Abreise nach Italien, im August 1788, vollendet war, nur hat er zu seinem Zwecke, die heilvolle Einführung des Christenthums damit zu bezeichnen, den Anfang und den Schluß verändert; er schrieb V. 1: „Das Zeichen ward jetzt" und V. 7 f.: „Ein Schaur durchdringt des wilden Kriegers Glieder, Er sieht das Kreuz und legt die Waffen nieder."

**) Unterhaltungen zur Schilderung goethescher Dicht- und Denkweise II, 38.

gemüthlichen Dreieinigkeit bedient, darf nicht auffallen; war ihm ja auch das Zeichen des Kreuzes zuwider. Die in gleicher Entfernung von dem Rosenkreuze hängenden beiden Schilder, des seinen Durst in wilden Flammen stillenden feuerfarbenen Drachens und des in einem Bärenrachen steckenden bluttriefenden Arms, deuten auf leidenschaftliche Begier und Blutdurst, die geraden Gegensätze von Duldung und Liebe, welche das Kreuz und die Liebe darstellen. Das Rosenkreuz ist das Sinnbild des wahren christlichen Glaubens. Goethe scheint es mit Absicht gewählt zu haben, um im Gegensatze zu den fabelhaften Rosenkreuzern einen Verein rein christlicher Rosenkreuzer darzustellen, in welchem der segensvolle Geist christlichen Lebens und christlichen Glaubens im höchsten Glanze strahlt. Vor zwei Jahren war ein gelehrter Streit über die Rosenkreuzer zwischen Nicolai und Herder geführt worden. Der Theolog Johann Valentin Andreä hatte die in seiner „Chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz“ begonnene Dichtung (sie war 1781 neu aufgelegt worden) 1614 in seiner Fama Fraternitatis R. C. (roseae crucis) und 1615 in der Confessio Fraternitatis R. C. weiter ausgeführt, womit er nicht der Schwärmerei Vorschub leisten, sondern das Treiben der mancherlei geheimen Gesellschaften mystischer und theosophischer Art verspotten wollte, aber er erreichte damit so wenig seinen Zweck, daß sehr viele die Gesellschaft der Rosenkreuzer für Ernst nahmen, so daß er sich genöthigt sah, gegen das dadurch veranlaßte Unwesen aufzutreten. Herder bemerkt*), Andreä habe das Rosenkreuz aus seinem Familienpetschaft, einem Kreuze mit vier Rosen, genommen.

---

*) In Wielands teutschem Merkur 1782, I, 231 f.

Sein Großvater habe als eifriger Lutheraner sich dieses wahrscheinlich von dem Luthers angeeignet, auf dem dabei die Verse gestanden:

Des Christen Herz auf Rosen geht.
Wenns mitten unterm Kreuze steht,

Andreä spiele oft darauf an; er finde unter dem Kreuz die wahren Rosen d. i. Weisheit, Freude und Ruhe der Seele, doch ohne theosophische Grillen und mystische Gaukeleien. Goethes Beziehung auf die christlichen Tugenden der Duldung und Liebe ist unzweifelhaft. Das Christenthum wollte er eben als Religion der Liebe feiern, da ihm die Wunderkraft der Liebe, die auch sein Leben verschönte, so mächtig aufgegangen war. War ja das ganze Gedicht zunächst für Frau von Stein bestimmt, die er im Eingange unter der ihm erscheinenden Göttin anredete. Die wirklich aus Anlaß von Andreäs Spottschrift entstandenen Rosenkreuzer, die sich mit alchymistischen Träumereien, Todtenbeschwörungen und ähnlichen Dingen beschäftigten, lagen unserm Dichter ganz fern, wenn sie auch in den siebziger Jahren wieder aufgetaucht waren. Ihr Zeichen war ein Andreaskreuz über einer mit Dornen umgebenen Rose und der Umschrift C. C. C. C. (crux Christi corona Christianorum).

Wenn der Dichter durch höhere Fügung („auf erhabnen Antrieb“ St. 3, 2), von den „Befehlen höherer Wesen“ gesendet (St. 11, 6), den Bruder Marcus, der vom schlichtesten der Evangelisten seinen Namen hat, gerade in diesem Augenblicke ins Kloster kommen läßt, wo dem Bunde der Verlust des Humanus droht, welcher, nach der Weise der Heiligen, die Stunde seines Hinscheidens kennt, wenn die Rittermönche nach dem, was er ihnen verkündet, einen höhern Gesandten in ihm ehren

(St. 11, 5—8), von dem alles, was er sagt, wie tiefe Weisheit von Kinderlippen klingt, wenn seine Offenheit und Unschuld einen wunderbaren Eindruck auf sie üben (St. 12, 3—8), wenn die um den Nachfolger ihres „Vaters, Führers und Freundes“ besorgten Brüder (St. 15, 2. 18, 7) Trost und Hoffnung von der Sendung des schlichten Bruders hoffen, der „ein Mensch von einer andern Erde scheint“ (St. 11, 8, vgl. 12, 2. 4, f.), wenn die durch alles nahe gelegte Vermuthung, Humanus werde vor seinem Ende den Marcus zu seinem Nachfolger ernennen, durch Goethes spätere Erklärung bestätigt wird, der arme Pilgrim werde durch wunderbare Schickung und Offenbarung in die hohe Stelle eingesetzt, der er ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise gar wohl vorzustehn verdiene: so erhebt sich die Frage, ob in diesem Wechsel eine sinnbildliche Bedeutung liege. L. Giesebrecht, der zu Goethes Dichtungen immer eine schiefe Stellung einnimmt, verirrt sich hier*) zu der durch nichts zu begründenden, der Dichtung geradezu widersprechenden Ansicht, Bruder Marcus solle zuletzt auf die Seite des Humanus hinübergezogen werden, was nur eine sinnbildliche Darstellung des Sieges des humanen, von Herder gelehrten Christenthums sein solle, der Religion Jesu, wie sie nach diesem in den von den drei ersten Evangelisten berichteten Reden Jesu als lebendiger Entwurf zum Besten der Menschen hervortrete, über das paulinische Christenthum, eine gedankenlose Anbetung seiner Person und seines Kreuzes. Wo aber ist die geringste Andeutung von einer Umwandlung der Gesinnung

---

*) In seiner Zeitschrift Damaris 1861 im Aufsatze „über Goethesche Dichtungen“ Heft 1 S. 53—67.

des Bruders Marcus zu finden, die vielmehr nach allem, was die Dichtung sagt, und nach der Ueberzeugung Goethes, daß kein Mensch eine Faser seines Wesens ändern, viel weniger von einer Anschauung zu einer ganz entgegengesetzten überspringen könne, ganz unmöglich ist. Giesebrecht führt hierfür nur die beiden gar nichts beweisenden Umstände an, daß Marcus durch das geheimnißvolle Rosenkreuz, das er auf der Pforte im Dämmerschein sieht, erbaut wird, und daß später der Alte sagt, er sei werth, aus dem Vorhofe in das Innerste zu kommen. Vor allem hätte er sich darüber klar werden sollen, was das von Wolken getragene Rosenkreuz, aus dessen Mitte ein heilig Leben dreifacher Strahlen dringt, bezeichnen solle: statt dessen genügt ihm die des Dichters völlig unwürdige Annahme, dasselbe solle nur den geschichtlich vielgenannten geheimen Orden der Rosenkreuzer bezeichnen, der ja ein anderes Sinnbild hatte. Dann müßte es sich doch hier nur um diese Gesellschaft handeln, die dem Dichter ganz fern stand.*) Auch Andreäs Zeichen, das Kreuz mit vier Rosen, ist von dem unsers Gedichts ganz verschieden. Gerade in dem Rosenkreuze, das diesem Bunde als Sinnbild dient, liegt der Hauptschlüssel zum Verständnisse der Dichtung. Marcus kann eben so wenig zu der Anschauung des Humanus herübergezogen werden als dieser zu der des frommen Bruders; dieser

*) Daß Goethe damals wieder „vom theurgischen Wesen Kenntniß genommen“, schließt Giesebrecht aus dessen ganz unklarer Aeußerung in einem Briefe an Frau von Stein in unbestimmter Zeit und einer haltlosen auch nur zweifelnd geäußerten Vermuthung Schölls (III, 159), dessen Behauptung, der Herzog habe damals über Rosenkreuzerschriften mit Knebel korrespondirt, dahin zu berichtigen ist, daß dieser bei Gelegenheit von Andreäs mit einer Vorrede von Herder herausgegebenen „Dichtungen“ einfach seiner „chymischen Hochzeit“ gedenkt.

tritt bloß nach göttlicher Fügung an die Stelle des hinscheidenden Humanus. An sich kann man freilich geneigt sein, in diesem Wechsel eine sinnbildliche Bedeutung zu suchen, besonders wenn man der irrigen Ansicht huldigt, in einer allegorischen Dichtung müsse jeder Zug sinnbildliche Beziehung haben. Aber so wenig eine Veränderung des auf die Gesinnung des Bundes deutenden Rosenkreuzes stattfindet, so wenig soll durch den Wechsel der Vorsteher, der nur durch den Tod des sich selbst seinen Nachfolger erwählenden ersten veranlaßt ist, eine Umgestaltung angedeutet werden. Wenn in Humanus sich die starke Selbstüberwindung eines alle Kämpfe muthig bestehenden Geistes darstellt, so zeigt Marcus die gläubige Herzenseinfalt eines vom Leben zurückgezogenen Klosterbruders, der durch keine Leidenschaft beirrt wird, der keinen Kampf zu kämpfen hat, sondern der reinen Stimme seines Herzens folgt, wie sein Genosse in Lessings Nathan. Beide finden in der Religion der Liebe und Duldung das Glück ihres Lebens und in ihrem Herzen die Kraft, einem solchen christlichen Bunde segensreich vorzustehn. Wahrscheinlich sollte Humanus vor seinem Heimgange noch einmal im Kreise der Brüder erscheinen und nicht allein Marcus zu seinem vom Himmel bestimmten Nachfolger ernennen, sondern auch von der göttlichen Leitung, die sich an ihm so wunderbar erwiesen, Zeugniß geben und die Liebe als höchste christliche Tugend feiern, wohl mit Hinweisung auf das von Lessing so genannte „Testament Johannis", dessen auch Goethe sonst gedenkt: „Kinder, liebet euch!"

Wie der Dichter den Lebenslauf der einzelnen zwölf Ritter, die alle erfahren haben, daß die Welt keinen Frieden gebe, erzählt haben würde, läßt sich nicht bestimmen; denn, wenn er selbst berichtet, der Leser würde durch eine Art von ideellem

Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippenhöhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangt sein, einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß diese von allen Enden der Erde hier zusammengekommen, um jeder auf seine eigenste Weise Gott zu verehren, so hat darauf Humboldts Schilderung des wirklichen Montserrat wesentlich eingewirkt. Auf den höchsten Gipfeln der Felsen befinden sich dort zwölf weit von einander getrennte Einsiedeleien, die zum Theil in der Luft zu hängen scheinen, so daß man nur mit Leitern und Brücken über die schauerlichsten Abgründe zu ihnen gelangen kann. In unserm Gedichte hat Bruder Marcus den Gipfel des steilen Berges erstiegen (St. 4, 1. 8. 6, 1)*), von weitern Höhen oberhalb des Berges ist keine Rede. Die Brüder wohnen so wenig, wie auf dem Montserrat, abgesondert auf einzelnen Felsen, von denen sie nur einigemale im Jahre sich zur Klosterkirche begeben, daß sie hier im Klostergebäude ihre beständige Wohnung haben, mit Humanus täglich zusammenkommen (St. 17, 1 ff.); davon, daß sie heute oder vor kurzem wegen des nahen Todes von Humanus hier zusammengetreten, findet sich keine Spur. Mit Goethes späterer Annahme, daß sie auf zwölf verschiedenen Felsen gewohnt, hängt die weitere Bemerkung zusammen, der Leser würde, mit Bruder Marcus herumwandelnd, gewahr geworden sein, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungs-

---

*) Eine der nicht getilgten Nachlässigkeiten finden wir hier in St. 4, 5: „Bald sieht er hoch sich übers Thal erhöhet". Ein „Bald sieht er frei sich" würde auch einen bessern Fluß des Verses geben.

weisen, welche Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit im Menschen entwickeln oder ihm eindrücken, sich hier in ausgezeichneten Individuen darstellten; ja die zwölf Ritter sollen Repräsentanten der verschiedenen Religionen sein, jeder von ihnen mit Humanus eine Zeitlang in Berührung gekommen sein, welche Zeit gerade der Moment der höchsten Blüte und Frucht der einzelnen Religion gewesen, und so würden wir, da jeder von der Zeit seines Zusammenlebens mit ihm berichtet, vollständige Auskunft über den großen Lebenswandel des Humanus erhalten haben. Das stimmt durchaus nicht dazu, daß der Alte es als etwas Besonderes hervorhebt (Str. 16), er habe ihn auf des Lebens Pfad begleitet. Uns scheint der Dichter erst später unter dem Einflusse der Beschreibung des Montserrat sich diese der Anlage des Gedichtes fremde Wendung in Gedanken ausgebildet zu haben. Auch daß die ganze Handlung in der Charwoche sich ereigne, Humanus am Ostertage hinscheide, dürfte bei der Ausführung des Gedichtes nicht vorgeschwebt haben, nicht allein, weil sich sonst eine Andeutung davon schon am Anfange finden müßte, sondern auch weil dadurch ein überaus nebensächlicher, man möchte fast sagen ungehöriger Zug hereinkäme. Daß der Dichter sich des Planes seines vor mehr als dreißig Jahren entworfenen Gedichtes nicht mehr genau erinnerte und sich durch die humboldtsche Erzählung vom Montserrat, die er noch beim Schlusse des Faust dichterisch verwandte, irre führen ließ, darf nicht befremden; auch sonst finden wir ähnliche nicht zutreffende Angaben Goethes über diejenigen seiner eigenen Gedichte, von denen kein Entwurf oder Plan sich erhalten hatte. So bei seinem ewigen Juden.

Von den eigentlichen Geheimnissen, von dem, was noch

immer hier vorgeht, aber unter einer Hülle sich verbirgt*), hören wir nichts in unserm Bruchstücke, das gerade da abbricht, wo Marcus durch einen sonderbaren Anblick überrascht wird, „eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen", wie es in Goethes Erläuterung heißt. Aber der Erscheinung der Jünglinge gehen ein in Zwischenräumen wiederholter dreimaliger Schlag auf hohles Erz und „einladend ernste" Flötentöne voraus. Drei Jünglinge in weißen Kleidern, das lockige Haupt mit Blumenkränzen geschmückt, den Gurt mit Rosen umwunden, Fackeln in den Händen tragend, kommen eilig beim Grauen des Tages durch den Garten, löschen die Fackeln aus und verschwinden dann in die Ferne. Göschel sieht in ihnen ganz absonderlich „die drei Engel, die den Humanus vereint hienieden begleitet, Leib, Seele und Geist", indem er voraussetzt, dieser sei eben verschieden, da wir doch vielmehr annehmen müssen, Humanus werde noch manches aus seinem Leben erzählt, sich von den Brüdern verabschiedet und Marcus als Nachfolger eingesetzt haben. Wenn in den Klöstern am frühesten Morgen, oft in der Mitternacht, die Brüder aufstanden, um mit Gebet und Gesang Gott zu ehren, so haben wir hier eine Naturfeier durch Jünglinge. In demselben Kloster, worin die Alten, die des Lebens Last getragen, die Religion christlicher Duldung und Liebe feiern, sehen wir Jünglinge sich

---

*) Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.

Die Bedeutung ist bald mehr, bald minder verborgen. Mehr und mehr verstärkt, wie Goethe auch in Prosa früh und früh, gleich und gleich, nimmer und nimmer sagt. Vgl. St. 38, 2 manch (=) und manches. — Will, von der Absicht, wie in „dies Wort will sagen".

einem heitern Naturdienste widmen. Wie dieser Naturdienst sich in das Ganze verschlungen und mit der christlichen Vorstellung in Verbindung gebracht werden sollte, wollen wir nicht errathen; jedenfalls war jener Naturdienst der heitern Jünglinge ein Theil der hier unserer wartenden Geheimnisse, in denen etwa die verschiedenen Religionen in ihrem menschlich schönen Kern zur Darstellung gelangen sollten, ohne daß wir mit Goethe selbst anzunehmen hätten, jeder der zwölf Ritter habe eine eigene Religion vertreten. Die wunderbaren Schicksale der Ritter sollten lebendig darstellen, auf wie verschiedene Weise die Vorsehung sie geleitet, bis sie zuletzt alle hier vereinigt sich der ahnungsvollen Betrachtung und dem reinen Dienste der hoch über allem Irdischen waltenden göttlichen Liebe geweiht. Hier würden denn auch die Anhänger der christlichen Religion, die wir auf mancherlei Weise hier vertreten finden sollten, alle übrigen Verehrungen der Gottheit anerkennen und ehren, wozu sich auch der schlichte christliche Klosterbruder, der an die Stelle des Humanus tritt, verstehn muß. Freilich die Ausführung des einzelnen würde eine der allerschwierigsten Aufgaben geworden sein, und es ist sehr die Frage, ob Goethe, der von den beabsichtigten 365 Stanzen nur eine verschwindend kleine Zahl vollendete, sich hierüber schon im einzelnen klar geworden war. Wenn es St. 2 heißt, keiner werde mit allem Sinnen das wunderbare Lied enträthseln, so scheint uns dieses doch bedenklich, da in der Dichtung, wenn sie wirklich künstlerisch vollendet sein soll, der Schlüssel zur Lösung liegen muß und nach der letzten Aeußerung des Humanus und der Art, wie Marcus dessen Stelle übernimmt, der Sinn des Ganzen dem eindringenden Blick sich nothwendig ergeben mußte: aber es sollten wohl im einzelnen manche der Geheimnisse so im Dunkel

gehalten sein, daß es zweifelhaft blieb, worauf der Dichter hingedeutet, also, nach einem Goethe später so geläufigen Ausdruck, manches hineingeheimnißt sein.

Die Sprache schlägt einen wundervoll würdigen, ernstsinnigen Ton an, der selbst das Gewöhnliche gleichsam in reinen Aether taucht, wobei freilich die Gefahr, ins Gezwungene zu fallen, nicht ganz vermieden ist; auch hat die Ausfüllung der Stanzen, da jede ein Ganzes für sich bilden, der Gedanke nie in die folgende herübergeleitet werden sollte, zuweilen eine etwas ungehörige Breite der Darstellung veranlaßt. Selbst Wieland, der betrachtend und ausübend so viel in der Vers- und Reimkunst sich versucht hatte, mußte der meisterhaften Behandlung der Stanzen in unserm Gedichte das höchste Lob zollen. Freilich hat dasselbe nicht die letzte noch nöthige Feile erhalten, einzelne Spuren der flüchtigen Arbeit und der mangelnden Stimmung sind nicht getilgt.

Ich habe die Fassung der zweiten Ausgabe hier absichtlich fast ganz unverändert wiederholt, um ihr selbständig meine neuen Bemerkungen anzuschließen. Der Versuch des königsberger Philosophen Hermann Baumgart, unserer Dichtung beizukommen, in der Schrift: „Goethes Geheimnisse und seine Indischen Legenden" (1896) mußte fehlgehn, weil ihm die Ueberlieferung nur unvollständig bekannt war und er von Goethes ganz unzuverlässiger Erklärung von 1816 ausging, wie ich ausführlich in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXVIII gezeigt habe, aus der ich das Hauptsächliche hier aushebe. Goethes sehr späte Erklärung steht in offenbarem Widerspruch mit dem Bruch-

stücke selbst, wie wir dasselbe in anderer Weise beim ewigen Juden fanden. Seine Forschung geht von einem ganz falschen Punkte aus und von ungenügender Kenntniß des vorliegenden Thatbestandes. Mit den einzelnen zersprengten zu unserm Gedichte mehr oder weniger gehörenden Stanzen ist er seltsam umgesprungen und hat sich durch das Irrlicht von Goethes eigener Erklärung in den Sumpf locken lassen, statt den unverkennbaren Spuren der Dichtung selbst zu folgen, auf die er auch eine Stanze bezieht, die auf das von der Gottheit selbst für Humanus und die Seinen bestimmte Kloster geht. Statt bei der Frage, nach dem Inhalt der Dichtung, sich von der Handlung, von dem, was hier geschieht, leiten zu lassen, geht er von dem Titel aus, den sie erst spät erhalten hat und dessen Deutung keineswegs als unzweifelhaft sicher sich herausstellt, vielmehr scheint die von Baumgart gefundene ganz unglaublich. Erst nachdem er sich durch manche Einbildungen den Blick getrübt hat, geht er an die Lösung der Hauptfrage, worauf die Dichtung gerichtet sein sollte, wo wir denn auf die Symbole verwiesen werden. Der Tod des Humanus soll dadurch begründet werden, daß die vielgeliebten Symbole schwinden müssen, ohne daß sich den Leidenden die Hoffnung auf einen tröstlichen Ersatz zeigte. Dieses ganze Hereinziehen der Symbole gründet sich einzig auf seine unglückliche Gleichung: „Geheimnisse=Symbole“.

Es ist ein ebenso großer Irrthum, wenn Baumgart den Alten von den zwölf ausnehmen will, als wenn er in ihm eine Allegorie der Tradition sieht, die wir trotz der Entzückung, mit der ihr Erfinder davon spricht, für unerträglich steif halten. Der Alte weilt mit im Kapitelsaale, wo nur dreizehn Stühle sind, außer dem mittlern des Humanus einer für jeden der Zwölf.

Der Dichter bedurfte eines Sprechers, der den Fremden empfing und ihm über Humanus, dessen Leben und drohenden Tod berichtete, später sein Führer war; dazu wählte er einen Herzensfreund, der ihn von Jugend an kennt. Ob dieser sich nie von ihm getrennt, sondern mit ihm sich zu dem von der Vorsehung bereiteten Gebäude im einsamen Thale getrieben fühlte, das wir uns wohl weit im Osten zu denken haben, ist nicht zu bestimmen. Daß ursprünglich Maria Einsiedeln in der Schweiz hier vorschwebte, ist schon oben bemerkt.

Hatte aber Humanus sich mit den Seinigen dem reinern Christenthum in der Einsamkeit geweiht, so erhebt sich um so dringender die Frage, was hat es zu bedeuten, daß Marcus, ein einfacher Klosterbruder, ein ernst frommer Nachfolger von Lessings treuherzigem Gegenbilde des aufgeblähten, herrschsüchtigen Patriarchen im „Nathan", von der Vorsehung zum Stellvertreter des Humanus berufen wird? Nach Baumgart soll er „die erste Nachfolge Jesu verkörpern, wie sie als das Wesen und der Inhalt der christlichen Religion bestehen bleibt." Aber wie kann Marcus dazu besser wirken als Humanus, worin soll der Gegensatz oder die Fortentwicklung liegen? Als Sinnbild des Christenthums, wie es Humanus aufgefaßt, müssen wir doch das Zeichen auf der Pforte des Bogens betrachten, selbst wenn Humanus es schon vorgefunden hätte. Das Kreuz soll nicht auf die Kreuzigung gehen, wie es Bruder Marcus in gewohnter Weise faßt, sondern auf die Leiden und Mühen des Lebens, aber die es umwindenden Rosen deuten auf Lebensgenuß, da das Leben kein Jammerthal, die Erde kein Büßungsort, das Kloster kein ewiges Memento mori sein soll. Das rosenumgebene Kreuz wird zum Himmel getragen, da der Mensch im Leben immer

fortstreben, „unermüdet schaffen“ soll, wie wir es von der Gottheit selbst glauben (nach Goethes Ode „Das Göttliche“). Das dreifache, aus der Mitte quellende Licht, das Zeichen der Dreieinigkeit, ist wohl hier als Bild der drei christlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, gedacht. Also herrscht ein reineres Christenthum schon in dem Kreise des Humanus. Was kann da der schlichte, gottesfürchtige, treuherzige Marcus ändern? Nach Baumgart soll durch ihn, „in stiller organischer Wandlung die Summe religiösen Anschauens, Fühlens und Denkens, die, ein Produkt der gesammten menschlichen Entwicklung, in der reinen Lehre Jesu enthalten ist, in ihrer einfachen Gestalt an Stelle der geheimnißvoll Symbolischen unmittelbar sich geltend machen, durch ihre innere Hoheit das Führerrecht für immer sich sichern. Die Geheimnisse schwinden, aber das Geheimniß bleibt. Das große Geheimniß der Natur und das größere Geheimniß des Geistes, die beide doch nur ein verschieden gefaßter Ausdruck für das eine größte Geheimniß, daß das Unbegreifliche uns Gewißheit ist.“ Das wäre doch eine Wandlung, welche, für des einfachen Bruders Weisheit, die von Kinderlippen schallt, viel zu hoch; sie setzt eine Umwandlung von Marcus selbst voraus, und Humanus kommt dabei arg zu kurz, der längst auf den Kern der christlichen Lehre gedrungen hatte, und mit einer Hoheit dafür begeisterte, welche die kleine Gemeinde der Greise, die ein thatenvolles, erfahrungsreiches Leben geführt hatten, hinzureißen wußte. Die Aufgabe, die Marcus zu lösen hatte, kann nur darin bestehn, daß er die christliche Geheimlehre, die bisher auf das Kloster des Humanus beschränkt war, allgemein verbreitete, wozu gerade er, von Humanus belehrt, auserkoren war. Diese Ausbreitung der christlichen Sittenlehre, die zugleich die wahre

Humanität, ohne die nichts fördernde, zur Schwärmerei und Verworrenheit des Geistes verleitende, vom Leben und von reiner menschlicher Entwicklung abführende Offenbarung, ergibt sich als Ziel- und Endpunkt der „Geheimnisse“, dieser glücklich erdachten Legende, die einen Herzenswunsch des Dichters auszusprechen bestimmt war, auf dessen Erfüllung er selbst nicht hoffte; es ist nur ein schöner Traum, dessen dichterische Ausführung leider dem Meister nicht gelingen sollte. Aus der Schilderung der Reden des Bruders Marcus im Kloster, aus Stanze 12, hat Baumgart geschlossen, was sie gar nicht besagen soll, daß von allen Geheimnissen nur das eine höchste bleiben werde: „daß die Einfachheit das Siegel der letzten Vollendung ist, daß sie aus unschuldiger Reinheit und offener Weisheit allein erwachsen kann und daß, wie sie die Frucht der lautern Selbstlosigkeit ist, aus ihr die unendliche Liebe quillt, welche die Welt erlöst.“ Ebensowenig finden wir in dem Bruchstück eine Andeutung, „daß, wenn solche Gesinnung das Führeramt übernimmt, die ewige Dauer wahrhaft christlicher Religiosität und Religionsgemeinschaft erst recht besiegelt sein werde, weil solche Führerschaft den herrschenden Streit aufhebe, und, was in aller Welt an echt religiösem Sinne lebt, vereinend um sich sammle“. Darüber hat er die offenbar beabsichtigte Wirksamkeit der Humanusgemeinde unter Marcus völlig verkannt.

Wirklich ausgeführt hat Goethe nur die von einer höhern Stimme dem Bruder Marcus aufgetragene Reise, seine Ankunft am Abend beim Kloster, Abendessen und Abendandacht, endlich nach kurzem Schlaf beim Grauen des Morgens eine merkwürdige Erscheinung. Der Name des Bruders erinnert an den des schlichtesten, als Missionar in Afrika bekannten

Evangelisten*), aber wirklich scheint bei ihm der Lieblingsjünger des Heilands, der an dessen Busen gelegen, vorgeschwebt zu haben, der immer aus vollem Herzen sprach, an dessen „Testament“, die christliche Liebe, die der Herr befohlen, genüge allein, Lessing so eindringlich gemahnt hatte. Den abgegriffenen Vornamen Johannes scheint Goethe absichtlich, wie den des Faust, gemieden zu haben. Marcus wird gleich anfangs als von der Vorsehung gesandt bezeichnet; bloß dem ihn treibenden Geiste folgend, gelangt er am späten Abend an das prächtige Kloster. Wie bei der ganzen Sage der unmittelbare Einfluß der göttlichen Vorsehung angenommen wurde, so war das „herrliche“ Gebäude des Klosters, ähnlich wie der Tempel auf dem Mont Salvage, von der Gottheit selbst geschaffen. Auf des Marcus Ankunft an ihm bezog sich die später nicht benutzte Stanze:

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet;
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.

*) Wenn Herder Goethe kurz vor dessen Flucht nach Italien in einem Scherzbriefe an den Herzog den Spitznamen des Evangelisten Marcus gibt (Schriften der Goethegesellschaft II, 369), so durfte Erich Schmidt dabei nicht an den Bruder Marcus der Geheimnisse denken. Vielmehr schwebt Goethes alter „Prolog zu Bahrdts Offenbarungen“ vor, wo der Evangelist Markus kurzweg den Gießener Professor mit den Worten: „Und wie und was verlangst denn du?“ zur Rede stellt und auf dessen weitläufige Erklärung, ohne ein Wort zu erwidern, ihn stehen läßt. Matthäus bemerkt: „Johannes ist schon weggeschlichen und Bruder Marcus [die Evangelisten nennen sich Brüder] mit entwichen.“ Herder fand es ergetzlich, daß dieser kürzeste Evangelist hier so kurz gebunden ist (er allein spricht nur einen kurzen Vers, äußert sich nicht weiter), und ebenso kurz gebunden fand Herder den Freund falschen Ansichten gegenüber, die ihm widerstanden.

Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erst mit himmlischem Entzücken
Zu leben an in diesen Augenblicken.

Bei der spätern Ausführung fiel die früher beabsichtigte Schilderung der Pracht des von der Vorsehung selbst geschaffenen Klosters weg und an deren Stelle trat die neue Weise, wie er hier das mit höchster Ehrfurcht verehrte christliche Kreuz mit Rosen umwunden, von Wolken getragen und vom Lichte der Dreifaltigkeit erleuchtet sah, was erbauliche Gedanken über die ungewohnten Sinn bergenden Zeichen in ihm erregte. Eingelassen meldet er, wie er auf den Befehl höherer Wesen hierher gekommen, was man mit heiligem Staunen vernimmt, ja man fühlt das Herz dabei von innerer Gewalt ergriffen: alles, was er von seiner Sendung erzählt, wirkt wie weise Lehren, sein ganzes offenes und treuherziges Benehmen ist völlig von dem aller Menschen verschieden; er erscheint wie ein himmlisches Wesen. Der Inhalt seiner Reden konnte hier noch nicht ausgeführt werden. Zunächst mußten wir über Humanus und seine Genossen belehrt werden; dies thut sein alter mit ihm hierher gekommener Freund, der nur als Greis bezeichnet wird, in längerer Rede, deren würdiger Ton uns die in diesen Räumen herrschende hohe Gesinnung vergegenwärtigt. So erfahren wir, daß der baldige Tod ihres „Vaters, Freundes und Führers“ sie in Sorge und Furcht setzt, aber der Anblick des von höhern Wesen Gesandten hat ihnen „Trost und Hoffnung gebracht, ihre Seele erregt“; sie erwarten von ihm eine Lösung, da der bald Scheidende ihnen nur verkündet hat, daß er in wenig Zeit sich von ihnen trennen werde. Wie alle als Greise zu jenem „edlen Manne“ gekommen, dem Friede Gottes in der Brust lebt (der Redende selbst hat ihn auf

des Lebens Pfad begleitet), ist nur kurz angedeutet, auch nicht verschwiegen, wie außer dem persönlichen Schmerze über den drohenden Verlust, es sie bekümmere, daß er keinen sich zum Nachfolger bestimmt hat, was auf die durch Marcus erregte Hoffnung ein Licht wirft. Täglich kommt Humanus eine Stunde zu ihnen, wo er aus seinem Leben erzählt, „in dem die Vorsicht ihn so wunderbar geführt", aber mit allergrößter Bescheidenheit, wie der Freund weiß, da er so manches davon als Augenzeuge mit erlebt hat. Er wird als ein christlicher Held dargestellt, worauf schon vor und bei seiner Geburt Wunderzeichen hingedeutet; er hat bereits als Kind ungeheure Kraft bewährt, auch einmal in der Noth das Wunder vollbracht, daß er mit dem Schwerte eine Quelle aus dem starren Felsen schlug. Wenn Wundergeschichten von ihm, wie von einem Heiligen, erzählt werden, so ist es nicht zu verwundern, daß der Dichter solche wählt, deren bekannte Sagen gedenken, ja selbst Anzeichen, die des Heilands Geburt verherrlichten und vom Messias vorhergesagt worden. Daß dadurch „eine Fülle der fruchtbarsten Ideen aufgeregt werde", kann ich Baumgart (S. 40) nicht zugeben; es galt nicht durch mythische Züge die Einbildungskraft zu erfreuen, sondern das Bild des Humanus als eines gottbegnadeten Mannes auszuführen. Humanus hat aber auch die sauerste Probe des Mannes bestanden, er hat sich selbst überwunden, was an die Verheißungen erinnert, die in der Offenbarung Johannis dem Ueberwindenden gemacht werden. Bei aller mächtig treibenden Kraft wußte er sich selbst zu beschränken, seines Muthes Herr zu sein, wie es in den Sprüchen Salomonis heißt. Freilich hatte der Vater ihn zum strengsten Gehorsam, zu den niedrigsten Diensten gegen andere gewöhnt, aber diese Unterwürfigkeit war bei ihm kaum eine

Tugend, da sein Herz ihn dazu trieb, andern wohlzuthun, Verwundete zu verbinden, Kranken beizustehn. Gehorsam gegen die Eltern empfand er als sittliche Pflicht, die er so rücksichtslos übte, daß auch der rauhe und scharfe Vater, der die ihm als geborenem Edelmann gebührenden Ehren mit Absicht ihm vorenthalten hatte, endlich nicht mehr umhin konnte, des Sohnes Werth anzuerkennen und ihm die Rechte seines Standes zu gewähren. Baumgart legt etwas Fremdes hinein, wenn er von dieser Ausführung rühmt: „In symbolischer Kürze und Wucht verkündet der Dichter hier Grundüberzeugungen, an denen er sein Leben lang festhielt und auf die er auch im spätern Alter gern und ausführlich zurückkam. Es sind die Tugenden der Ehrfurcht, der Demuth und des Gehorsams, denen er für die sittliche und religiöse Erziehung den höchsten Werth beilegte." Eine solche philosophische Auslegung schädigt die Dichtung und zugleich die Wahrheit. Auch finde ich hier keine „ganz allgemein gehaltene Hindeutung auf Hauptzüge der mittelalterlich-christlichen Entwicklung der europäischen Menschheit", dagegen hätte Baumgart hervorheben sollen, daß diese Ausführung zeige, unser Gedicht spiele im Mittelalter, das so manche ähnliche fromme Sagen trieb.

Die weitere Erzählung seines Lebens bricht hier zweckmäßig mit der Bemerkung ab, es sei voll der köstlichsten Geschichten, die in Dichtungen durch ihre Unglaublichkeit und den Reiz der Darstellung erfreuen, der sie dem Hörer als wirklich vorzaubert. Baumgart dagegen spricht hier von den Schönheiten des reichen Schmuckes der Phantasie und der höhern Schönheit ihrer innern unvergänglich für alle Zeiten sich erneuernden Wahrheit, die sich im philosophischen Sinne der Geschichte gleichstelle. Der Alte

schließt mit der Angabe des Namens, welchen „der Heilige, der Weise“ angenommen, den „das Aug' der Vorsicht“ sich ausersehen. Sein Name Humanus deutet auf die Entwicklung des Menschen als das höchste Ziel. Später, heißt es, solle Marcus auch dessen wirklichen Namen, sein Geschlecht und seine Ahnen erfahren. Der Uebergang von der Rede des Alten zur Mahlzeit ist freilich etwas verkümmert, ja diese selbst ganz übergangen, nur das zeitweilige Erscheinen der andern Brüder erwähnt, die, wie es sonderbar heißt, jenem das Wort aus dem Munde nahmen. Wir finden Stanze 32 um so auffallender, als die Rede des Alten wirklich abgeschlossen ist, er gar nicht endete, wie es hier heißt, als gegen Marcus „das Herz am stärksten quoll“, sondern mit der Nennung seines Namens Humanus.

Die folgende Rede, die den Uebergang bildet zum Danke an Gott und seine Wirthe für das genossene Mahl, weiter die Bitte um Wasser zum Trinken und das Geleit zum Kapitelsaale enthält, wo die Brüder ihre Abendandacht verrichten, leidet wenigstens zum Schlusse am Reimzwange. Im Kapitelsaale thun wir einen zweiten Blick in die Einrichtung des Klosters. Jeder Bruder hat einen besondern Stuhl mit einem Schilde über diesem, das auf geheimen Sinn deutet; auf dem des Humanus war das Rosenkreuz zu sehen. Ueber manchen Schilden hingen als Zeugen des Ritterlebens in der weiten Welt Waffen aller Art, auch Fahnen und Gewehre fremder Länder, selbst Ketten und Bande, die auf Krieg, letztere auf erlittene Gefangenschaft deuten. Die Brüder beten und singen kleine andächtige Lieder; ehe sie dann zu kurzem Schlafe sich trennen, segnen sie sich mit frommen Wünschen zu ruhigem Schlaf, da keine irdische Begierde sie beunruhigt. Marcus und der Alte, der gleichsam als Ver-

treter des im Kapitelsaale fehlenden Humanus erscheint, bleiben in diesem. Ersterer wird von den Schilden zurückgehalten, deren verborgener Sinn ihn reizt, besonders zunächst rechts und links von dem in der Mitte hängenden Schilde des Humanus; davon stellt das eine einen in wilden Flammen seinen Durst stillenden Drachen, das andere einen Arm in eines Bären Rachen dar, aus welchem heißes Blut quillt. Hätte Baumgart beachtet, was der Alte dem Bruder Marcus sagt, er könne den Sinn derselben nicht errathen, da er nicht wisse, was mancher Held gethan, doch ahne er wohl, wie manches hier (von den Brüdern, deren Schilde er sieht), „gelitten, gelebt, verloren ward und was erstritten“, so würde er nicht gewagt haben, die beiden Wappen auf die heftigen Kämpfe der christlichen Konfessionen zu beziehen, und zwar, weil die beiden Schilde gleich weit von dem des Humanus gehangen (wie ohne Zweifel alle in gleichem Abstand voneinander sich befanden), auf zwei vom geläuterten Christenthum des Humanus gleich weit entfernte „extrem kontrastierende religiöse Dispositionen“. Als ob die betreffenden Brüder solche falschen Auffassungen des Christenthums in Wappen des Kapitelsaals hätten verewigen wollen! Der Drache deutet auf Mordlust, die zu wilden, erbitterten Kämpfen getrieben, der blutige Arm auf die Befreiung der Erde von Untieren, von denen das Mittelalter so viel fabelte, beide auf die eigene Vergangenheit. So überraschend wie unglaublich ist Baumgarts Deutung auf die Angst vor dem geöffneten Höllenrachen und die Qualen der wüthenden Gewissensbisse; diese sollen die katholische Lehre von der ewigen Verdammniß und Calvins Vorstellung der Metanoia bezeichnen, ja mit froher Selbstbefriedigung heißt es, der Dichter habe so, wie es überall seine Art sei, schon in der Sprache den

vorhandenen Keim zur Gestaltenbildung sich entfalten lassen. Wir sind nicht so kühn, die Spur davon zu ahnen.

Der Alte schließt damit: doch in ihrem Kloster handle es sich nicht bloß von der Vergangenheit, hier gehe auch noch manches vor; sei Marcus erst aus dem Vorhof, über den er noch nicht hinausgekommen, ins Innerste aufgenommen, dessen er ihm werth scheine, so werde er dies erfahren. Damit ist auf die nächsten Tage und das, was er dort sehen werde, hingedeutet, auf die seiner noch wartenden Geheimnisse des Innersten. Wie Marcus vom Alten in seine Schlafzelle geleitet worden, sich niedergelegt und eingeschlafen sei, ist gleich dem Mahl am Abend übergangen. Erst beim Erwachen setzt der Dichter wieder ein. Ein dumpfes Geläute der bisher noch nicht erwähnten Kirche weckt ihn; als er ihm folgen will, wie er morgens gewohnt ist (er hat schon sein Morgengebet verrichtet), findet er die Thüre seiner Zelle verschlossen. Ein starkes Versehen ist es, wenn Baumgart vom Schlosse der Kirche spricht. Was die drei letzten Stanzen enthalten, kann nicht eine bloße Vision, es muß eine Erscheinung sein, die Marcus wirklich erlebt. Ein dreimaliger Schlag auf hohles Erz, gemischt mit Flötentönen, seltsam und schwer zu deuten, erfreut sein Herz, ernst einladend, wie wenn festliche Tänze von Gesängen belebt würden. Als er aber ans Fenster eilt, sieht er beim ersten Grauen des Morgens drei fackeltragende Jünglinge eilig durch die Gartengänge sich entfernen. Die weißen Gewänder liegen ihnen knapp und wohl an, ihre Locken sind mit Blumenkränzen, der Gürtel mit Rosen umwunden; sie scheinen „recht erquickt und schön" fortzueilen. Dann löschen sie ihre Fackeln und verschwinden in der Ferne. Baumgart meint, die Fackeln, welche sie in die Ferne hinaustragen, würden doch

in der Uebung der Künste, wie im Leben fortleuchten, nicht in der Form buchstäblich geglaubter Symbole, sondern als die höchsten Motive der Kunst. Aber sie löschen ja ihre Fackeln, und darauf, daß die Jünglinge die Symbole seien, deutet eben gar nichts. Der erfreuende Schall und die Jünglinge mit brennenden Fackeln scheinen vor der gewöhnlichen Kirchenzeit aus der Kirche zu kommen. Ich kann hierin nur eine Nachtfeier sehen, welche von einer der Anstalten ausging, die wir uns mit dem Bunde der Zwölf nach der Andeutung des Alten in Stanze 40 verbunden denken müssen. Auch die Mysterien der Griechen wurden zur Nacht gefeiert; es waren heilige Nächte, bei welchen die Eingeweihten in weißen Gewändern erschienen. Bekannt ist auch das späte römische Pervigilium Veneris, eine Feier der Liebe beim Anfange des Frühlings, dies Bürger übertrug, wodurch Schillers „Triumph der Liebe" veranlaßt ward. Daß Marcus seine Zelle verschlossen fand, erklärt sich daraus, daß diese Nachtfeier, wie die Kirche selbst, zum Innersten gehörte, in welches er erst an diesem Tage, wahrscheinlich durch den Alten, geführt wurde. Es ist dies das erste Geheimniß des Innern, das schon auf den heitern, von strenger Ascese weit entfernten Charakter der nachfolgenden Geheimnisse hindeutet.

Der Alte sollte sich bald darauf einstellen und die Führung übernehmen. Zunächst wird er ihn zum einfachen Frühstück, dann in die Kirche gebracht haben. Ueber die zum Bunde gehörigen Bildungsanstalten wäre jede Vermuthung eitel; manches, was Goethe vorschwebte, dürfte später in den Wanderjahren frei benutzt worden sein. Jedenfalls werden die verbundenen Brüder nicht bloß einem beschaulichen Leben sich hingegeben, sondern auch nach ihrer Neigung fördernd auf die menschliche

Bildung gewirkt haben, in gewissem Sinne thätige Freimaurer gewesen sein; selbst die Baukunst dürfte nicht ausgeschlossen gewesen sein, wenn sie auch das von der Vorsehung bestimmte Gebäude schon vorgefunden. Fern halten müssen wir jeden Gedanken an Goethes unglückliche Aufklärung von 1816. Zuletzt wurde Marcus auch zu Humanus geführt, wo denn die Unterredung beider den Glanzpunkt der Dichtung gebildet haben würde. Der scheidende Humanus sollte dem vom Himmel ihm bestimmten Nachfolger seine Sendung ans Herz legen, die reine christliche Sittenlehre ohne die Erlösung durch den Sohn Gottes allgemein zu verbreiten, besonders auf die Uebung ihrer Grundlehren, der Selbstüberwindung und der Liebe, zu wirken. Uns genügt es, das Wort des Räthsels gefunden zu haben, daß die Dichtung mit dem Auftrage des Humanus schließen sollte, die reine Lehre Jesu, wie sie Goethe empfand, wie sie sein Bund der neuen Rosenkreuzer übte, allgemein zu verbreiten, und so einen Wunsch zu erfüllen, den die Freidenker der Zeit, unter ihnen auch sein Freund Merck, als einen frommen, jedenfalls noch lange aussichtslosen erkannten. Die auf morschem Boden sich erhebende philosophische Ausdeutung eines begabten Denkers mußte, je selbständiger sie war, leider um so weiter von der einfachen Wahrheit abführen.



Kunst.

Der Vorspruch des Jahres 1814 bezeichnet das Wesen der Kunstlieder, die nicht lehren, sondern das den Künstlern vor der Seele stehende Gefühl rein abbilden sollen. Eine eigene, Kunst überschriebene Abtheilung bildete erst die dritte Ausgabe aus dem Ende der zweiten Sammlung der vermischten Gedichte, an deren Schlusse in der jetzigen Folge 1—9 unserer Abtheilung standen. Hinzu traten 10—12, von denen das erste schon 1776 gedruckt, die andern noch ungedruckt waren; vorher ging das übersetzte anakreontische Lied „An die Cikade", aber das letztere gehört gar nicht hierher. Unverändert ging die Abtheilung in die Ausgabe letzter Hand über; die Quartausgabe fügte 13—16, 18—20 und 22, die übrigen Stücke die vierzigbändige Ausgabe hinzu. Die epigrammatischen Gedichte gehören nicht hierher, noch weniger die herrliche, sehr frühe Dichtung Der Wandrer.

1. Die Nektartropfen.

Die Zeit der Entstehung unserer schönen Paramythie fällt um das Jahr 1785. Wir besitzen sie ohne Ueberschrift auf einem Oktavdoppelblatt von Herders Hand, worauf sich noch das Parzenlied der Iphigenie findet. Auch eine Abschrift dieses Blattes von Luise v. Göchhausen liegt vor, mit der jetzigen Ueberschrift. Gedruckt wurde sie zuerst in der ersten Ausgabe der Werke. Anknüpfend an die Sage, daß Prometheus dem Zeus den Feuerfunken für den Menschen geraubt (vgl. Antiker Form sich nähernd 4), läßt der Dichter die dem Urvater der Menschen (vgl. vermischte Ged. 17) und seinen Geschöpfen geneigte Kunstgöttin Minerva, die Spenderin aller Weisheit, für dieselben den Nektartrank der Kunst vom Himmel bringen und aus den verschütteten Tropfen auch die kunstübenden Thiere, von denen er die Biene, den Schmetterling und die Spinne besonders anführt, jene Himmelsgabe gewinnen. Dieses schönste Glück des Menschen wird so als eine Göttergabe dargestellt und zugleich sinnig erklärt, wie es komme, daß der Mensch sie mit manchen Thieren theile. Das Ganze ist nur eine witzige Spielerei im Sinne der griechischen Dichtung, die in ähnlicher Weise die dem Menschen inwohnenden Eigenschaften und sogar die verschiedenen Charaktere der Frauen erklärte. Bekannt ist auch die griechische Sage von der Entstehung der Milchstraße aus der verschütteten Milch der Hera.

Die Darstellung in den ruhig gemessenen reimlosen trochäischen Dimetern ist so anschaulich, wie bei aller Einfachheit anmuthig belebt durch treffend gewählte Beiwörter (3. 6. 8. 10. 12 ff. 17 ff.). Die drei Theile des unverändert gebliebenen Gedichts sind durch Absätze bezeichnet.*)

2. Der Wandrer.

Die erste Anregung zu unserm Gedichte erhielt Goethe am 29. Juni 1771 in Niederbronn auf der Rückreise von Saarbrücken nach Straßburg. An diesem Tage ritt er mit seinem Freunde Weyland von Neukirch über Zweibrücken nach Hagenau. „Hier (in Niederbronn) in diesen von den Römern schon angelegten Bädern", schreibt er im zehnten Buche von Wahrheit und Dichtung, „umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften mir aus Bauerhöfen und zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten." Eine Weihinschrift des Jupiter und eine kleine Minerva führt Schöpflin in der Alsatia illustrata als in Niederbronn gefunden an. Goethe war diese wohl nicht unbekannt geblieben, obgleich er sich ihrer nicht mehr erinnerte. Zwischen Nieder- und Oberbronn auf der Wasenburg „verehrte" er eine an einer Felsenwand wohlerhaltene Weiheinschrift des Merkur. Das über den Trümmern der Römerzeit neu erblühende an-

*) „Jenen Liebling" scheint absichtlich statt des nahe liegenden „ihren Liebling" gewählt, um auf die bekannte mythische Person hinzudeuten. Herders Abschrift hatte noch 7 das frühere Komma in Kolon verändert, nach 14 das Komma beibehalten.

spruchslose Leben ergriff ihn in innerster Seele, ohne daß er damals im Stande gewesen wäre, sein Gefühl dichterisch zu gestalten. Es rein menschlich zu beleben, gelang ihm erst im folgenden Jahre.*) Karoline Flachsland schrieb anfangs April 1772 ihrem Verlobten Herder, Goethe, der zum Besuche Mercks zu Fuße nach Darmstadt gekommen sei, stecke voller Lieder; eins von einer in Ruinen alter Tempel gebauten Hütte sei vortrefflich. Von Wetzlar aus, wohin Goethe sich Ostern 1772 begab, sandte er ihr das Gedicht, das sie Ende Mai ihrem Verlobten mit den Worten überschickte: „Ich habe lange, lange nichts Rührenderes gelesen. Der Wanderer auf den Ruinen — die Frau mit dem Knaben auf dem Arm — und der Wanderer mit dem Knaben auf dem Arm — und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend — o ich kann Ihnen nicht sagen, wie alles das mir in die Seele geht! Gott, wo werden wir (Herder mit ihr) zwischen der Vergangenheit erhabenen Trümmern unsere Hütte flicken!" Demnach muß es auf einer Verwechslung beruhen, wenn Goethe im folgenden Jahre bei Uebersendung eines Abdrucks des Gedichtes an Kestner, den Gatten der wetzlarer Lotte, die er am 9. Juni 1772 zuerst gesehen hatte, die Aeußerung thut, er habe dasselbe in seinem Garten (auf einem der mit der schönsten Mannigfaltigkeit sich kreuzenden, die lieblichsten Thäler bildenden Hügel bei Wetzlar) gemacht, an einem der besten Tage, Lotten ganz im Herzen und in einer ruhigen Gemüthlichkeit, alle Glückseligkeit, welche sie als Gatten genießen würden, im Herzen. Mag er auch in jenem Garten das Gedicht noch einmal durch-

*) Wenn er im Jahre 1831 gegen Mendelssohn äußerte, das Gedicht sei 1771 geschrieben, so hatte er wohl nur die erste in Niederbronn empfangene Anregung m Sinne.

genommen haben, so geschah dies doch vor Lottens Bekanntschaft, so daß es unbegründet ist, wenn er es für eine Allegorie auf Lotten und sich ausgibt und das, was er so hundertmal bei ihr gefüllt. Zwei Abschriften des Gedichtes besitzen wir von Caroline Flachsland, eine (F 1), die mit V. 87 schließt, aus dem Mai 1772, die andere (F 2) später. Beide stimmen meist überein, weichen nur ab 16 (wo in 1 der Vers fehlt), 39 f. (1 hat Gefühl Jahrtausenden entgegen zeigen), 41 (beginnt in 1 D' staunest, mit der von Herder im Volkslied bemerkten Verkürzung, die auch 2 V. 13 hat), 57 (Ueber), 61 (der Vers schließt mit Schöpf), 67 (Säulen-Paar). Im göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774 erschien das Gedicht S. 15—24 mit der Unterschrift T. H. im August oder September.*) Gedruckt ist es nach einer Abschrift Mercks, der es wohl aus Goethes Munde niedergeschrieben hatte und es von diesem hatte verbessern lassen. Seine erste Niederschrift hielt Merck wohl zurück und sandte Boie nur eine Abschrift.**) Mit vielen

*) Schon im Frühjahr 1773 hatte er Kestner geschrieben, er habe ein Gedicht gemacht, das von Rechtswegen niemand besser verstehn sollte, als er und Lotte, habe es aber durch Merck an Boie, den Herausgeber des göttinger Musenalmanachs, geschickt und keine Abschrift behalten.

**) Im Musenalmanach stand V. 2 saugenden (statt säugenden), 5 Ulmenbaums (statt Ulmbaums), 10 sandigen statt staubigen, 15 f. „Ich bringe keine Waaren | Aus der Stadt. | Schwül ist, schwül der Abend", 25 „Da ich trinke draus", 30 'n auf! 31 Architrav —, 33 geprägt! 36—38 „Der Venus — und ihr übrigen | Seid verloschen, | Weggewandelt, ihr Gespielen", 40 zeugen, 46 f. „Gleich — hinan", 48 Hier! 51 Trümmer, 52 Da zur, 53 f. „Quillt der Brunnen, da ich trinke draus" als ein Vers, 54 f. „Glühend — Grabe" ein Vers, 57—60 „Genius! Ueber dir ist | Zusammengestürzt dein Meisterstück", 61 f. „Wart, ich will ein Schöpfgefäß dir holen", 65 f. „Wie — Schutte" ein Vers, 70 Düsters, 71 traurend, 73 euren, 80 du erst im

Aenderungen nahm Goethe das Gedicht 1788 in seine zweite Sammlung auf. Manche Veränderungen hatte er aber schon 1777 vorgenommen, wie wir schon früher aus der Sammlung der Frau von Stein sahen, die besonders in der Versabtheilung oft mit der Fassung von 1788 stimmt (V. 47. 51 f. 54. 59. 65. 125. 157. 159. 161), aber auch in den Formen 2. 5. 86. 156 und vergoldet 164, außerdem mehrere später nicht aufgenommene Veränderungen bietet.*) Jetzt liegt auch Goethes eigene Samm-

---

folgenden Verse, 82 Sä'st, 86—88 „Unterm Pappelbaum dich setzen? | Hier ists kühl! Nimm den Knaben, | Daß ich hinabgeh, Wasser zu schöpfen!" 93 „Schwimmend" noch zum vorigen Verse, 100—102 „Lieblich dämmernden Frühlingstags Schmuck | Scheinend vor deinen", 105 f. „Die volle Frucht reif der Sonn' entgegen", 107 Gesegn' es, 109 zwei Verse, deren erster mit Brod schließt, 115 f. „Vom Feld; bleib Mann | Und iß mit uns | Das Abendbrod!" 118 „Hier zwischen das Gemäuer her", nach 124 noch „Du meines Lebens Hoffnung!" 125 Wie es, 129 f. „Deine Kinder all | Hast mütterlich mit einem | Erbtheil ausgestattet, | Einer Hütte!" 131 „Schwalb am Architrav", 139 Hütt', 144 euren, 146 „der Weg", 152 Natur im folgenden Verse, 156 wandele, 157 f. „Leit — geschützet" ein Vers. 159 fehlt und, der folgende Vers ist nicht davon getrennt, 161 f. „Und — heim" ein Vers, 163 „Zur Hütte, vergüldet | Vom letzten Sonnenstrahl". Die abweichende, auf den Sinn keinen Einfluß übende Satzzeichnung haben wir übergangen. Die von Wagner (Briefe an Merck S. 41 f.) mitgetheilten Lesarten der oben angeführten Aufzeichnung Mercks stimmen meist mit dem Musenalmanach, aber Wagner hat an zahlreichen Stellen offenbar die Abweichung von der spätern Fassung anzumerken vergessen, dagegen an andern, wie dies nicht selten bei solchen Vergleichungen geschieht, die jetzigen Lesarten mit den frühern verwechselt. Bemerkenswerth sind nur die Abweichungen bring statt bringe 15, unter'n 86, daß ich da 88, in (statt im) 97, Jeben 93, Trümmern 137, dein Bedürfniß 138.

*) V. 16 schwer (statt des zweiten schwül), 37 Gesellen (statt Gespielen), 69 „Wie ihr — Haupt" als ein Vers, 88 „Daß ich Wasser schöpfen hinabgeh", 93 Geborner (statt geboren), 100 Lieblich dämmernden Lenzes",

lung von 1777 vor. Die zweite Ausgabe der Werke hat nur V. 160 einen Druckfehler weggeschafft (denn das wird wehet, das freilich nothdürftig sich erklärt, statt wehrt doch sein), die dritte führte V. 8 Gewerb ein, was auch Druckfehler sein dürfte, die Ausgabe letzter Hand 51 Trümmer, das schon 137 stand. Die Quartausgabe gab 138 dein Bedürfniß für deine Bedürfniß.

Jene in Niederbronn gewonnene Anschauung ergab sich dem Dichter als passendster Rahmen zur Darstellung des mit nichts zu vergleichenden Glückes, ein treues, ganz hingegebenes Weib an seine Brust drücken, sich in ihr und den holden Pfändern ehelicher Liebe ganz Mensch zu fühlen; wahres Familienglück ist doch das Höchste im Leben. Diese Empfindung läßt er einen begeisterten Kunstjünger, den er sich auf einer Wanderung in Italien denkt, mitten unter den Resten vergangener Kunst aussprechen. Den im Elsaß empfangenen Eindruck versetzte er nach Italien, in das alte Kampanien, drei römische Meilen von dem uralten 1203 völlig zerstörten Cumä; es haben sich nur noch Trümmer zwischen dem Lago di Patria und Fusaro erhalten, welche man dort in Italien, obgleich kein neuer Ort dabei liegt, als Cuma zu bezeichnen pflegt. Und diese Uebertragung ist ihm so glücklich gelungen, daß im Jahre 1831 der junge Felix Mendelssohn, der die frühe Entstehung des Gedichtes nicht ahnte, das Lokal desselben zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden zu haben glaubte, ja meinte, bei der jetzt freilich ganz alten Frau zu Mittag gespeist zu haben. Uns scheint der Dichter den Wanderer von Norden nach Süden ziehen zu lassen.

---

48 Cumä. Auch lesen wir hier 12 Lande, 42 Steine, 86 unter'n, 89 Schlaf. Die Lesarten 12, 42, 93 werden in der weimarischen Ausgabe nicht angeführt.

Das Gespräch hat außer dem Eingang und dem Abschluß zwei gegensätzlich ausgeführte Theile; denn wenn der Wanderer zuerst, wo er, von der jungen Bäurin freundlich aufgenommen, erstaunt auf die Trümmer alter Zeiten trifft, als begeisterter Kunstfreund erscheint, ungerecht gegen die von ihm weniger beachtete schöne Natur, so wird er in glücklicher Weise zur vollen Anerkennung des Segens bekehrt, den die Natur überall reichlich spende, die auch dem Menschen den wahrsten, innigsten Genuß in herzlicher Liebe, in reinem Familienglücke gewähre. Das treue liebende Weib, das auch den Vater bis an seinen Tod treuliebend gepflegt hat, die Mutter mit dem Säugling auf dem Arm, die den vom Felde heimkehrenden Gatten liebevoll erwarte, erregt seine Sehnsucht nach einem solchen Glücke, das doch, wie er fühlt, mehr als alles beselige.*)

Vom Wege abgeirrt, von der Hitze des Tages und der Anstrengung des staubigen Weges ermüdet, trifft der wandernde Fremde gegen Abend in einsamer Gegend am Fuße eines Felsen im weitverbreiteten Schatten eines Ulmbaumes ein in frischer Gesundheit blühendes junges Weib mit einem säugenden Knaben an der Brust. Zunächst bittet er nur, hier seinen Ranzen eine Zeit lang ablegen und neben ihr ausruhen zu dürfen. Die Frau selbst zieht ihn vorerst gar nicht an. Die freundlich neugierige Frage, was ihn durch die Hitze des Tages hierher führe, ob er etwa ein Handelsmann sei, erregt sein Lächeln, da sie zeigt, wie beschränkt ihr Kreis ist; er verneint sie nur kurz und, um nun nicht ganz zu verstummen, bringt er die Rede auf das Wetter.**)

*) Vgl. meinen Aufsatz „Goethes Wanderer, ein Gelegenheitsgedicht" in den „Illustrirten Monatsheften" III, 32—38 (Dresden 1855).

**) Früher war hier statt der Kühle der Schwüle des Abends gedacht,

Nicht allein die Anrede liebes junges Weib zeigt, daß er schon nähern menschlichen Antheil an ihr nimmt. Der Durst treibt ihn zur Bitte, ihm ihren Brunnen zu zeigen, worauf die Frau hinter ihm gehend, ihm den Weg weist. Hiermit ist die Einleitung vollendet (1—25). Der nur das Nöthige äußernde Wanderer tritt durch die wenigen glücklich gewählten Züge uns lebendig vor die Seele, nicht weniger die menschenfreundliche rein natürliche Frau, die in ihrer glücklichen Beschränktheit nicht ahnt, daß etwas außer dem Lebensunterhalt einen von Hause wegtreiben könne. Die Frau, die sein staunendes Stillestehn nicht begreift, treibt ihn, weiter zu steigen, damit er zum Brunnen gelange, der bei ihrer Hütte quillt.*) Wie, während sie, der die Kunsttrümmer nur Steine sind, vorangeht, allmählich neue Baureste sich zeigen, die des Wanderers staunende Verwunderung, sie an dieser einsamen ländlichen Stätte zu finden, lebhaft erregen, ist mit den einfachsten Mitteln anschaulich dargestellt. Zuerst trifft er künstlich behauene wohlgefügte Steine, weiter aufwärts einen moosbedeckten Säulenknauf, noch höher steigend, tritt er über einen Stein mit verloschener Inschrift.**)

---

was wohl vorzuziehen sein dürfte, da die folgende Bitte, ihm den Brunnen zu zeigen, dadurch begründet wird. Kaum ist er am Brunnen, so will er trinken.

*) 20. Zu „Hier den Felsenpfad hinauf?" wird geh gedacht, wie auch zu 30. 35. 47; es folgt hier in der kurzen Mahnung voranzugehn, da sie hinter ihm gehn werde. — 21 steht die volle Form Gebüsche, die verkürzte 47, wie Gesträuch 27.

**) Nach der frühern Fassung war auf einem Weihesteine noch der Name der Venus zu lesen, auf den übrigen (denn mehrere wurden dort angenommen) kein Wort mehr zu erkennen. — Meister heißt hier nicht der Steinmetz, sondern der Weihende, der sie hat setzen lassen. Statt Andacht stand früher Gefühl. Strehlke zieht sonderbar 40 das ursprüngliche zeugen dem in der

Durch das staunende Verweilen und Herüberbeugen des gerührt lesenden Wanderers wird die Frau erst auf seine Aeußerungen aufmerksam, die sie eben überhört hatte, wodurch der Uebergang zur Angabe des weitern Weges, sowie zur Hervorhebung des Gegensatzes beider glücklich vermittelt wird. Freudiges Staunen ergreift ihn, als er, höher steigend, die Trümmer eines alten Tempels erkennt, auf denen man aus Ziegeln eine nothdürftige Hütte hergestellt hat. Ganz in Verwunderung versunken, hört er kaum auf die Rede der Frau, die ihm etwas abwärts von der Hütte den gewünschten Brunnen zeigt*), wo er gleichfalls Reste alter Kunst erkennt. Der unsterbliche Genius der Kunst ruht ihm hier noch lebensvoll über dem Grabe seiner Schöpfung, dem zusammengestürzten Tempel, die einst so hehren Kunstwerke zusammengestürzt unter ihm, der unsterblich ist. Gegen seine hoch elegische Klage sticht das Anerbieten der Frau, ihm aus der Hütte ein Schöpfgefäß zu holen, sehr wirksam ab. Als diese sich entfernt hat und der Wanderer weithin unter sich rings zerstreute Trümmer hoher Kunst von niederm Naturleben überwuchert sieht, da kann er nicht umhin, von tiefem Jammer über solche Zerstörung bewältigt, die Natur bitter anzuklagen, daß sie die Meisterstücke ihres eigenen Meisterstückes, des Menschen, so mißachte, das Werk der Zerstörung gefühllos an ihnen be-

---

ersten Ausgabe eingeführten zeigen vor. Den Enkeln Andacht zeugen (bezeugen) wäre weniger passend. Ich weiß nicht, wie v. Loeper zu Gunsten von zeugen anführen konnte, daß hier der schaffende Künstler spreche. Es kommt auf den einfach treffenden Ausdruck an, und dieser ist hier ohne Frage zeigen, das Goethe überhaupt später häufig da setzte, wo er früher zeugen gebraucht hatte.

*) Mit Hier 48 bemerkt die Frau, daß sie jetzt droben angekommen sind. 52 stand ursprünglich statt Hier das wohl vorzuziehende Da.

schleunige. Zwei in herrlicher schlanker Bildung emporsteigende Säulen umzieht der Epheu, auf einer andern hat sich oben Moos gelagert, weitere liegen zertrümmert unter wuchernden Brombeersträuchen, von hohem wankenden Grase bedeckt oder gar von Disteln entstellt. Ein gewaltiges Bild der Zerstörung ist hier mit wenigen Zügen ergreifend in Szene gesetzt. Jene nur durch den Schmerz entschuldigte, einseitig verkennende Anklage der Natur muß richtiger Würdigung weichen, den Wanderer das Gefühl ergreifen, daß diese liebevoll für ihre Kinder besorgte, auch über Trümmern und Zerstörung neues Leben gebärende Mutter dem Menschen die wahrste, innigste Freude im reinen Lebensgenuß gewähre, und zwar im Menschen selbst. Hat er ja selbst oben den Menschen als Meisterstück der Natur anerkannt. Das Gefühl, das ihn unbewußt aus der Nähe der Frau anweht, muß immer lebhafter in ihm hervortreten, wozu das schlafende Kind höchst glücklich verwandt ist, das die Frau, nachdem sie ihre mütterliche Freude über den guten Schlaf ihres Lieblings geäußert, dem Wanderer übergibt, als sie nun selbst, um für ihn Wasser zu schöpfen, zum Brunnen hinabsteigt.*) Auf ihre Frage antwortet der Wanderer nicht, wodurch er eben zu erkennen gibt, daß er draußen bleiben will.**) Erst nachdem sie

*) Das Wort, mit welchem die Frau vom Kinde scheidet: „Schlafe, Lieber, schlaf!“ klingt an den Refrain von Kinderliedern „Schlaf, Kindlein (Kindchen), schlaf!“ an. In ihrer Frage, ob er in ihre Hütte treten oder draußen bleiben wolle, hat der Dichter später mit Recht die Erwähnung eines hier stehenden Pappelbaums weggelassen, da die Bewohner nur für das Nöthigste gesorgt haben und eine Pappel in dieser Höhe und Wildniß nicht an der Stelle ist, auch der Wanderer jetzt des Schattens weniger bedarf, da es hier kühl ist.

**) Goethe schrieb 87 später „Es ist kühl“ statt „Hier ist's kühl“, da er nach der Aenderung von V. 16 schon der Kühle gedacht hatte. Früher sollte

der angenehmen Kühle gedacht hat, ähnlich wie der Wanderer V. 16*), übergibt sie ihm den schlafenden Knaben, um selbst Wasser schöpfen zu gehn.

Als der Wanderer nun die ihm so anspruchslos übergebene süße Last in den Armen fühlt, da wird er von tiefster Rührung über das vollblühende, kerngesunde Kind ergriffen, das hier über diesen heiligen Resten des Alterthums das Licht des Tages erblickt hat, woraus der Segenswunsch fließt, der Geist frischen Lebens möge den Knaben mit Heiterkeit erfüllen, dieser in den schönen Lenztagen des Lebens vor allen an Schönheit strahlen **), und wenn der Reiz der Jugend geschwunden, ein edler würdiger Mann werden.***) Die mit dem Wasser zurückkehrende Frau

---

eben die dort erwähnte Schwüle einen Gegensatz zu der Kühle um die Hütte bilden, was vorzuziehen sein möchte. Vor der Hütte ist es kühler, weil sie höher liegt. Vor N i m m begönne besser ein neuer Vers.

*) Man darf nicht etwa annehmen, sie wolle das Kind nicht mitnehmen, weil es drunten noch kühler sei. Irrig führte die Quartausgabe n i m m statt N i m m ein.

**) „Welchen der umschwebt." Vgl. vermischte Ged. 14, 1. 4. 10. 18. 23. 28. — Der volle Keim soll aufblühen, so daß er ein Schmuck des glänzenden Frühlings werde, er allen andern Glanz des Frühlings überstrahle. Man kann unter den G e s e l l e n die andern Jünglinge oder die übrigen Frühlingszierden verstehn. Vgl. die frühere Fassung von V. 38. Es liegt hier der Vergleich der Jugend mit dem Frühling zu Grunde. Die frühere Fassung hat der Dichter vereinfacht und die Andeutung der Dämmerung weggelassen.

***) So glaube ich jetzt den etwas dunkel gehaltenen Ausdruck verstehn zu müssen, die volle Frucht (im Gegensatze zum „vollen Keime") möge aus seinem Busen aufsteigen und der Sonne entgegenreifen, während ich hier früher der Beziehung der Stelle auf die Erkenntniß der Kunst (andere sprechen gar vom schaffenden Künstler) folgte. Der Wanderer ist hier ganz von menschlichem Gefühle durchdrungen; er wünscht dem Knaben die glücklichste menschliche Ausbildung.

nimmt, nachdem sie gedankt*), den Knaben zurück mit der als Frage gefaßten Freude, daß er noch immer schläft, und sie bedauert, als der Fremde nun trinkt, daß sie ihm dazu nur ein Stück Brod bieten kann, was dieser dankbar ablehnt. Ganz ist er in den Anblick der herrlich blühenden und grünenden Umgebung versenkt; das frische Naturleben umher, das ihn früher als triumphirend über die herrlichen Kunstreste angewidert hatte, erfreut ihn jetzt. Als die freundliche Frau ihn dringend bittet, er möge noch bleiben und mit ihr und ihrem bald vom Felde heimkehrenden Manne zu Abend essen, fühlt er sich immer mehr von der liebevollen Mutter und Gattin angezogen, so daß er die theilnehmende Frage: „Ihr wohnet hier?" nicht unterlassen kann, wodurch er ihre weitere Mittheilung über ihre Zustände veranlaßt. Aus ihren schlichten Worten spricht das edelste menschliche Gefühl. Sie erzählt, wie ihr Vater die Hütte gebaut, wie dieser sie mit einem Ackermann vermählt habe und bald darauf unter ihrer sorglichen Pflege verschieden sei. Aber wie das Leben sich immer neu gebiert, so findet die junge Frau noch im Säuglinge ihr Glück, der gerade erwacht und dessen Munterkeit sie noch herzlicher freut als eben sein gesunder Schlaf.**) Den Wanderer aber rührt das innige natürliche Glück des in seiner Beschränktheit seligen Weibes so sehr, daß er sich zum vollsten Danke gegen die früher so hart beschuldigte Natur hingerissen fühlt, die alle ihre Kinder zum Genusse des Lebens ge-

*) Das ursprüngliche Gesegn' es verdient wohl den Vorzug vor Gesegne's.

**) Den früher nach „liebes Herz" noch folgenden Vers: „Du meines Lebens Hoffnung" hat Goethe mit Recht gestrichen, da er der natürlich herzlichen Einfalt der Stelle Abbruch thut.

schaffen und dazu ausgestattet habe, selbst wenn sie ihnen so wenig Besitz gewährt, wie dieser Frau in ihrer Hütte.*) Diese ärmliche Hütte über Trümmern vergleicht er hier unwillkürlich dem Neste der Schwalbe an einem Gesims und dem Gespinnst der Raupe an einem blühenden Zweige; beide siedeln sich an, wo die Stelle einen bequemen Platz ihnen dazu bietet.**) Einen Augenblick ergreift ihn noch einmal die Trauer über den Untergang der herrlichen Kunstwerke, auf deren Trümmern das Leben der Natur fortwuchere; aber das Gefühl des innigen Glückes der jungen im Besitze ihres Mannes und Kindes beseligten Weibes überwiegt, doch ist er von diesem, ihm noch verwehrten Glück zu gerührt, als daß er länger weilen könnte, und so scheidet er mit freundlichem Wunsch, daß Gott sie und ihren Knaben segnen möge.

Am Schlusse erscheint der Wanderer als ein in Italien reisender Künstler, in dem jetzt der innigste Wunsch hervorbricht, nach der Rückkehr in der Heimat ein gleich liebendes Weib mit einem solchen Knaben zu erlangen, da über das Glück eines herzlichen Empfanges, wie er dem armen Bauern, dessen Weib er eben begrüßt hat, zu Theil werden wird, nichts geht. Cuma wird hier als nächster Ort genannt, der freilich nur noch in berühmten Trümmern besteht. Die Frau will den Forteilenden

---

*) 130. Der unvermittelte Uebergang zu „einer Hütte!" ist bezeichnend für die Aufregung des Wanderers. Nur war früher wohl richtiger „einer Hütte" ein eigener Vers, vor dem besser ein den Sprung andeutender Gedankenstrich statt des Kommas stände.

**) Golden deutet auf die herrliche Schönheit frischen Lebens, wie „des Lebens goldner Baum" im Faust, „die goldne Wolke der Zukunft" im Tasso, „so gold du bist" Lieder 62, 11.

nicht zurückhalten, der, als er nach dem Wege sich erkundigt hat, mit einem einfachen, von der in ihre Hütte gehenden Frau nicht erwiderten „Lebewohl!“ sich entfernt. Daß er hier Fremdling sei, wird ausdrücklich angedeutet, aber daß er aus dem Norden komme, nicht bezeichnet, da der Wunsch, seine einstige Hütte, die ihn schütze, möge vor dem Nordwinde gedeckt sein, darauf nicht bezogen werden kann. Er überläßt sich jetzt ganz der Leitung der Natur, die auch für ihn, wie für alle ihre Kinder, mütterlich sorgen möge. Zu dem Hüttchen, das er sich in günstigster Lage denkt, vgl. Lieder 40 Str. 4, 5 ff.

Darstellung und Ausdruck sind so einfach klar und rein bezeichnend, daß hier alles Bild, Leben und Bewegung wird; die Sprache schmiegt sich eng an den Gedanken an, wobei die kleinen reimlosen wechselnden Verse trefflich wirken. Die Verse sind bald jambisch-anapästisch, bald trochäisch-daktylisch. Einmal bildet Hier einen Vers (48), ein paarmal haben wir einen Jambus (69. 112. 125. 151)*), einmal einen Anapäst (133), einmal einen Trochäus (45), dreimal ⏑–⏑ (148. 156. 163), einmal einen Kretikus (67). Häufig sind Doppeljamben und Doppeltrochäen, auch drittehalbfüßige Verse verschiedener Art. Dreifüßige, viertehalb- und vierfüßige Jamben erscheinen nur gegen den Schluß. Seltener sind vierfüßige Trochäen; ganz rein sechsmal (39. 40. 56. 88. 91. 94), je einmal mit Daktylus im zweiten und dritten Fuße (71. 75). Nur ausnahmsweise treten längere Verse ein; fünftehalbfüßige Jamben dreimal (119. 120. 128), gleich lange Trochäen dreimal (15. 31. 33), fünffüßige Jamben dreimal (109. 129. 136), ein gleichlanger Trochäus nur 15. Einen sechstehalb-

*) Wir zählen hierher auch V. 49—51. Grazien ist zweisilbig gemessen, wie Genius 57.

füßigen Vers haben wir bloß einmal (130). Das Gedicht beginnt mit jambischen, meist durch einen oder zwei Anapäste belebten Versen; nur 2 ist ein Doppeljambus, 7 hat eine Silbe mehr. Von da an haben wir regelmäßig trochäische Verse, die nur selten durch einen oder mehrere jambische unterbrochen werden (10. 30. 44. 49—51. 59. 68 f. 73 f. 77. 81). Erst am Schlusse des Wunsches für das Gedeihen des Knaben (100) tritt wieder das bewegtere jambische Maß ein, so daß wir von da ab nur zwei trochäische Verse haben, 143, den man auch jambisch lesen könnte (⏑⏑–⏑), und 155.

Der Gesprächston ist in glücklicher Veredlung treu gehalten, das Ganze von lebendig gestaltendem, frische Sinnlichkeit mit Gefühlstiefe verbindendem Kunstsinne belebt. Der Dichter J. G. Jacobi, der in seiner Anzeige des göttinger Musenalmanachs bemerkte, nur ein geweihtes Auge könne in diesem Gedichte alles sehn, was darin liege, meinte, die Rede des Wanderers sei zuweilen ohne Noth geheimnißvoll, und er wünschte ihr manchmal leichtern Ausdruck und geschmeidigern Dialog. Aber der höhere Ausdruck fließt überall aus der Tiefe des Gefühls und ein gewandteres Gespräch war hier kaum an der Stelle; bei gewöhnlichen Fragen tritt der leichtere Ton überall ein, und gerade die Art, wie das Gespräch innerlich fortschreitet, ist höchst glücklich. Das Gedicht des unbekannten Dichters übte damals überall einen bedeutenden Eindruck, wenn man auch so wenig, wie die meisten heutigen Leser, dessen Schönheit ganz begriff.

3. Künstlers Morgenlied.

Unser Gedicht, wohl aus dem Frühling 1774, erschien 1776 nach 6. 7. 9. 10 im „Anhang aus Goethes Brieftasche“ hinter

H. L. Wagners Uebersetzung von Merciers Nouvel essai sur l'art dramatique, den Goethe ihm wohl erst 1775 gab. 1788 ward es in die Sammlung der Gedichte unmittelbar nach dem Wanderer mit vielen Veränderungen aufgenommen.*) Eine Handschrift aus dem Nachlaß von Fr. Schlosser stimmt damit wesentlich überein, nur hat 23 sie wälz'n in Todtesblut, 36 Schlachtfelds. Ein paar dieser Aenderungen hatte Goethe schon 1777 gemacht.**) Erst in der zweiten Ausgabe der Werke traten V. 19 Wagen statt Wägen, 80 Am statt An ein. Die Ausgabe letzter Hand strich mit Recht das Komma nach sein Str. 17, 1. Das mit kräftiger Keckheit und großer Sprachgewalt gedichtete Lied schildert die hinreißende Gewalt der homerischen Schlachtgemälde und die noch ergreifendere süße Macht des geliebten Mädchens über den Geist des Malers. Die schon alte Ueberschrift Künstlers Morgenlied ist ganz irre führend, da

---

*) Ursprünglich lautete sie „Ich hab' euch einen Tempel baut", 8 stand In heilgem, 13 Altar hier, 17 wenn der, 23 „Freund, Feind sich", 25 holder Sohn, 27 denn, 28 Gottheit Hand, 29 „Rab auf den Leichen Rogus stürzt", 33 „auf, und faß", 34 wird (statt zum), 36 Schlachtfeld Wogen, 38 Feinde Wuth, 40 todt, 43 Feinde (Schreibfehler), 44 Thränen Wuth, 46 „bringt ihn rück", 54 „Mich schmachtetst liebend an", 56 In Griffel, 64 Arme, 68 heilges, 71 f. „Ein geiles Schwänzchen hinten vor, die Ohren aufgedeckt", 80 An. Die Satzzeichnung weicht mehrfach ab. 23 fehlt der Gedankenstrich, 37 steht Hinan hinan! es, noch in Goethes Handschrift von 1777, 50 Punkt statt Ausrufungszeichen.

**) In der Abschrift der Frau von Stein steht V. 6 hin statt hier, 28 Götterhand, 29 Ab, 68 heiligs. Sonst finden sich hier 19 Wagen statt Wägen, 21 denn statt dann, 29 „den Todtenrogus stürzt", 67 Erstlingskind, 76 den Olymp. Schreibfehler waren 25 Flammesschwert, 31 um statt nun, 76 dich statt uns. Goethes Abschrift von 1777 hat 67 Erstlingskind; von 65 bis 79 fehlt in ihr alle Satzzeichnung.

es keineswegs die Gefühle des Künstlers in der Frühe des Morgens ausspricht, sondern nur den Einfluß der beiden so bedeutenden Gewalten auf den Künstler darstellt.*) Es ist eine eigenthümliche Wendung jener Gedichte, in welchen der Dichter den Liebessang der epischen Darstellung von Heldenthaten vorzieht (Hor. carm. I, 6. Propert. II, 1) oder unwillkürlich die Leier statt Helden Liebe singt (Anacreont. 1). An dem eigenthümlichen Versmaß reimloser vierfüßiger jambischer Strophen, in denen die geraden Verse um einen Fuß kürzer sind, nahm Bürger Anstoß. In der lebhaften Schilderung der Schlacht ist das dreimalige Ueberspringen des Gedankens aus einer Strophe in die andere und das Eintreten des Anapästs statt des Jambus von besonderer Wirkung.

Der Künstler hat den Musen einen Tempel errichtet, in welchem er sie am frühen Morgen mit Sang und Saitenspiel feiert und am Altar statt der durch die Liturgie vorgeschriebenen Lesestücke und Gebete in Homer liest, wobei die Aeußerung Winckelmanns vorschweben möchte, sein Morgengebet sei Homer.**) Str. 5—12 schildern in lebhaftester Darstellung, wie die Schlachtgemälde der Ilias ihn so mächtig hinreißen, daß er sie mit kecker

*) Man kann das Gedicht kaum mehr verzerren, als wenn man mit Viehoff Str. 9 den zweiten, Str. 13 einen dritten Theil beginnt, da ja Str. 5—12 auf das innigste zusammenhängen und sich Str. 1—4 deutlich als Einleitung ergeben.

**) 4. Das Allerheiligste, die Zelle, in welcher das oder die Götterbilder stehen. Der Dichter spielt mit dem allegorischen Ausdruck, wenn er einmal von einem wirklichen Tempel in seinem Zimmer spricht, dann aber das Allerheiligste in sich verlegt. — 6 ist die Wortstellung sehr frei, da der Satz von wenn abhängt, ebenso 9 f., wo das zu Lobgesang gehörende lauter durch ist davon getrennt wird. — 15. Andacht, von der Andachtsübung.

Hand auf der Wand seines Zimmers hinwerfen muß. Es schweben hier die Schlacht des Patroklus und der Kampf um die Leiche desselben vor, wobei der Dichter sich aber größter Freiheit bedient; denn Patroklus ist kein Göttersohn, nur Sarpedon, dessen Kampf mit Patroklus den Glanzpunkt dieses Theiles des Gedichtes bildet, und daß dieser auf einmal zehntausend hinstrecke, ist äußerst übertrieben, abgesehen davon, daß viele andere Helden hier auftreten und im Kampfe um Sarpedons Leiche bald die Achäer, bald die Troer weichen.*) Das Stürzen eines der Rosse vor dem Wagen kommt beim Kampfe des Patroklus mit Sarpedon nicht vor, nur fallen bei der Verfolgung der Troer viele Krieger von den Wagen, welche über diese her fahren. Goethe läßt bei dem Wagen, der durch den Fall eines Rosses stürzt, einen gewaltigen Kampf sich entspinnen. Mit Str. 5, 4 wird die abhängige Verbindung verlassen und neu anhebend kräftig dargestellt, wie der Sieger die vor ihm Fliehenden verfolgt.**) Sehr kühn nennt der Dichter die vor dem endlich besiegten Patroklus Gefallenen dessen aufgehäuften Scheiter=

---

*) Nachdem Patroklus sich der Leiche bemächtigt, heißt es (XVI, 691 f.): „Wen tödtetest du da zuerst, und wen zuletzt, Patroklus, da die Götter dich zum Tode riefen?", worauf der Dichter neun Troer nennt, die er getödtet, während die übrigen geflohen. Dann fällt Kebriones durch ihn und im längern Kampfe um dessen Leiche siegen die Achäer. Darauf tödtet er dreimal hintereinander neun Troer, bis Apollo, darüber erzürnt, gegen ihn einschreitet. — 18. Bei den Löwenkriegern schwebt der Vergleich des Kampfes zwischen Hektor und Patroklus mit dem zweier Löwen vor (XVI, 756 ff.). — Mich trennt mit derselben Freiheit, wie sonst den Genitiv, hier die ähnliche präpositionelle Bestimmung vom enge verbundenen Hauptwort.

**) Statt sengte sollte es senget heißen; alles schaut der Dichter, als ob es vor seinen Augen geschähe, wie Homer es erzählt.

haufen, weil man die Leichen auf einen solchen legte, um sie zu verbrennen.*) „Den schönen Leib verschändend tasten an“ geht auf Hektor, der, nachdem er den Menelaos von der Leiche verdrängt hat, sie der Rüstung beraubt und fortschleppen will, um sie zu entehren. In diesem spannenden Augenblick fühlt der Dichter sich so ergriffen, daß er unwillkürlich zur Kohle greift, um die Kämpfe, die er so klar vor sich sieht, auf der Wand zu entwerfen. Von Muth begeistert, ergreift er eine Kohle, die er wie eine Waffe schwingt, und nun füllt er mit Kampfgemälden die hochreichende Wand seines Zimmers an; sie braust von dem zum Kampf um die Leiche heranstürmenden Feinde. Er hört das Gebrüll der Feinde, das Getöse der Schlacht, er eilt hinzu, sieht sie vor sich und ruft den Vertheidigern der Leiche Muth zu. Das Ganze ist eben eine Vision, bei welcher man gar nicht fragen darf, wie dieses mit dem Zeichnen an die Wand zusammenhängt, das eigentlich nur bezeichnen soll, daß er selbst von mächtigem Muth beseelt wird. Er will hin („hinan! hinan!“), wo er „das Gebrüll der Feindeswuth“ hört**) und die Schlacht um die Leiche entbrannt ist. Höchst glücklich ist die Schilderung des Kampfes, wobei aber nur das Stoßen der Schilde aufeinander (da beide Kämpfer den Schild vorhalten, um sich dahinter zu verschanzen, wie Homer sagt), und das Schlagen mit dem Schwert auf den Helm, nicht das bei Homer gangbarere Werfen oder Stoßen mit der Lanze erwähnt wird.***) Die tapfern Freunde

*) Bei ab (früher rab) schwebt das Stürzen vom Wagen vor, was freilich bei Homer nicht vorkommt, wo Apollo ihn schlägt, als er den Wagen verlassen hat.

**) Das Geschrei der anstürmenden Troer vergleicht Homer XVII, 263 ff. mit dem Branden des Meeres. Vgl. auch XVI, 566.

***) Doch hat Homer auch den Vers: „Mit den Schwertern und Lanzen

sind die um die Rettung der Leiche des Patroklus kämpfenden Helden der Griechen. Die Thränenwuth ist Goethes Zusatz, doch fleht Ajas weinend zu Zeus, er möge den über die Schlacht ausgebreiteten Nebel schwinden lassen. Daß die Troer zurückweichen, dann aber von neuem unter Hektor anrücken, bleibt unerwähnt, nur der dringenden Gefahr wird gedacht, daß die Troer sich der Leiche bemächtigen, wobei vorschwebt, wie Menelaus und Meriones unter dem Schutze der beiden Ajas die Leiche tragen, während die Troer sie verfolgen (XVII, 722 ff.).*)

Als er aus dem Schlachtgetümmel seiner homerischen Begeisterung sich wieder in sein Zimmer zurückgefunden hat, so fällt sein Blick auf das Bild des geliebten Mädchens, das ihn so warm anschaut und die Erinnerung in ihm wach ruft, wie sie hier neben ihm geruht, ihn so liebevoll angeschaut, daß ihr Blick ihm in den Zeichenstift (Griffel, wie unten Ged. 17, 2) gedrungen, wie er an ihrem Antlitz sich gelabt und Götterseligkeit in seinem Herzen gefühlt. Sehnsüchtig wünscht er sie zu sich

---

verwundend" (XVI, 637). — „Um den Todten Tod". Viele fallen todt neben der Leiche hin. Homer aber sagt vom Kampfe um die Leiche (XVII, 360 ff.): „Die Erde war naß von Blut; die fielen dicht aneinander todt hin, Troer zugleich und Achäer."

*) Den Wunsch, daß die Leiche ehrenvoll bestattet werde, sprechen Str. 12, 3 f. aus. — Balsam. In die Wunden der Leiche wird Oel gegossen (XVIII, 351). Krüge von Honig und Salbe werden auf den Scheiterhaufen gestellt (XXIII, 170 f.). — Den Todtenruf, nicht für auf die Todten, sondern zu Ehren der Todten. — Bei Thränen Todtenehr' schwebt XXIII, 9 vor: „Laßt uns den Patroklos beweinen; denn dies ist die Ehre der Todten." „Todtenehr'" ist als Apposition zu fassen. Aus „gießt auf" wird ein „weiht" hinzugedacht.

zurück und daß sie dann nie mehr von ihm scheide. Nichts anders will er dann malen als sie, die in seinem Arme ruht; sie soll sein einzig Ideal sein*), das ihm bei allen Frauengestalten, bei der Madonna wie bei der Waldnymphe**) und Venus, als Höchstes der Schönheit vorschweben wird. Die Vorstellung des Künstlers wird immer anschaulicher und sinnlicher, so daß er zuletzt in einer eigenthümlichen Umgestaltung der homerischen Szene sich gefällt, die er so viele Jahre später zu Elegie XIX, 43 ff. verwandte. Er selbst will gern die Rolle des Mars in der Liebesgeschichte des achten Buches der Odyssee spielen.***) Die Eifersucht versetzt er launig in den Olymp. Eine Fratze heißt sie, insofern sie ein Glück beansprucht, das nur auf freier Neigung beruht.

4. **Amor ein Landschaftsmaler.**

Am 23. Februar 1788 verspricht Goethe in einem Briefe an Herder, ihm ehestens ein (vor kurzem entstandenes) Gedicht Amor als Landschaftsmaler zu schicken, dem er gut Glück

---

*) Meine Liebe ist Anrede, wie oben Str. 13, 2 Liebe. Ursprünglich fehlt hier jede Satzzeichnung; die erste Ausgabe schloß sie in Kommata. — Alldeutend, bei allem ihn reine Natur lehrend.

**) Die Schilderung des Faunen hat der Dichter später gemildert. Neben dem Ziegenschwänzchen bezeichnen sie besonders hervorkeimende Hörnchen, gespitzte Ohren, stumpfe Nase und krauses Haar. Goethe hebt die rauhe Brust der wilden Verfolger der Nymphen hervor.

***) Zu beneiden ist will zu denken „Wer von den Göttern kommen will“, daß komme, wer von den Göttern will. — Soll's, unser Glück so beneiden, so daß sie vor Starren nicht vom Bette los kann. In anderm Sinne sagte Goethe im Jahre 1769, „vier Wochen habe die Laune der Natur (Krankheit) ihn an den Bettfuß angeschraubt“.

wünsche. Unter der obigen Aufschrift nahm er es 1788 unmittelbar nach dem vorigen Gedichte auf. Erst in der Quartausgabe trat nach jener Briefstelle die Ueberschrift „Amor als Landschaftsmaler" ein. Sonst hat das Gedicht außer in der Satzzeichnung keine Veränderung erlitten, nur daß V. 34 in der Ausgabe letzter Hand Smaragd statt Schmaragd eintrat.

Die Veranlassung zu unserm Gedichte bot dasjenige, was Goethe von der Villeggiatur zu Castel Gandolfo im Oktober 1787 erzählt. Dort hatte er gegen den 6. eine junge Mailänderin kennen gelernt, die bald seine innigste Neigung fesselte. Eines Abends bot sich ihm von einem Pavillon aus eine der herrlichsten Aussichten dar, und als er mit seinem Blicke in die Runde schweifte, „ging etwas anderes als das landschaftlich Malerische vor seinen Augen vor; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe war herrlicher als jemals in Oel und Aquarell." Er hatte seit dem Anfang seiner Villeggiatur sich der Nachbildung der schönen landschaftlichen Natur zugewandt, aber dies, seit die Mailänderin seine Neigung gewonnen, ganz unterlassen. Als er zufällig vernahm, die Geliebte sei schon versprochen, versuchte er sich von neuem in der Nachbildung, und jetzt gelang es ihm, die Landschaft, wenn auch nicht, wozu es ihm an Kunstfertigkeit fehlte, treu dazustellen, doch sie besser zu sehn. So schien die Liebe seinen Blick geschärft zu haben, wonach es ihm nahe lag, den Amor, den die Alten in zahlreichen Darstellungen Künste und Handwerke treiben lassen, auch als Landschaftsmaler darzustellen; dieser Vorstellung gab er die artige

Wendung, daß zuletzt nach seiner verwunderten Frage, welcher Meister den Amor die Kunst gelehrt habe, das auf der Landschaft gemalte Mädchen lebendig auf ihn zukommt, dem er dann liebevoll entgegeneilt. Durch die Verbindung mit ihr gewinnt er die verheißene Kunst, auch ein solches Bild zu malen. Sieben Jahre früher hatte er in ähnlicher Weise den Amor eingeführt (vgl. vermischte Ged. 31) und fast gleichzeitig mit unserm Gedichte fällt das Lied „Kupido, loser, eigensinniger Knabe", worin er gleichfalls als Künstler auftritt, wie auch später in den Elegien. Man vergleiche auch die 1788 entstandene dreizehnte Elegie. Die reimlosen fünffüßigen trochäischen Verse, deren sich der Dichter schon früher bedient hatte (vgl. zu vermischte Ged. 3), benutzte er bald nach der Rückkehr von Rom zu ähnlichen Erzählungen (vermischte Ged. 28. 29). An der anschaulich klaren, malerischen Darstellung erkennt man den Einfluß des römischen Aufenthalts.

Am frühen Morgen war er auf den hohen Felsen gestiegen, um die sich hier darbietende weite Aussicht zu zeichnen; aber als er oben auf der Spitze sitzt, findet er alles in tiefen Nebel gehüllt. Da tritt ein Knabe zu ihm, der ihm vorwirft, daß er alle Lust zum Nachbilden verloren zu haben scheine, da er starr auf die Leinewand schaut, ohne sich zum Malen angeregt zu fühlen. Eigen ist es, daß Amor den dichten Nebel zuerst mit einem grauen Tuche vergleicht, dann aber eine wirkliche Leinewand vor ihm liegen läßt, auf die er gelassen hinstarrt, ohne sich künstlerisch erregt zu fühlen. Der Vorwurf des ihn meisternden Knaben, den er für einen leeren Prahler hält, fällt ihm unangenehm auf; dieser aber besteht darauf, um daran das Anerbieten zu knüpfen, ihm gleich ein Bild zu malen und ihn selbst diese Kunst

zu lehren. 18 heißt die vor ihm im Nebel liegende Gegend geradezu ein weiter ausgespannter Teppich. Nachdem er die Landschaft mit rosigem*) Zeigefinger gezeichnet**), bemerkt er selbst, nun bleibe noch die Hauptsache übrig, die Belebung mit Figuren; ihm ist es aber nur um das Mädchen zu thun, das er ihm als Kunstlehrerin zuführen will, und so malt er ein allerliebstes Mädchen am Waldessaume, wo es durch den Wiederschein der Sonne vom Boden die rechte Beleuchtung erhält.***) Sehr hübsch wird die Belebung des Bildes als eine allgemeine dargestellt; sie geht von einem sich erhebenden Windchen aus, das sich erst in den Gipfeln der Bäume, dann auf den Wellen des Flusses zeigt, endlich auch den Schleier des am Walde stehenden Mädchens erfaßt, das zuletzt seine Füße bewegt und auf ihn zukommt.†) Vgl. Lieder 67, Str. 6 ff. Wie er selbst dem Mädchen sehnsuchtsvoll entgegeneilt, ist launig angedeutet,

---

*) Er bedient sich nicht des den Dichtern sehr geläufigen Beiwortes, sondern wählt die lebendigere Vergleichung „der so röthlich war wie eine Rose".

**) Amor beginnt mit der Sonne und dem von ihr vergoldeten Wolkensaume, zeichnet dann tiefer die Gipfel der Bäume in der Frische des Morgens mit den Hügeln, die dahinten sich erheben, weiter den in der Sonne glitzernden Fluß mit Blumen am Ufer und die von bunten Farben strahlenden Wiesen (ein Grünes von einer ganz besonders schönen grünen, später durch den Vergleich mit dem Smaragd näher bezeichneten Farbe); zuletzt erst malt er den blauen Himmel und die gleichfalls blauen fernen Berge.

***) Wenn es früher nur hieß, er habe mit dem Finger gemalt, so wird hier zur Bezeichnung der besondern Feinheit die Spitze des Fingers hervorgehoben.

†) Geht zu kommmen, eigenthümlich gebraucht, wie man gewöhnlich den bloßen Infinitiv mit gehn verbindet (essen, schlafen, spazieren, laufen gehn). Daß sie auf ihn zukommt, wird bestimmter bezeichnet durch „nähert sich dem Orte", d. i. sie wendet sich von dem Bilde weg zu ihm hin.

die eigentliche Lösung aber, daß er durch dasselbe, wie Amor versprochen, zum Maler geworden, geschickt zu rathen gegeben. Daß der Knabe Amor gewesen, ist im Gedichte selbst nirgendwo ausgesprochen; er heißt einfach Knabe, auch Kind, Bübchen (10 f.), nur der lose Lehrer (62) deutet leise darauf hin, da das Beiwort sich auf die Erkenntniß bezieht, daß es dem Knaben nur darum zu thun gewesen, ihm das Mädchen zuzuführen.

5. Künstlers Abendlied.

Am 5. Dezember 1774 an Merck gesandt als Fortsetzung der zwölf ersten in demselben Maße gedichteten Verse des Sendschreibens (unten 10). Goethe, der den Druck des ersten Bandes von Lavaters physiognomischen Fragmenten leitete, setzte unser Gedicht mit der Ueberschrift „Lied eines physiognomischen Zeichners" und dem Datum des 19. April 1775 an die Stelle einer von Lavater am Schlusse gegebenen leidenschaftlichen Abwehr eines Tadlers der Physiognomie.*) An demselben Tage sandte er das Lied an Lavater.**) 1788 nahm er es mit manchen Veränderungen***), die zum Theil eine innere Ver-

*) Dort steht 5 und (statt ich) stottre und am Schlusse der Druckfehler erheitern. Die Abschrift an Lavater hat 17 deine statt meine.

**) „Was hat Goethe gedacht", schreibt Nicolai an Merck, „als er das Lied am Ende des ersten Theils der Physiognomik schrieb! Im Ernste kann er so etwas unmöglich sagen, und wars Faunenblick — doch ich mag hier nicht weiter fragen." Derselbe erklärte öffentlich den „Anhang aus Goethes Brieftasche" mit den 5 Liedern für „schimmlig".

***) Ursprünglich stand 1 O statt Ach, 9 „Wenn ich bedenk'", 12 Jetzt statt Nun, 13 „Da ahnd' ich ganz", 14 frei statt treu, 19 hier statt mir. Wenn

bindung der beiden getrennten Theile bezweckten, unter der jetzigen Ueberschrift in seine Sammlung unmittelbar nach dem vorigen Gedichte auf.

Der erste Theil spricht den sehnsüchtigen Drang aus, die Natur möge sich ihm so rein enthüllen, daß sie schöpferisch in ihm werde und ihn zur lebendigsten Wiedergabe treibe. Zu Str. 1, 4 vgl. oben 3 Str. 14, 4. 6, 15. 8, 6. — Str. 2, 4. So, wie ich dich fühle und dadurch kenne. Fassen, um sie wiederzugeben. — Im zweiten Theile des Liedes äußert sich das Gefühl, wie viel lebendiger und inniger er jetzt die Natur fühle als früher, wo ihm diese noch fremd war, er sich blos künstlich in sie versetzte, ohne eine Faser von ihr zu erhaschen; daraus fließt die Ueberzeugung, endlich müsse es ihm gelingen, die Natur innig zu erfassen, wonach seine ganze Seele ringt, wo sie denn überall sich ihm entgegendrängen, sie alle seine Kräfte durchdringen, ihm ein höheres göttergleiches Dasein schenken werde.*) Die Ueberschrift Künstlers Abendlied ist mit Beziehung auf die von Künstlers Morgenlied (3) gewählt und ebenso willkürlich wie diese.

Wagner zu den Briefen an Merck in letzterm Verse keine Abweichung anführt, so beruht dies wohl auf Versehen. Mir war ein noch in der Ausgabe letzter Hand übersehener Schreib- oder Druckfehler. Das Gedicht war ursprünglich durch einen Trennungsstrich nach 8 in die zwei Theile, aus denen es besteht, geschieden, die vierversigen Strophen nicht bezeichnet.

*) Str. 4, 1. Nach dir wird näher ausgeführt durch den folgenden Vers. Viehoff nennt das Sehnen hier ungehörig; eher kann man das nach dir hart finden. Auch Str. 5, 1 ist die Wiederholung der Beziehung auf sich (meine Kräfte mir in meinem Sinn) anstößig. In meinem Sinn, indem ich sie lebendig fühle.

6. Kenner und Künstler.

Die wohl dem Frühling 1774 angehörenden Verse wurden zuerst im „Anhang aus Goethes Brieftasche“ (Vgl. zu oben 3 S. 113 f.) an fünfter Stelle, dann zugleich mit 7 in dem von Voß herausgegebenen „Musenalmanach für das Jahr 1776“ gedruckt. Voß fand diese Gedichte wohl noch in den ihm übergebenen Papieren Boies, des frühern Herausgebers. Mit manchen Aenderungen*) nahm Goethe das Gedicht 1788 unmittelbar nach dem vorigen auf.

Wie wenig der gewöhnliche Kenner, der nur Fehler zu entdecken weiß, dem Künstler nützen könne, da Anfang und Ende der Kunst die innere Erfassung der Natur sei, läßt der Dichter hier den sogenannten Kenner selbst aussprechen. Man vgl. dazu Goethes Aeußerung an Jacobi im Briefe vom 21. August 1774: „Alles Schreibens Anfang und Ende ist die Reproduction der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt. Das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank! das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern.“ — 15. hervor, dringen. — Daß das Kunstgefühl in die Fingerspitzen dringe, war ein Grundsatz von Herders Aesthetik, die vom Tasten ausging.

---

*) Ursprünglich stand 7 „Und das Kinn“, 18 Vermög. An andern Stellen weicht der Musenalmanach vom ersten Drucke ab. Ersterer gibt das Wor Allein als einen besondern Vers, statt 4 f. „Der Mund noch aufgeschwollen“ 9 „Noch alles zu todt!“ (im ersten Druck „Zu todt noch alles!“), 19 Weibe (statt Weib), 20 sehen (statt sehn), dagegen hatte er die im ersten Druck als ein Vers gegebenen Worte 7 f. als zwei Verse, wie auch in der Abschrift der Frau von Stein, welche sonst dem ersten Druck folgt, nur 9 „Noch alles todt“, 15 empor statt hervor hat, letzteres wohl eine Verbesserung Goethes.

Vgl. 8, 7 f. Von ihn nahm es Goethe und nach ihm Klinger und Wagner.*) — Die kleinen reimlosen jambischen Verse von wechselnder Länge mit mehrfacher Anwendung des Anapästs, besonders am Anfang, und mit großer prosodischer Freiheit (vgl. V. 3. 15) entsprechen dem leichten Gesprächstone.

7. Kenner und Enthusiast.

Auf den Anfang des wohl in den Sommer 1774 fallenden, den rechten Volkston anstimmenden Liedes deutet die Aeußerung im angeführten Briefe an Jacobi: „Ists eines braven Jungen etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm alles gab, was es hatt', und dem rüstigen Knaben Freud genung, frisch junges, warmes Leben." Im „Anhang aus Goethes Brieftasche" wurde es unter der Aufschrift „Wahrhaftes Märchen" an sechster Stelle mitgetheilt, darauf in Vossens angeführtem Musenalmanach, wo es Der Kenner überschrieben war. 1788 nahm Goethe es unter der jetzigen Ueberschrift (in der Abschrift der Frau von Stein hieß

*) v. Loepers Bemerkung zu dem die Pointe bildenden So! 22: „Mehr verwunderte Frage als Ausruf. Der Kenner wird als einseitiger übertriebener Vertreter der Natur in der Kunst dargestellt, mit seinem Rath persiflirt. Er sieht künstlerische Hervorbringung wie eine natürliche Zeugung an, während der Künstler zwar mit Menschenhand, doch mit Göttersinn, also ideal schaffen und bilden soll", verräth uns, wie sehr er Goethes Absicht verfehlt hat. Dieser persiflirt den sogenannten Kenner als Kunstschwätzer, der dem Künstler durch seinen Rath nicht helfen kann, da er keine Ahnung von der Kunst hat. Er selbst muß bekennen, daß der Künstler nur sich selbst helfen kann; er bedarf des Göttersinns, den ihm der Schwätzer nie verleihen kann, den ihm die Natur geschenkt haben muß. Freilich hätte der Künstler wissen sollen, daß er keine Hülfe bei diesem Kenner finden könne, aber es galt dem Dichter dies den Kenner unwillkürlich selbst verrathen zu lassen.

es Anekdote unserer Tage) nach dem vorigen Gedichte mit manchen Aenderungen auf.*)

Der Kenner, der nur für das Regelrechte Sinn hat (wir fanden ihn eben dem Künstler gegenüber) tritt hier in schärfsten Gegensatz zum begeisterten Kunstfreunde, dessen Seele vom Genuß des aus genialen Kunstwerken ihm entgegenwehenden Geistes erhoben wird. Der Vergleich zwischen der Beurtheilung eines blühenden, von vollem Leben strotzenden Mädchen (frisch jungen und warmen, wie oben 3, 59, ähnlich wie sonst auch wie neugeboren steht) und eines von keckem Leben glühenden Gemäldes tritt auf eigenthümliche Weise in zwei nebeneinander gestellten Szenen hervor. Auffallend ist in der ersten, daß das Mädchen an ihrem Bette sitzt, den Kopf auf die Hand gestützt (sie hat kein Empfangszimmer), in der zweiten daß nicht von einem bestimmten Gemälde die Rede ist, bei welchem der Enthusiast in jenen begeisterten Preis des Malers ausbricht, sondern der Kunstkenner alle Gemälde „in Katalogum registrirt“; denn

*) In der ersten Fassung fand sich 1 ein'n, 7 Herr macht, 9 Nas', 10 'nüber, 11 schon lang (statt gar bald), 14 Zieht (statt Führt), 17 meim, 23 wird, 25 ruf, 27 f. „Hätt' ich nur jetzo meine Braut, Wollt sie für dich bezahlen“, 36 Wägt, 38 „In süße Liebesbande“. Im Musenalmanach stand noch 1 zu em Mäbel, 2 Wollt's, 10 Betracht't, 14 in ein. Die Abschrift der Frau von Stein hat bereits 7 Der Herr, der, 11 gar bald, 14 Führt, 17 meinem, außerdem 10 (wohl durch Versehen) hinüber herüber, 17 nehm, 18 seh. Die erste Ausgabe hat 36 den Apostroph bei Wägt hinzugefügt, dies aber bei stochert und Registrirt 30 f. unterlassen, und so fehlten denn die Apostrophe in allen folgenden Auflagen, bis ich sie in der cottaschen Ausgabe von 1857 einführte. Freilich v. Loeper nimmt lieber ein natürliches (?) „Abspringen in die Präsenzform“ an. Unrichtig sind die Apostrophe bei thät. Vgl. zu Hans Sachs vermischte Ged. 64.

unter den „Göttersöhnen" des Enthusiasten können doch nur alle gemeint sein, da es sonst auffiele, daß Kenner und Enthusiast gerade dieselben für die besten Gemälde erklären.*) 17. Adieu, wie die Volkssprache sich manche französische Ausdrücke als weniger vornehm angeeignet hat.

Die Verse, die als vierversige Strophen gedruckt sein sollten, reimen meist verschlungen, nur einmal 17 f. unmittelbar aufeinander, worauf zwei reimlose Verse folgen, von denen, wie sonst durchweg, der eine männlich, der andere weiblich auslautet. Bett und Compliment (5. 7) müssen als halber Reim gelten. Am Anfange und in den beiden Schlußversen tritt einmal, in einem Verse zweimal, der Anapäst statt des Jambus ein.

8. Monolog des Liebhabers.

Das im Februarheft 1776 von Wielands Merkur unter der Aufschrift An Kenner und Liebhaber mit der Chiffre G. gedruckte Gedicht gehört wohl dem Jahre 1774 an; in der jetzigen Gestalt ward es 1788 unmittelbar hinter dem vorigen aufgenommen.**) Der Liebhaber bedauert, daß der Anblick der

---

) 1 Maidel, elsassische Form. — 9 Ansturen, niederdeutsch für anstieren, wie auch stur. Sturen braucht so Klinger. — 19 Herre Gott stammt aus dem Kirchenliede. — 27 f. sind jetzt gemildert, aber für uns bezahlen nicht gerade bezeichnend und der Witz, daß er seine Braut dafür abküssen wolle, dürfte entsprechender sein. — 35 sollte bald vor zu kurz wiederholt sein. — 38 „Die Eingeweide brannten", das in ganz anderm Sinne steht als 24 das nicht ganz zutreffende auf schmerzliches Gefühl deutende „Mein Herz zerreißt es". Vgl. Heft 65, S. 111. — 22 Ich weiß nicht wie steht von allem wunderbar Ergreifenden.

**) Ursprünglich stand 1 frommt statt nutzt, 2 An deinem Busen,

schönen Natur und vollendeter Kunstwerke ihn nicht zu schöpferischer Wiedergabe des empfangenen Eindruckes beseelt. Ursprünglich war es an Kenner und Liebhaber zugleich gerichtet, die beide sich nicht zu eigenen Kunstschöpfungen erheben können.

9. Guter Rath.

Die Verse wurden ursprünglich als „Denk- und Trostsprüchlein" auf eine von Goethe selbst für Merck gemachte Zeichenmappe geschrieben, zugleich mit der Zueignung:

Hier schick' ich dir ein theures Pfand,
Das ich mit eigner hoher Hand
Mit Zirkel und mit Lineal,
Gefertigt dir zur Zeichenschal
Und auch zur festem Kraft und Grund
In meiner guten Zeichenstund'.*)
Nimms, lieber Alter, auf dein Knie
Und denke mein, wenns um dich schwebt,
Wie es in Sympathien hie
Um mein verschwirbelt Hirnchen lebt.
Geb' Gott dir Lieb' zu deinem Pantoffel,
Ehr' jede krüpplige Kartoffel,
Erkenne jedes Dinges Gestalt,
Sein Leid und Freud', Ruh' und Gewalt,
Und fühle, wie die ganze Welt .
Der große Himmel zusammenhält.
Dann du ein großer Zeichner, Kolorist,
Haltungs- und Ausdrucks-Meister bist.

(wofür Goethe später zuerst In deinem Busen, dann Vor deinen Augen versuchte). 3 Was hilft dich, nach 4 Fragezeichen.

*) Guten Zeichenstund. Die Stunde, die er sonst zum Zeichnen verwandte, hatte er heute zur Anfertigung der Zeichenmappe für den Freund benutzt.

Darauf erschienen sie in dem „Anhang aus Goethes Brieftasche" als „Guter Rath auf ein Reisbret, auch wohl Schreibtisch ꝛc." 1788 wurden sie unter der jetzigen Aufschrift mit einigen Aenderungen*) am Schlusse der zweiten Sammlung der Gedichte aufgenommen. Schon frühe war Goethe zur Erkenntniß gekommen, daß der Künstler die Stunde schöpferischer Kraft abwarten müsse, die Zeit der Ruhe für ihn nicht verloren sei, da in ihr die Kraft sich wieder ansammle, um später sich desto reicher wieder zu ergießen.**) Freilich gilt der Spruch nur für den wirklich begabten Künstler. Die vier ersten Verse deuten den Vergleich mit heiterer Lebenslust an. Wie wir in manchen Stunden uns zu nichts aufgelegt fühlen, so ist es auch in der Kunst.

10. Sendschreiben.

Am 4. Dezember sandte Goethe den zweiten, V. 13 beginnenden Theil unseres Gedichtes mit der Anrede „Lieber Bruder" seinem Freunde Merck, Tags drauf den ersten zugleich mit oben Ged. 5. Vereinigt erschienen sie als Brief im „Anhang aus Goethes Brieftasche" an dritter Stelle. Erst in die dritte Ausgabe der Werke ward das Gedicht unter der jetzigen Aufschrift mit einigen Veränderungen aufgenommen.***)

---

*) 1 lautete ursprünglich: „'s g'schieht wohl, daß man an einem Tag", 2 stand Weder Gott noch Menschen lieben, dann 3 heʒ, 6 ist (statt sind), 7 schlappen (statt bösen).

**) „Füll' und Kraft sind nimmer weit", wenn du in der guten Stunde dich ihrer bedienen willst.

***) Ursprünglich stand 3 mir ists, 9 „bei den Schätzen hier", 11 für statt vor, 13 Wer statt Und wer (die jetzigen Lesarten von 9, 11 und 13 hat schon der „Anhang"), 15 belohnet (wird aus Goethes Sendung an Merck nicht

Daß die beiden Theile nicht zusammen gehören, zeigt auch das Versmaß; denn die zwölf ersten Verse sind in dem jambischen Maße von Künstlers Abendlied (oben 5) geschrieben, wogegen im folgenden (nur 3 ist durch das später vorgesetzte und jambisch geworden) unmittelbar auf einander reimende trochäische Verse sich finden. Die ersten in drei Strophen sich theilenden Verse verkünden in derber naturalistischer Darstellung das alte, sich in seinen guten Stunden ihm immer wieder aufdrängende Evangelium, daß aller geborgte Glanz, alle künstliche Glut, alles künstlerische Schwärmen nichts helfe*), daß nur das, was wahrhaft menschlich, „Bein von meinem Bein“ sei, unser Gefühl erwärmen könne. Man darf sich durch das sonderbare „Menschenfleisch“ nicht zur Deutung verleiten lassen, auf die schöne Menschengestalt komme alles an (Ged. 23 Str. 5). Die ungeheuerliche Entdeckung, daß Menschenfleisch für Menschenbrust stehe, unter Mensch gerade Freund Merck gemeint sei, da der Austausch mit diesem Freunde seinem Kunsttreiben höheres Leben verleihe, hat v. Loeper gemacht, wie sehr auch der Zusammenhang widerspricht. Der zweite Theil, der eigentliche Brief an Merck, beginnt damit, daß der Künstler nicht seine Zeit mit der Beurtheilung anderer vergeuden dürfe, vielmehr selbstthätig zugreifen und, von der Natur begeistert, etwas aus sich herausschaffen müsse. Der Genuß, den der Künstler dabei

angeführt), 16 blöcket (gleichfalls nicht in der Handschrift), 18 wohl (statt noch, nur in der Handschrift), 37 goldnen. Abschnitte hat der „Anhang“ vor 5. 13 und 33.

*) In „viel Glut und Reichthum schwärmen“ (10) steht schwärmen prägnant im Sinne „schwärmend sich einbilden“, nicht, wie v. Loeper wollte, für „erschwärmen“.

empfindet, wird durch einen derben Vergleich (21—24. vgl. Sprichwörtlich 121 ff.), bezeichnet, nachdem das bloße Beschauen und Bekritteln durch einen aus demselben Kreise hergenommenen dargestellt ist. Die Natur, bemerkt er weiter, sei das lebendige Buch, in welchem unser Herz volle Befriedigung finde, wenn wir sie auch nie ganz verstehn können. Die Anrede am Schlusse ist allgemein, nicht auf Merck allein zu beziehen. Das „doch nicht unverständlich“ wird durch die Ausführung begründet, wie unser Herz sich nach der Erfassung der unendlichen Naturwelt sehnt.*) Er schließt damit, daß wir nur an dem wahre Freude haben, was uns eigen, ein Theil unserer selbst geworden ist, was wir aus eigener Erfassung der Natur gewonnen haben und aus voller Seele wiedergeben, während fremde Auffassungen, wie herrlich sie auch sein mögen, nur wie Schattenbilder auf uns wirken. Vgl. dagegen unten Ged. 15. Als Orte, wo ältere und neuere Kunst besonders herrliche Gebilde geschaffen, stehen Rom und Großgriechenland, mit besonderer Beziehung auf Neapel. Großgriechenland nennt Goethe mit dem lateinischen Namen magna Graecia, vielleicht absichtlich zur Andeutung, daß das Land eine alte Bildungsstätte sei, wenn nicht bloß launig oder gar des Reimes wegen. Den beschränktesten Raum bezeichnet ein Stengelglas; bei der Welt, die man in ihm finden kann, denkt der Dichter an das prachtvolle Farbenspiel, welches sich in ihm darstellt.

---

*) „Was wohl in der Natur für Freude wär“, die große Freude zu genießen, die es machen müsse. — Joseph Banks und Daniel Solander hatten Cook auf seiner ersten Reise um die Welt (1768—1771) begleitet und eine reiche Pflanzensammlung aus der Südsee mitgebracht. Jene Reise hatte Hawkesworth eben mit Benutzung der Papiere von Banks beschrieben.

11. Künstlers Fug und Recht.

Goethe improvisirte diese Verse im November 1792 bei Jacobi zu Pempelfort, nachdem er die scharfe Beurtheilung seines Großcophta in der „neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" B. 54 S. 56 ff. gelesen, welche es ihm zum Vorwurfe machte, daß er nach einer Iphigenie, einem Tasso so etwas habe schreiben können. Das Verdienst, dies nachgewiesen zu haben, gebührt in vollem Maaße v. Loeper. Als Jacobi zwei Jahre später nach Holstein gezogen war, kam er häufig von Eutin nach Hamburg, wo er viel im Hause von Reimarus verkehrte. Eines Tages gab er der Hausfrau Christiane Reimarus unser Gedicht, das sie gern vortrug. Der Pfarrer J. L. Ewald, Goethes Jugendfreund, erhielt von ihr eine Abschrift, nach welcher er es in den von ihm 1797 ohne Zweifel nicht bloß herausgegebenen, sondern auch geschriebenen „Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens, von E. P. v. B." S. 166—168 mittheilte. Im Jahre 1804 brachte die „Eunomia, eine Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts", die Feßler und Fischer zu Berlin herausgaben, das Gedicht unter der Aufschrift „Der Maler" mit der Bemerkung: „Unter dem Namen eines großen Dichters mitgetheilt. Wir können ihn nicht näher charakterisiren, aber es uns auch nicht versagen das Gedicht mitzutheilen." Erst die dritte Ausgabe brachte es an unserer Stelle mit manchen Aenderungen unter der jetzigen Ueberschrift. Die Beziehung desselben auf den Großcophta hatte schon Riemer (Mittheilungen I, 67. II, 580) bemerkt, der es aber in der Quartausgabe in das Jahr 1774 gesetzt hatte. In Hirzels „neuestem Verzeichniß einer Goethebibliothek" (1874) wurden zuerst die beiden ersten Drucke verzeichnet. Dann brachte v. Loeper im Archiv von Schnorr von

Carolsfeld V, 96—98 die Untersuchung zum Abschlusse, indem er genauere Auskunft über die schon 1838 in Böttigers „literarischen Zuständen und Zeitgenossen II, 22“ erwähnte Abschrift des (nicht näher bezeichneten) goetheschen Gedichtes gegen jene Rezension des Großcophta gab.*)

Der allegorische Sinn ist unverkennbar, nur hüte man sich alle einzelnen Züge der mit keckem Humor ausgeführten Erzählung deuten zu wollen. So hat Viehoff sogar die „Wand im Saal“ auf die Volkspoesie, die Tafeln auf selbständige abgeschlossene Werke deuten wollen, da doch offenbar der Gegensatz von Werken wie der Großcophta und Iphigenie vorschwebt, auf die das Götterbildniß 28 zunächst deutet. Die Unart, daß die Welt jeden in ein gewisses Fach, worin er sich ausgezeichnet, gleichsam einsperren wolle, als ob man nur ihren Wünschen dienen müsse, während er selbst der Ueberzeugung

*) In dieser von der Frau Reimarus gemachten Handschrift, die unter den Papieren Böttigers auf der königlichen Bibliothek in Dresden sich befindet, ist es überschrieben Fabula narratur (nach Hor. sat. I, 1, 69. 70: De te narratur fabula). Die Abweichungen vom Drucke in den Werken sind nach der von dem verdienten Herausgeber des Archivs Schnorr von Carolsfeld gemachten Vergleichung folgende: 7 stand heraus, 8 ihm, 13 licht (was wohl herzustellen), 14 konnt', 16 es (statt er), 19 Frauen, 20 beschauen, 22 was dabei, 26 „Und das sich um so mehr“, 34 „auch Wände und“, 36 feinem (was wohl Versehen), 45 Das, 46 Und Kröten, 47 „Da er auch manches ebauschirt“, 59 gleich jeder, 62 allzeit. Die Fassung bei Ewald ist ungenauer; es fehlen hier 13—16 und 31 f. Richtiger sind hier 36 seinem, 45 Da. Sonst hat Ewald V. 11 Mit wenig, 17 Er fand, 32. 34 solle, 37 Sie sagten, 38 Verbindliches, 44 mancherlei Thiere, 48 grade, 49 Menschen selbst, 53 allerhand List, 58 Könnt, 60 einen, 62 zu jeder statt zu dieser, 63 Wie es. 8 hat Strehlke baut' statt baut hergestellt.

war, man müsse schreiben, wie man lebe, erst um seinetwillen, dann erst existiere man auch für verwandte Wesen, hat Goethe auch anderwärts ausgesprochen. Beim Schlusse schwebt dem Dichter das sprichwörtlich gewordene: Ὃ γέγραφα, γέγραφα, des Pilatus vor.

Den volksmäßigen Ton hat Goethe hier so glücklich getroffen, daß sich kaum eine Abweichung desselben von den Kunstliedern des Jahres 1774 herausstellt. Die vierfüßigen jambischen Verse reimen unmittelbar aufeinander; nur ein paarmal (31—36. 57. 58) lauten sie weiblich aus. Anapäste treten mehrfach ein, ein paarmal zwei in einem Verse (8. 40. 53. 57. 59). Hart sind die anlautenden Jamben hatte manchmal (2), möchten einmal (20), Gott der Herr all [erlei] (44), Kröten und Schlan[gen] (46), wo ursprünglich zwei Anapäste den Vers eröffneten, und die beginnenden Anapäste ohne daß jeder gleich (59).

12. Groß ist die Diana der Epheser.

Veranlaßt wurde unsere parabolische Abwehr durch die Schrift Jacobis Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, die Goethe im Dezember 1811 erhalten und ganz arglos als ein wiederholtes Bekenntniß der seiner innersten Ueberzeugung widerstrebenden Glaubensansicht des Freundes angesehen hatte. Erst durch Schellings scharfe Entgegnung, Denkmal der Schrift „Von den göttlichen Dingen“, auf die tiefere Bedeutung des Widerstreits aufmerksam gemacht, wurde er von bitterm Grimm gegen den alten Freund erfüllt. Daß Schellings Buch ihn „erschreckt, betrübt und wieder auferbaut“ habe, schrieb er schon am 25. März 1812 an Knebel.

Viel bitterer, äußerte er gegen denselben am 8. April: „Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken, wie eben dieser Freund unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkungen abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das so viele Jahre ertragen; denn ‚Gott ist gerecht!‘ sagt der persische Gesandte; und jetzo werde ich michs freilich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haar mit Jammer in die Grube fährt. Sind doch in dem unglücklichen Buch Von den göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine besten Ueberzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften seit vielen Jahren bekenne und zum Leidfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfassers an mich, und was dergleichen Dinge mehr sind.“ Schellings Schrift kam Goethe in einem Augenblick zu, wo ihm gerade daran gelegen war, „den statum controversiae zwischen den Natur- und Freiheitsmännern recht deutlich einzusehn, um nach Maßgabe dieser Einsicht seine Thätigkeit in verschiedenen Fächern fortzusetzen“. Gleich darauf muß er sich durch unsere Parabel beruhigt haben. Am 10. Mai 1812 wendet er sich von Karlsbad aus an Jacobi, dem er vorher durch Schlichtegroll freundliche Worte über seine Schrift hatte sagen lassen. Sein Büchlein sei ihm willkommen gewesen, bemerkt er, weil er darin seine sich immer gleichgebliebene Ueberzeugung und den statum controversiae so mancher philosophischen Streitigkeiten der Zeit dargelegt. „Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen“, fährt er fort „wenn ich dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der

ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin (Artemis) und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und dazu formlosen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herausgegeben (welches jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig sein mögen, und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblattes stehen müssen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein." Jacobi wurde durch den Vorwurf des Aufdringens und Aufregenwollens sehr verletzt. Seine Absicht, den Apostel gegen die Schmiede aus demselben Kapitel der Apostelgeschichte, besonders durch die dortige Rede des Kanzlers, zu rechtfertigen, wurde durch eine längere Reise vereitelt. Goethes Gedicht verbreitete sich indessen durch Abschriften. Schon den 27. September dankte ihm W. von Humboldt für das treffliche Gedicht. Am 13. Januar 1813 schreibt Graf Reinhard aus Cassel an Goethe, seine Diana der Epheser habe zu vielfachen Auslegungen Veranlassung gegeben, und großer Streit sei darüber entstanden, welche die wahre sei, weshalb er um eine authentische Erklärung bitte. Auch zu Jacobi drang das Spottlied bald nach Goethes von ihm unmuthig aufgenommenen Briefe vom 6. Januar 1813.*) Leider verrieth ihm die ähnliche

---

*) **Wie konnte Viehoff glauben, der Brief vom 6. Januar scheine geschrieben,**

Aeußerung in Goethes Brief vom 10. Mai 1812, daß es gegen ihn gerichtet sei, und er fand besonders die angehängte Drohung, zu der so ganz und gar keine Veranlassung gegeben gewesen, sehr unartig. „Es verdroß mich an dir“, schrieb er zwei Jahre später, „daß du dich hintennach in dem Maße hattest können einärgern lassen; denn anfangs hattest du gar kein solches Aergerniß an dem Apostel der Heiden genommen.“ Goethe lehnte jede Deutung des Gedichtes ab, und daß das Spottlied, wohl aus dem Kreise des Grafen Reinhard zu Jacobi selbst gedrungen und als gegen ihn gerichtet erkannt worden sei, konnte er nicht ahnen. So nahm er es denn arglos in die dritte Ausgabe unter den auf Kunst bezüglichen Liedern unmittelbar hinter dem vorigen Gedicht auf.

Der Dichter hat die zu Grunde liegende Erzählung, Apostelgeschichte 19, 23—40*), nach seinem Zwecke, wie er pflegt, umgestaltet. Dort versammelt der Goldschmied (im Griechischen *ἀργυροκόπος*) Demetrius, der silberne Tempel der Artemis macht und dadurch den Arbeitern vielen Verdienst gibt, diese und andere, die dasselbe Handwerk treiben, regt sie gegen Paulus auf, der durch seine Lehre, es gebe keine von Händen gemachten

---

um den Eindruck des Gedichtes, wenn es Jacobi zu Gesichte käme, weniger verletzend zu machen?

*) Die Anführung Apostelgeschichte 19, 39 deutet auf den Schluß, der auf die Worte anspielt „Wollt ihr über etwas anders handeln“ u. s. w. Die Worte „Groß ist die Diana der Epheser“, die als Ueberschrift dienen, stehen freilich 19, 28. Strehlke ließ sich durch mich verleiten, diese Stelle statt der von Goethe angeführten zu bezeichnen. Ursprünglich stand die Stelle am Ende des Gedichtes und lautete Apost. XIII, 26, wo beide Zahlen irrig sind. Freilich könnte man meinen, es sollte etwa XIX, 26 heißen und es sei das dort angeführte Wort des Paulus gemeint. Goethe hatte wohl die ganze dortige Erzählung im Sinne, aus der er den einen Vers 29 (wiederholt 34) anführt.

Götter, in ganz Asien viele zum Abfalle verleite, und dadurch nicht nur ihrem Geschäfte Abbruch thue, sondern auch den Tempel der großen Göttin in Verachtung bringe. Mit dem zornigen Rufe: „Groß ist die Diana der Epheser!" erfüllen sie die Stadt und ergreifen des Paulus Genossen. Zwei Stunden lang rufen sie: „Groß ist die Diana der Epheser!" Der Kanzler aber beruhigt sie, indem er spricht: „Ihr habt diese Menschen hergeführt, die weder Kirchenräuber noch Lästerer eurer Göttin sind. Hat aber Demetrius, und die mit ihm sind vom Handwerk, an jemand einen Anspruch, so hält man Gericht und sind Landvögte da; da lasset sie sich unter einander verklagen. Wollt ihr über etwas anders handeln, so mag man es ausrichten in einer ordentlichen Gemeine." Bei Goethe läßt sich der Goldschmied in seinem ernstlichen Streben, das Bild der Göttin würdig zu vollenden, durch das Geschrei, es gebe einen geistigen Gott, der herrlicher sei als die Naturgötter, nicht stören.*) Er deutet auf

*) Der Goldschmied hat die Kunst seines Vaters erlernt. Von Jugend an ist sein Wunsch gewesen, ein würdiges Bild der Göttin zu Stande zu bringen. — Das ebenholzene Bild der Diana im weltberühmten Tempel zu Ephesus lief in einen Block aus, nur Hände und Füße kamen unten und zur Seite heraus. Der Obertheil war ganz mit Brüsten, Löwen, Hirschen, Kühen, Bienen, auch phantastischen Thierbildungen bedeckt. Goethe läßt die Thiere unter dem Gürtel nisten. — Der Ausdruck, daß er sein kunstreich Streben in frommer Wirkung durch das Leben geleitet, wäre freilich etwas geschraubt für den Gedanken, daß er in frommer Verehrung seine Kunst rastlos geübt, aber höchst wahrscheinlich ist Streben Subjekt und ihn zu „leitete" hinzu zu denken. — Windesbraut, für das von Voß mit Erfolg eingeführte Windsbraut, das Goethe auch in der Walpurgisnacht des ersten Theiles des Faust hat. Albern nennt der Goldschmied verächtlich die Stirn, hinter der nichts Wirkliches, nur Vorstellungen sich finden. — Der Breite der Gottheit, mit Bezug auf den weiten körperlichen Umfang ihres Bildes Durchaus verschieden davon ist die Fülle

die Verehrer der Natur, die sich von der Lehre, das Göttliche offenbare sich durch den Glauben, die Natur verberge Gott, nicht irren lassen in ihrem Bestreben, immer tiefer die Natur zu erkennen, welche die Handschrift Gottes sei. Die drohende Nutzanwendung, welche jedem gestattet, anders als jener Goldschmied zu Ephesus zu handeln, der ja auch seine Gesellen, seine Knaben auf den Markt laufen ließ, nur dürfe niemand das Handwerk schänden, sonst werde er jämmerlich zu Grunde gehn, deutet auf Jacobi, der dadurch zu Grunde gegangen (Schelling hatte ihn vernichtet), daß er die Natur geschmäht. Die Beziehung ist freilich nicht ganz treffend. Die Ueberschrift „Groß ist die Diana der Epheser" soll auf den unerschütterlichen frommen Glauben des Goldschmiedes deuten.

13. Antike.

Als Spruchverse vor der Abtheilung „Bildende Kunst", die mit einem Berichte über die erhaltenen Kunstwerke des Phidias und seiner Zeit (vom Tempel zu Phigalia und vom Parthenon zu Athen) begann, in Kunst und Alterthum III, 1, der erstere auf dem Titelblatte selbst, der andere auf dessen Rückseite. Das Heft war spätestens im Dezember 1820 ausgedruckt. Die beiden in verschiedener jambischer Reimform gedichteten Sprüche nahm die Ausgabe letzter Hand unter der jetzigen Aufschrift im dritten Bande auf. Die Ueberschrift ist von Goethes eigener Hand. Die Sprüche selbst hat Eckermann geschrieben.

Lord Elgin hatte im Jahre 1814 die nach ihm benannte Sammlung von Meisterwerken aus der Zeit des Phidias und

---

der Gottheit, die körperlich ganz in Christus ist (Kolosser 2, 9), was v. Loeper herbeizieht.

Praxiteles (Elgin Marbles) nach England geschafft. An Meyer schrieb Goethe den 23. März von Jena aus: „Die Elgin Marbles beschäftigen mich sehr." Die Tag- und Jahreshefte berichten 1817: „Die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehn, ward so lebhaft und heftig, daß ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Abschied aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudolstadt lenkte (vgl. dagegen das Tagebuch vom 10. und 11. Oktober), und mich dort an den erstaunenswürdigen Köpfen (der Dioskuren von Monte Cavallo) für lange Zeit herstellte." An Riemer schrieb er: „Es sind wunderbare Dinge angekommen. Acht und vierzig Musterstücke des heiligsten Ortes in Griechenland. Wahre Reliquien." Durch Lyon (1816) und Lawrence (1818) wurden die unschätzbaren Ueberreste edelster Kunst auch in Deutschland bekannt. Die „Denkschrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland" (Memorandum on the subject u. s. w.) erschien 1817 in Leipzig in einer mit einer Vorrede von Böttiger und mit Bemerkungen der weimarer Kunstfreunde begleiteten Uebersetzung. Wenn der erste Spruch diese Kunstwerke für eine wunderherrliche und nur mit den Dichtungen Homers zu vergleichende Erscheinung bezeichnet, so heißt der zweite dieselben als die edelsten Bildungsmittel des echten deutschen Sinnes willkommen, da eigentlich nur das Vollendete wahrhaft den Geist bilde. Vgl. Goethes Aeußerung zu Parabolisch 20.

14. **Begeisterung.**

Zuerst in der Ausgabe letzter Hand unmittelbar hinter 13. Vollendete Kunst ergreift jeden Menschen.

15. Studien.

Gleichzeitig, mit 14 zuerst gedruckt.*) Hier werden wieder die Griechen für die ewigen Muster der Kunst erklärt.**) Diese Erkenntniß ist ihm jetzt aufgegangen, während er in der Jugend sich durch Nachahmung der schönen Natur frei zu bilden gedacht, wodurch er aber eigentlich nur sich unterhalten (vergnügt) habe, ohne eine Ahnung vollendeter Kunst zu gewinnen. Die Reimform mit den nachschlagenden kurzen Versen und der fast neckische Ausdruck entsprechen treffend dem Spotte über sein Jugendevangelium (vgl. oben Ged. 10).

16. Typus.

Dieser Spruch, gleichzeitig mit 14 und 15 und hinter diesen gedruckt, hebt die Nothwendigkeit des osteologischen Studiums für den Künstler hervor. Schlecht gebildete Gestalten verletzen das Auge***); nur das erfreut, dessen innere Bildung, dessen Typus wohlgestaltet ist, das Aeußere fügt sich dann leicht. In der Einleitung zu den Propyläen (1798) heißt es: „Die menschliche Gestalt kann nicht blos durch das Beschauen ihrer

---

*) V. 2 schlägt nach, dagegen beginnt 4 den Satz, erhält aber seine nähere Bestimmung erst in 6. Der Reim von 6 und 8 ist sehr frei. 7 sollte statt sobald eigentlich seit stehn, 8 statt Es sind's sind es (auf deren Spur man gehn muß). Es ist völlig unnöthig, ja irreführend, wenn Strehlke den letzten Vers als Rede eines andern in Anführungszeichen schließt.

**) In Goethes Sprüchen heißt es: „Allen andern Künsten muß man etwas vergeben, der griechischen bleibt man ewig Schuldner."

***) Strehlke vermuthet V. 4 irrig Da's. Das steht, wie V. 6. — Augenschmerz, Gegensatz zum häufigen, meist bildlich gebrauchten Augentrost (vgl. Wahlverwandtschaften I, 6), Augenweide.

Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Fundament der Erscheinung sich einprägen u. s. w."

17. Unerläßlich.

Unsere Verse hat die Ausgabe in vierzig Bänden sehr ungeschickt hier eingeschoben. In der Ausgabe letzter Hand standen sie im dritten Bande an vorletzter Stelle der Abtheilung Kunst unter der Ueberschrift Ländlich, zugleich mit drei andern Strophen, die sich alle auf einzelne Zeichnungen beziehen. Die Quartausgabe hatte sie unter die Abtheilung Epigrammatisch gesetzt. Der Spruch geht auf eine kleine artige Landschaft, die noch durch Hain und Mühle belebt werden müsse. Zu Griffelspiele vgl. oben 3 Str. 14, 4.

18—20. Ideale. Abwege. Modernes.

Erst die Ausgabe letzter Hand brachte diese drei Sprüche nach 16 in derselben Folge. Der erste Spruch betrifft den Maler und ward 1819 an Marianne v. Willemer gerichtet. Im Divan steht er auf der Rückseite der Handschrift mit der Ueberschrift: „Hudhu erklärt eine räthselhafte Stelle". 6 stand es ist statt ist hoch. Der Maler kann alles darstellen, was in seiner Seele lebt, selbst vor einem Götterbild scheut er nicht zurück, nur verzweifelt er, dem Liebenden die Geliebte zu malen, doch auch dies wird ihm gelingen, wenn in seiner Seele sich das Ideal höchster Liebenswürdigkeit gebildet hat. Dies

Ideal wird als ein „Traum", als ein „Schattenbild" bezeichnet, insofern es nicht aus der Wirklichkeit genommen ist, sondern nur in der eigenen Seele des Künstlers sich lebendig gebildet hat. — Abwege sind einerseits Steifheit, andererseits Unbestimmtheit der Darstellung; beide Fehler wird der Künstler vermeiden lernen, wenn er sich ihrer bewußt wird, wogegen von demjenigen nichts zu hoffen, der sie nicht erkennt.*) — Launig wird im dritten Spruche die Vergleichung neuerer Maler mit den alten durch die Mahnung abgewiesen, man müsse nicht bloß die Vorzüge der höchsten Meister, sondern auch an jedem einzelnen das, was ihm gelungen, erkennen, nicht an einen Meister sich halten, sondern, wie in der Liebe (vgl. Lieder 49), auch in der Verehrung der Künstler wechseln. Das ist natürlich nur cum grano salis zu verstehn, wie der Ausgangspunkt zeigt, da es sich neben Phidias um Hans von Eyck handelt. Man muß die Vorzüge jedes einzelnen zu erkennen und zu genießen wissen.

21. Dilettant und Künstler.

Das Gedicht begleitete ursprünglich als Widmung fünf von Goethe in Sepia gemalte Landschaften, die er dem Hofschauspieler Pius Alexander Wolff und dessen Gattin zum Geburtstage des erstern am 3. Mai 1815 verehrte. Unter der jetzigen Ueberschrift erschien es 1833 im siebenten Bande der nachgelassenen Werke als vorletztes der vermischten Gedichte. Der Dilettant sucht das einzelne möglichst sorgfältig darzustellen;

*) Auf Göttlings Vorschlag, nach 1 ein Komma zu setzen, ging Goethe 1827 ein. — 3. Schweif, eigen vom Schweifen.

ihm fehlt, wie Goethe anderswo sagt, „Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituirt; er gibt sich durchaus dem Stoffe dahin, anstatt ihn zu beherrschen.“ Der Künstler dagegen hat bei jedem einzelnen Zuge das Ganze im Auge, da er aus lebendiger Erfassung schafft. Der Künstlerkranz geht auf die allgemeine Anerkennung, welche das angeredete Paar auf der Bühne genoß.

22. Landschaft.

Die Verse erschienen zuerst im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand zum Schlusse der Abtheilung Kunst.*) Sie beziehen sich auf eine in Aquarell kopirte Landschaft eines Niederländers der dresdner Galerie, die durch ein freundlich blickendes Mädchen besondern Reiz erhält. Diese Landschaft ist noch nicht nachgewiesen. Die Kopie rührt von dem seit 1813 bei der weimarer Zeichenakademie angestellten Maler K. W. Lieber her, der sich 1812 in Dresden unter Friedrich und Kersting ausgebildet hatte. Schon in der ersten Auflage konnte ich dieses zuerst mittheilen. Goethe hebt in anmuthiger Weise hervor, daß dies mehr als eine niederländische Landschaft sei, was Str. 1 ausführt**); das Mädchen gebe dem Ganzen erst seinen rechten Ton und wahre Einheit, und er knüpft daran launig

*) 1, 4 ist blau statt Blau zu lesen, nach 2, 9 Punkt statt Gedankenstrich zu setzen.

**) 9 f. Er malt nichts, als was er mit seinen Künstleraugen wirklich sieht. — Nach erklärt man adverbial „nachher“. Aber es ist wohl noch bezahlt statt nach gezahlt zu schreiben. Freilich v. Loeper scheute sich nicht die jetzige Lesart willkürlich zu deuten „noch nach hundert Jahren gezahlt, mit Gold aufgewogen“, was die Worte nicht besagen.

den Gedanken, die Liebe verleihe dem Maler Geist und Kunstgeschick.*)

23. Künstlerlied.

Am Ende des Jahres 1816 auf den Wunsch des Direktors Schadow zur Festfeier des berliner Künstlervereins (Epiphanias, den 6. Januar) gedichtet.**) Gegen Zelter spricht Goethe am 1. Januar den Wunsch aus, das Lied, das er an Schadow zum Künstlerfest gesandt, möge dazu beitragen, den düstern Geist zu verbannen, der durch unsere Kunsthallen schreite und sich selbst schon überbiete. Es erschien in dem von F. W. Gubitz herausgegebenen Gesellschafter vom 11. Januar 1817 unter der Aufschrift „Dem edlen Künstlerverein zu Berlin. Von Goethe. (Epiphanias 1817.)" Mit wenigen Veränderungen, die bis auf eine nur metrische Veränderungen sind***), nahm Goethe das Lied 1828 in die Wanderjahre (II, 9) auf.†) Erst in der vierzigbändigen Ausgabe trat es an den Schluß der Abtheilung Kunst.

*) Statt überrein hat Strehlke mit der cottaischen Ausgabe von 1860 richtig überein geschrieben, das den Gegensatz zum garstigen Ungefähr bildet. So steht auch im Logenliede von 1830: „Lasset überein Kräftig uns zusammen sein." Der weimarer Herausgeber hat das von der Handschrift „bestätigte" überrein beibehalten. Ueberrein sei so viel, wie 2 wohl gewaschen. Einem Schreibfehler zu Lieb entstellt der Kritiker wieder das hübsche Gedicht; früher hatte er hier richtig überein mit Strehlke als gefordert anerkannt.

**) Vgl. Schadow „Kunstwerke und Kunstansichten" S. 144 f.

***) Bei Gubitz und Schadow stand V. 5 Hier statt Dort, 11 andere statt andre, 20 ewigen statt ewgen, 26 Redner und Dichter.

†) Dort nennt der Aufseher es ein sanftes, gemüthliches Lied, das sich über das Ganze der Kunst bewege und das ihm stets erbaulich sei.

Das Versmaß ist dasselbe, wie im Wanderliede (vermischte Ged. 62), in dem für die berliner Liedertafel 1810 gedichteten Liede (gesellige Lieder 16) und seit den Jugendliedern (vgl. Lieder 26) von Goethe vielfach gebraucht. Viele gangbare Lieder sind in demselben geschrieben. Es sollte vielleicht nach einer bekannten Melodie gesungen werden.

Die erste Strophe spricht den Zweck des Künstlervereins aus. Wenn der Künstler seine Werke in der Einsamkeit entwerfen und ausführen soll (eine von Goethe häufig ausgesprochene Lehre), so muß er, um sein Wirken recht zu genießen, sich mit andern Künstlern zusammenfinden, wo er erkennen wird, daß diese in ähnlicher Weise streben und sich von Stufe zu Stufe entwickeln, wie er selbst. Bei dem Aufgehen der Thaten mancher Jahre wird an jüngere Künstler gedacht, in denen die ältern ihre eigene Entwicklung im Bilde vor sich sehen. Hieran schließt sich in der zweiten Strophe die Bemerkung, im einzelnen Künstler wirke ein Verein verschiedener Thätigkeiten zusammen, die sich gegenseitig heben müssen. Der Gedanke, der Entwurf, die Ausbildung der einzelnen für sich und im innern Bezug zum Ganzen werden sich gegenseitig schärfen, bis zuletzt das Kunstwerk da steht, an dem nun nichts weiter zu thun ist. Daß der Künstler abzuschließen wissen müsse, hat Goethe anderwärts ausgesprochen. Durch eine solche Verbindung der verschiedenen künstlerischen Thätigkeiten (V. 5 f. entsprechen in freier Weise V. 1—3) sind alle wahren Kunstwerke entstanden. So zeigt sich also schon im einzelnen Künstler die Nothwendigkeit einer Vereinigung. Daß so auch im Künstlerverein einer am andern sich bilde und schärfe, wird nicht ausgeführt. Der zweite Theil des Gedichtes geht auf das sämmtlichen Künsten Gemeinsame,

das alle Künstler zu Brüdern mache, die sich als solche fühlen und derselben Gottheit gemeinsam opfern sollen, wie dies eben in dem Künstlervereine und besonders im Künstlerfeste geschieht. Str. 3. Das gemeinsame Ziel aller Künste ist reine Wahrheit*), die durch Schönheit zur hellsten Klarheit gleichsam verkörpert wird. Str. 4 führt dies an der Malerkunst aus, wobei Dicht- und Redekunst zum Vergleich verwandt werden. Wie die beiden letztern lebendig Sinn und Herz aussprechen, so soll der Maler die Natur so frisch und rein ausprägen, daß das in ihr waltende Leben uns anweht. Statt den Gedanken allgemein auszudrücken, bedient der Dichter sich des Beispiels eines Blumen- und Fruchtstückes, wo um die von andern Blumen reich umgebene Rose Trauben und Obst liegen. Freilich macht er hier einen sehr kühnen Sprung von des „Lebens heiterer Rose“, was eigentlich nur ein bildlicher Ausdruck für die vollblühende heitere Natur sein soll, auf die wirkliche Rose. Str. 5. Den höchsten Gegenstand der Kunst aber, die vollendetste aller Formen, bildet der Mensch, einer der Glaubenssätze unseres Dichters, der schon von Rom aus die menschliche Figur das O und A aller uns bekannten Dinge nennt.**) Der Gedanke wird freilich hier in der Aufforderung an die Künstler nur angedeutet. Das Ganze schließt damit ab, daß alle Künstler, welcher Darstellungsmittel sie sich auch bedienen, welcher Kunst

*) „Natur im Vielgebilde.“ Alle Erscheinungen der Natur sind nur Offenbarungen der Gottheit, die Goethe als Gottnatur (Gott und Natur in einem) bezeichnete.

**) „Daß ein Gott sich hergewandt“, daß ein Gott die Natur geschaffen, mit Bezug darauf, daß Gott, nachdem er alle Thiere gebildet, „ein jedes nach seiner Art“, den Menschen als sein Ebenbild schuf.

sie sich auch widmen mögen, nach demselben Ziele streben*) und sich als Brüder, als Söhne einer Mutter fühlen müssen, was sie denn hier zum Schlusse in dem gemeinsamen Sange aussprechen. Der Gesang wird als ein Opfer der gemeinsamen Göttin, der Kunst, aufgefaßt. Rasch springt der Dichter von der Aufmunterung zu demjenigen über, was eben wirklich geschieht, zum vereinten Gesange.

*) Vgl. die Erläuterungen zum Ende von Schillers Gedicht „Die Künstler".

Inhaltsverzeichniß.

Kunst.

Druck von Emil Stephan, Leipzig=Plagwitz

Goethes lyrische Gedichte.

Parabolisch. Epigrammatisch.

Gott und Welt.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

XXVIII.

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.

Goethes
lyrische Gedichte.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Parabolisch. Epigrammatisch. Gott und Welt.

Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart.

Inhaltsverzeichniß.

Parabolisch.

II

Epigrammatisch.

Gott und Welt.

Druck von Emil Stephan, Leipzig-Plagwitz.

Parabolisch.

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

Der im Jahre 1814 unserer Abtheilung vorgesetzte Spruch, daß manches im Bilde ergetzt, was in der Wirklichkeit verletzt, trifft weder den eigentlichen Zweck der Parabel, noch das Wesen der folgenden Dichtungen, die, meist einen launigen Ton anschlagend, in einem Bilde einen allgemeinen Gedanken darstellen, der zuweilen am Schlusse, seltener am Anfange, bestimmt ausgesprochen wird, aber nicht um ihn annehmlicher zu machen oder, wie Hegel sagte, das im Leben Verdrießliche von der Seele loszuschreiben. Die Abtheilung Parabolisch findet sich erst in der dritten Ausgabe, wo sie aber nur die zwölf ersten Gedichte enthält. Die Ausgabe letzter Hand brachte im dritten Bande als Nachtrag 14 f. 18—21. 23—30. 34 und zwischen 15 und 18 zwei später hier ausgefallene. In der Quartausgabe trat das Gedicht Freude (unten 13) voran, dann folgten die zwölf ersten Gedichte der dritten Ausgabe, nur waren vor Ged. 9 drei andere (unten 31—33), früher ungedruckte eingeschoben, dann kamen die Gedichte des dritten Bandes (nur war nach „Die Poesie" [unten 15] das Gedicht „Ein Gleichniß" [vermischte Ged. 54] eingeschoben) und den Schluß bildeten unten 35 und 36, die früher als „Parabeln" und „Legende" bereits im achten Bande standen. Die jetzige Anordnung brachte erst die vierzigbändige Ausgabe. Manche Gedichte früherer Abtheilungen hätten mit gleichem Rechte hier eine Stelle gefunden, wie vermischte Ged. 16. 54. 56. Kunst 6. 7. 11. 12. Lieder 12. 13.

---

1. Erklärung einer antiken Gemme.

Schon in Rom hatte Goethe sich eine Sammlung von 200 Gemmenabdrücken erworben, die mit Bezug auf Schönheit der Arbeit, zum Theil auch wegen der artigen darin angedeuteten Gedanken ausgewählt waren. Später besaß er noch mehrere andere Sammlungen solcher Abdrücke. Auch eine größere Anzahl antiker, in goldene Ringe gefaßter geschnittenen Steine war in seinem Besitze. Zu unserm Gedichte möchte eine ihm zu Händen gekommene wirkliche Gemme Veranlassung gegeben haben, die ihn an den alten deutschen Spruch erinnerte: „Man muß den Bock nicht zum Gärtner machen." Man könnte denken, er habe die Gemme mit dieser launigen Erklärung dem Besitzer zurückgesandt. Es war auf ihr dargestellt, wie ein Käfer an den Zweigen eines jungen Feigenstocks nascht, während ein Bock daran sitzt. Im Geiste sieht er diesen schon daran aufspringen und alle Blätter abfressen. Die Anrede Quiriten (5) deutet wohl darauf, daß es eine römische Gemme ist; denn schwerlich dürfte die Erklärung in Rom gedichtet sein. In der vierten Strophe tritt die allgemeine Anrede ihr Freunde zur Bezeigung des Antheils ein. Launig läßt er das Bäumchen um Rache zu den Göttern flehn, da doch die Thiere nur ihren Naturtrieben gefolgt, die Schuld allein den Gärtner trifft, dessen Sorglosigkeit es diesen preisgegeben. Die schließliche Deutung wendet

sich im Fibeltone an die Kinder, die man vor jedem bösen Einfluß, wie den jungen Baum vor Bock und Käfer, wahren müsse.*)

2. Katzenpastete.

Schon in der ersten Auflage konnte ich berichten, daß Goethe diese Verse am 18. April 1810 Riemer diktirte und zwei Tage später dem ihm befreundeten Geschichtschreiber Prof. Sartorius in Göttingen sandte.**) Die Farbenlehre hatte er eben abgeschlossen, deren Druck im Mai vollendet wurde. Wir besitzen zwei Handschriften des Gedichtes, beide in Folio und in lateinischer Schrift; die ältere hat das ganze Gedicht ohne Ueberschrift, 9 fehlt das Komma, 10 steht mauste statt schmauste, 18 Er statt Und, 20 daran; 13 lautete „Gerüstet ging er in den Wald". Die spätere hat nur die eigentliche Parabel von 9 an, mit der Ueberschrift Newton als Physiker, verändert in Mathematiker Und Physiker. Auch hier fehlte 1 (9) das Komma, 5 (13) stand: „Er schlich (später zog) zu grünem Wald", 11 (19) zuerst: „Er wandte viel Gewürz daran", 12 (20) setzt. Den Druckfehler mir statt nie verbesserte erst die Ausgabe von 1815.

Die beiden ersten Strophen enthalten die Anwendung auf Mathematik in der Naturforschung. Den Aufsatz „über Mathematik und deren Mißbrauch" beginnt Goethe im Novem-

---

*) Die Mehrheit guten Lehren, da sowohl vor dem Käfer, wie vor dem Bocke gewarnt wird.

**) Das Tagebuch nennt das Gedicht am 18. Jäger und Koch, am 20. Das Gedicht von der Katzenpastete. Falsch ist v. Loepers Behauptung, nach dem Tagebuche habe Goethe Schneidercourage (Epigrammatisch 8) am 18. gleichzeitig mit unserm Liede gedichtet.

ber 1826 mit den Worten: „Das Recht, die Natur in ihren einfachsten, geheimsten Ursprüngen, sowie in ihren offenbarsten, am höchsten auffallenden Schöpfungen auch ohne Mitwirkung der Mathematik zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben lang behauptet.“ In der Farbenlehre selbst bemerkte er, diese Wissenschaft habe durch falsche Anwendung der Mathematik sehr gelitten, ihre Fortschritte seien dadurch äußerst gehindert worden, daß man sie mit der übrigen Optik, welche der Meßkunst nicht entbehren könne, vermengt habe, da sie doch ganz unabhängig von dieser betrachtet werden könne. Newton habe durch seine großen Verdienste als Meßkünstler seine falsche Ansicht über den Ursprung der Farbe vor einer in Vorurtheilen befangenen Welt auf lange Zeit sanctionirt. Die Fabel selbst deutet darauf, daß eine falsche naturwissenschaftliche Lehre durch allen Aufwand mathematischer Berechnungen nicht wahr werden könne. Wer den Erscheinungen der Natur folgt, ihre Phänomene auf ein Urphänomen zurückführt, wird trotz des von Newton aufgewandten mathematischen Scharfsinns die Falschheit seiner Lehre erkennen, wie ein feiner Geschmack, mag der Koch auch alle seine Kunst bei Anrichtung der Pastete aufbieten, die Katze wird man immer herausschmecken, das Fleisch nie für das eines Hasen halten. Man darf auch hier nicht Zug für Zug allegorisch deuten wollen. Daß der Koch selbst die Katze schießt, die er für einen Hasen angesehn und hartnäckig diese dafür hält, ist ohne entsprechende Beziehung; durch eine solche erhielte die Fabel einen ganz andern, fremdartigen Mittelpunkt.

3. Séance.

Das 1814 in die dritte Auflage aufgenommene Gedicht findet sich auf dem Anfange eines Foliobogens, dessen drei erste Seiten die Druckhandschrift von der Legende in Schillers Musenalmanach auf 1798 bilden, beide von der Hand des damaligen Schreibers Goethes (Geist) und ohne Ueberschrift, was auch für unsere Parabel eine so frühe Entstehung (spätestens den Juni 1797) ergibt, wonach v. Loepers jeder Wahrscheinlichkeit spottende Vermuthung, Goethe sei zu diesem Scherze durch die Schrift von Villers Sur les academies veranlaßt worden, die er erst im Februar 1814 erhielt, in den Grund gebohrt wird. Die Ueberschrift stammt von Riemer.*) Das Treiben der Schulen, wo alle der Stimme des Meisters folgen, sich jedes Urtheils begeben, wird bespottet. Statt zu sagen, die Akademie gleiche einer Versammlung der Buchstaben, heißt es vom Orte, wo jetzt die Akademie sich befindet, früher habe hier eine solche Versammluug der Buchstaben stattgefunden. Der Einkleidung der sich versammelnden und unterredenden Buchstaben hatte sich damals Klopstock in seinen grammatischen Gesprächen nach dem Vorgange Lucians bedient. Die Selbstlauter haben allein Stimme, die Mitlauter müssen zufrieden sein, wenn man ihnen einen Sitz einräumt, die Mitlauter von zweifelhaftem Recht, wie Th, für das einfaches T genügt, und Ph, das man längst durch F hat ersetzen wollen, mit bloßer Duldung sich begnügen. Die Würde der Selbstlauter spricht sich auch in ihrer Scharlachtracht aus, wobei man nicht daran denken darf, daß diese „in

---

*) Die Handschrift hat nach 2 Ausrufungszeichen, 4 obenan, 11 Andere und stehen, 12 Pe Ha und Te Ha.

Fibeln bisweilen durch rothen Druck ausgezeichnet" wurden. Das, was bei diesen Versammlungen herauskam, war nur ein wunderliches Gerede*), da alle nur das von dem Vorsitzenden Gelehrte nachbeteten, keiner sich aus lebendiger, selbstthätig gewonnener Ueberzeugung aussprach. Der Schluß bricht überraschend ab. Gegen eigentliche Akademien ist das Gedicht nicht gerichtet, sondern gegen „die Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden", deren „Handwerkssinn wohl etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern kann", denen es nicht um die Sache, sondern um die überlieferte Ansicht zu thun ist, wobei besonders die Naturwissenschaft vorschwebt.

4. Legende.

Daß unser Gedicht einer sehr frühen (1773 oder 1774?) Zeit angehört, ergab sich mir daraus, daß ich es schon in der 1778 geschriebenen Sammlung der Frau von Stein fand, wonach die früher versuchte Deutung auf Goethes von der Gilde verfehmte naturwissenschaftliche Ansichten hinfällig ward. Jetzt ist auch Goethes Sammlung von 1777 gefunden (H. 2), die der Frau von Stein vorlag. Gedruckt erschien es erst in der dritten Ausgabe der Werke, wo Riemer die Ueberschrift angegeben haben wird.**) Unsere Verse treffen die ganz gemeine Ansicht von der

---

*) Man weiß nicht wie. Vgl. zu Kunst 7, 23.

**) In der Abschrift der Frau von Stein stand 6 „Zur seligen Freud, uns dürst darnach", 8 „'s sieht". Goethes Sammlung hat noch außerdem 14 nicht statt doch, 10 Komma statt Kolon, nach 11 Absatz. Ohne Zweifel ist das V. 6 gewöhnlich gelesene Seligen irrig. v. Loeper zieht Zur Seligen vor, aber es müßte dann Zu'r (Zu der) stehn.

ewigen Seligkeit. Der Faun kann deshalb nicht in den Himmel eingehn (denn darauf ist allein sein Wunsch gerichtet), weil er einen Ziegenfuß hat, eine Entscheidung, auf die er mit einem derben Spott erwidert. Der Heilige nimmt an, auch im Himmel bete man noch den englischen Gruß (angelica salutatio), gewöhnlich nach den Anfangsworten Ave Maria genannt*), zu dessen Gebet jeder Katholik durch die Glocken morgens, mittags und abends eingeladen und der beim Rosenkranz dem Vaterunser hinzugefügt wird, in Anlehnung an die Vorstellung, die Seligen priesen im Himmel Gott, was hier auf die Mutter Gottes, die bei vielen Gott selbst in den Hintergrund drängt, beschränkt wird. Wilde Faunen, wie ähnliche sonderbare Menschenmißbildungen, setzte der Aberglaube lange nach Afrika, wo auch unser heiliger Mann in einer Wüste haust, und sie wurden häufig abgebildet. Das Ganze ist im kecken Ton der letzten frankfurter Jahre gedichtet. Die jambischen, häufig Anapäste zulassenden Verse reimen unmittelbar auf einander, mit einer Ausnahme männlich; sprach bleibt zuerst (V. 3) ohne Reim, reimt dagegen bei der Wiederholung (7) auf den vorangegangenen Vers.

5. Autoren.

Zuerst gedruckt im wandsbecker Boten vom 5. März 1774 (Goethe hatte unser Gedicht mit dem folgenden vor kurzem

---

*) v. Loeper verwechselt damit die Antiphone Salve regina, die am Schlusse des Gottesdienstes gesungen wurde, aber nie englischer Gruß genannt wird, was dem Inhalt dieses an Maria als Mutter der Barmherzigkeit gerichteten Gesanges geradezu widerspricht. Daß der englische Gruß auf die Begrüßung der Engel im Himmel gehn solle, möchte ich am wenigsten glauben.

eingesandt), ohne Namen oder Chiffre, unter der Aufschrift Ein Gleichniß, darauf im göttinger Musenalmanach auf das folgende Jahr, mit derselben Aufschrift, aber „H. D." unterschrieben. Unter Goethes Namen steht es in der ersten Sammlung der zu Offenbach erschienenen epigrammatischen Blumenlese (1776). Die Werke brachten es erst in der dritten Ausgabe ganz in der jetzigen Fassung und mit der neuen, auch wohl von Riemer stammenden Ueberschrift, die gleich die Lösung bietet.*)

Deutlich ist die allegorische Beziehung des Jünglings, der, in Erwartung, die Geliebte zu treffen, die jüngsten Blumen seines Gartens abbricht**) und, durch einen Blick von ihr beseligt, sie ihr schenken zu dürfen sich freut, sowie des neben ihm wohnenden Gärtners, der, solcher Thorheit spottend, nur gegen Geld seine sorglich gepflegten Blumen und sein Obst hergeben will, auf die Dichter, die ihre Geistesblüten allen, die sich daran

---

*) Der wandsbecker Bote und der Musenalmanach haben 4 für statt vor. Letzterer liest auch 3 die frischen, 5 kömmt! O Geheimniß! O Glück!, 6 deine Blumen. Aus Goethes Sammlung von 1777 führt die weimarer Ausgabe nur die Abweichungen für 4 und Komma 5, Einen 6 und den Mangel der Anführungszeichen 8 und 12 an. In der Abschrift der Frau von Stein, die sonst mit dem Boten übereinstimmt, steht 9 und 12 mein. O. Jahn gab in der kieler Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1854 S. 253 unsere Verse als noch ungedruckt nach einer schlechten Handschrift, die in 3 mit dem Musenalmanach übereinstimmt. Beachtung könnte nur verdienen, daß 8 in zwei Verse getheilt ist, von welchen der erste mit Hecke schließt, aber auch dies scheint nur Versehen.

**) 1. „Ueber die Wiese den Bach herab durch seinen Garten." Ueber die Wiese gelangt er in den Garten; während er in diesem wandelt, wo er die Geliebte erwartet, pflückt er die Blumen. — 16. Läßt, wie man sich bezahlen lassen sagt. v. Loeper meint, es deute auf die Beihülfe anderer.

erfreuen können, gern darbringen, wie es im sechzehnten Buch von Wahrheit und Dichtung heißt, ihre liebliche Naturgabe als ein Heiliges uneigennützig ausspenden, und diejenigen, welche sie auf Pränumeration herausgeben. Obgleich Goethe im allgemeinen von Autoren spricht, so deutet doch der Ausdruck „seine Freuden herumstreuen" auf Gedichte. Seine Freunde (15) sind sein einziges Publikum, wie auch Goethe später noch immer sagte, er schreibe nur für seine Freunde. Geßner ließ 1772 den zweiten Band seiner Idyllen auf Subscription erscheinen, ein Weg, den auch manche unbedeutende Dichter einschlugen, oder durch ihre Freunde einschlagen ließen. An eine Verspottung des Erscheinens der zweiten Ausgabe von Wielands Agathon auf Pränumeration ist nicht zu denken. Noch am Ende dieses Jahres, wo schon Werthers Leiden erschienen waren, schrieb Goethe an Frau von Laroche: „Ich mag gar nicht daran denken, was man für seine Sachen kriegt. Mir hat meine Autorschaft die Suppe noch nicht fett gemacht, und wird und solls auch nicht thun."

Die jambischen Verse sind von verschiedener Länge, selbst die aufeinander reimenden. Häufig tritt der Anapäst ein, auch zweimal in einem Verse. Ein paarmal sind die Verse prosodisch sehr hart; denn als zwei Jamben ist Jüngling, tauschest, als Anapäst mit Jambus über die Hecke zu lesen, wenn nicht etwa Heck stehn soll. Die erste Strophe besteht aus einem vierversigen System und einem Reimpaare, die zweite aus zwei Reimpaaren und zwei reimlosen Versen, in der dritten tritt ein Reimpaar zwischen zwei Verse, von denen der erste auf den vorletzten, der andere auf den letzten der zweiten Strophe reimt. So spottet er spielend aller festen Form. Die Theilung in drei Strophen ist ohne alle Rücksicht auf die Reimform gemacht.

6. Recensent.

Zuerst im wandsbecker Boten vom 9. März 1774 ohne Auf- und Unterschrift, dann im angeführten göttinger Musenalmanach unter der Chiffre „H. D.“, Der unverschämte Gast überschrieben. Mit Goethes Namen und der Ueberschrift Der Recensent in der angeführten epigrammatischen Blumenlese. Die dritte Ausgabe der Werke, die zuerst unser Gedicht brachte, gab ihm die jetzige Ueberschrift, die auch hier von Riemer stammen wird, und änderte 3 just in so.*)

Auch hier ist die allegorische Beziehung deutlich genug, die Auflösung drastischer und glücklicher, als sie im vorigen Gedichte durch wie es scheint eingeführt wird.**) Da das Gedicht vor das Erscheinen von Clavigo und Werthers Leiden fällt, so kann es sich wohl nur auf die mancherlei Ausstellungen beziehen, die man an Götz gemacht hatte, zunächst auf Schmidts Beurtheilung in Wielands Merkur vom September 1773. In dem leipziger Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775***) findet sich Fr. unterzeichnet „Der Sudelkoch, ein Pendant zum unverschämten Gast im göttingischen Musenalmanach aufs künftige Jahr“, dessen Pointe darin liegt, daß wer ein Buch kauft, damit auch das Recht erkauft, darüber zu „judiciren, ob er für sein Theil es goutiren könn' oder nicht“.

---

*) Im Musenalmanach steht 4 Hatt' sich der Mensch, 10 Brauner der Braten.

**) 4. Zum Nachtisch, noch dazu. — 5. Gespeichert, für besondere Gelegenheit aufbewahrt. — 10. Firner, alter. Vgl. zu Schillers lyr. Ged. 65 (Die Theilung der Erde) Str. 3, 1.

***) Daraus in den frankfurter gelehrten Anzeigen vom 15. November 1774.

Unser Mann wirft das „für seinen baaren Groschen“ gekaufte ungenießbare Pastetchen ärgerlich weg und schleicht fort, indem er was von Sudelkoch und Dreck brummt.

> Drob thut der Kerl sich stracks formalisiren,
> Fing an von unverschämt, von Gast, von Recensent
> Und tausend Sakerment
> Was her zu räsonniren: — —
> Du Bengel! — schmeißt ihn todt den Hund! es ist ein
> Autor, der nicht kritisirt will sein.

Der in der Form umgewandte Spötter (es war H. Leopold Wagner, der wohl nicht ahnte, das Gedicht sei vom Dichter des Götz) übersah, daß der unverschämte Gast wirklich mit großem Appetit gegessen und sich etwas daran zu gut gethan hat, der hier gemeinte Recensent ein böswilliger ist.

7. Dilettant und Kritiker.

Ohne Namen mit der Ueberschrift Ein Gleichniß im wandsbecker Boten vom 29. Oktober 1773. Mit mehrern schon 1777 gemachten Aenderungen*) wurde es unter der jetzigen, nicht ganz passenden, wohl auch von Riemer vorgeschlagenen

---

*) Ursprünglich fand sich 5 Täubelein, 11 fehlte doch, 15 stand 's geht, 16 Aber sieh, 17 „Die Federn sind viel zu kurz gerathen“, 20 schwingts nicht. Die Absätze nach V. 14 und 18 fehlten. Die Abschrift der Frau von Stein stimmt mit Goethes Sammlung von 1777 (H 2) überein, nur fehlten 5 f., wodurch das Gedicht mit Ausnahme der Moral am Schlusse in vierversige Strophen, freilich von verschiedener Reimform, zerfiel, 20 stand schwingt nicht, 24 für Füchsen. Schreibfehler waren 10 Wunder, 14 Tage. Prosodisch hat Vers 17 durch die Umgestaltung verloren; auch ist er länger als die übrigen geworden.

Ueberschrift in die dritte Ausgabe aufgenommen. Auf unsere Fabel deutet Goethe im dritten Buche von Wahrheit und Dichtung, wo es heißt: „Ich nahm, wie der Knabe der Fabel, meine zerfetzte Geburt mit nach Hause, und suchte sie wieder herzustellen, aber vergebens.“ v. Loepers Beschränkung des Dilettanten der Ueberschrift auf den nicht professionsmäßigen Künstler ergibt sich als unpassend; das einfache Kritiker hätte als Ueberschrift genügt.

Die Allegorie deutet darauf, daß man seine dichterischen Plane niemand vorlegen solle, da zu fürchten stehe, der andere werde, da er den Gegenstand nach seiner eigenen Weise gestaltet sehn wolle, den Dichter verwirren. Freilich paßt dazu die jetzige Ueberschrift nicht, die auf ein vollendetes Werk deutet, wozu die Schlußanwendung nicht paßt, da jede Dichtung, sobald sie erschienen, der Kritik verfallen ist, und Goethe unmöglich von der Veröffentlichung abschrecken wollte. Einer vollendeten Dichtung kann die Kritik nur dadurch schaden, daß sie ihre Wirkung hemmt, ihr selbst nichts mehr anhaben, dagegen kann sie (und Goethe hatte dies mehrfach erfahren, so daß er später seine Plane niemand mittheilte) den Dichter in seinem Plane stören, ja ihm seine ganze Dichtung verleiden, da der andere, der eben gar nicht ahnt, was der Dichter nach seiner Auffassung aus dem Gegenstande zu machen weiß, der den für ihn einzig richtigen und glücklichen Standpunkt gewonnen hat, dem „nicht leicht jemand rathen noch Beistand leisten kann“ *). Vgl. unten Ged. 31. Das Zerfetzen geht also nur auf das Verleiden des gefaßten Planes, das ihn von dessen Vollendnng abhält. Der beur-

*) Man lese den Aufsatz „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“ (1793).

theilende Freund macht sich den Stoff eben zurecht, wie er ihm mundet, und verwirrt dadurch den armen Dichter. Vgl. Erläuterungen XVI, 15 f. Daß er bereits im Jahre 1773 eine solche Erfahrung gemacht, wissen wir freilich nicht; denn gar seltsam dachte v. Loeper hier an Herders Verhalten gegen Goethes Götz, das ganz anderer Art war.

Der naive Ton der Darstellung ist glücklich getroffen und durchgehalten, die Erzählung höchst anschaulich und bezeichnend.*) Auch hier reimen die Verse meist unmittelbar aufeinander, nur am Anfang und am Ende (vor der Moral) treten verschlungene Reime ein. Je einmal reimen ä und ö, e und ö, äuch und eig; auch findet sich der gleiche Reim herum darum.

8. Neologen.

Das zuerst in der dritten Ausgabe erschienene, wohl erst der spätern Zeit, wie auch die vier folgenden, angehörende Ge-

*) 3 ist herzlich lieb zusammenzufassen als Adverbium. — 4 Zu geätzet wird gedacht „hatte sie". — 7 Herum, in der Nähe. — 8 Schwätzig darum, der erfahren und deshalb lehrhaft und geschwätzig war. Schwätzig ist biblisch. — Zu 10 ist manch Stündlein zu denken. — 11—14. Die Zärtlichkeit des Knaben verrathen die wechselnden Koseformen Täubelein, Täublein, Täubchen. Vgl. 5. Zuerst bilden die beiden letzten Silben von Täubelein den Anfang eines Anapästes, dagegen 13 mein lieb. — Strecken, gestreckt liegen. — Dein Tag, deine Tage, wie im Götz zweimal mein Tag steht, wogegen Goethe sonst mein', sein' Tage hat. — 21 Mißgeburt. So erschien es ihm jetzt. Ursprünglich stand das Wort richtig in Anführungszeichen, so daß der Fuchs es sprach. v. Loeper folgte hier der dritten Ausgabe und setzte hier, wie 15—17, 19 f. Gedankenstriche statt der Anführungszeichen, wodurch es leichter wurde, das Verständniß zu trüben, doch gesteht er, daß ursprünglich Mißgeburt Rede des Fuchses war, aber er verschweigt, daß dies dem Zerreißen in Fetzen vorangeht. Zu in Fetzen ist war's gedacht. So hat v. Loeper den Schluß völlig entstellt, da Mißgeburt! vom Knaben ausgerufen werden soll.

dicht trifft nach der von Riemer gegebenen Ueberschrift die Sucht, neue Wörter und Ausdrücke zu bilden, ohne sich des überlieferten reichen Sprachschatzes mit Einsicht zu bedienen.*) Man könnte auch an die Sucht denken, in der Wissenschaft neue Wege einzuschlagen, wo die Wahrheit längst gefunden ist. Vgl. das Gedicht Vermächtniß (Gott und Welt 4) Str. 2, besonders die Mahnung: „Das alte Wahre faß es an!“ „Der thörichste von allen Irrthümern“, heißt es in den Sprüchen, „ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon erkannt worden.“ Unser Epigramm ist besser ausgeführt als erfunden.**) Auf ein fünfversiges System, in welchem 2, 4 und 5 weiblich, 1 und 3 männlich reimen, folgen drei Reimpaare, von denen nur das letzte weiblich auslautet. Höchst seltsam war v. Loepers Beziehung unserer Verse auf Fr. Schlegels Beurtheilung der zwei ersten Bände von Goethes Werken in den Heidelberger Jahrbüchern, die er im Frühjahr 1808 mit Befriedigung gelesen hatte, und nicht die entfernteste Spur deutet darauf, daß Goethe hier an Fr. Schlegel gedacht habe. Es ist von einem Menschen die Rede, der sich gern einen seltsamen Anschein gibt. An Fr. Schlegel fiel es Goethe nur unangenehm auf, daß er sich gern als Apostel einer veralteten Lehre darstelle. Früher hatte v. Loeper eben so verkehrt gemeint, Goethe habe den Namen

---

*) Neolog ist eine eigene Bildung nach dem gebräuchlichen Neologie, Neologismus, die eben so wenig griechische Bildungen sind. Schon der kaiserliche Poet von Schönaich hatte Lessing Neologismen vorgeworfen und seinen stumpfen Witz an den ihn verspottenden neologischen Schriftstellern versucht.

**) Da steht 8 eigenthümlich von dem, was später geschah.

Neologen von religiösen Neuern hergenommen (?) und auf Neuerer in der Litteratur bezogen, wie Werner, H. v. Kleist und so viele Romantiker.

9. Krittler.

Unserer gleichfalls erst von der dritten Ausgabe gebrachten Anekdote gibt die Ueberschrift, die auch wohl Riemer vorgeschlagen hatte, eine parabolische Beziehung auf die Krittler, doch sieht man nicht, wie eine der hier erzählten ähnliche Strafe den Krittler treffe. Auch Viehoffs Beziehung auf einen besondern Fall, „wo ein täppischer, naseweiser Kritiker bei der Beurtheilung einer Produktion, die er ganz falsch auffaßte, die Finger verbrannte und sich lächerlich machte", hilft nichts, da eben eine solche klug ersonnene Rache mit einer dem Krittler wiederfahrenen Abfertigung keinen Vergleichungspunkt bildet.*) Wir haben hier einen so geschmacklosen wie unverschämten Menschen, der einen tüchtigen Stahlarbeiter belästigt, indem er seinen Laden immer besucht und die Waaren anfaßt, um seine abgeschmackte Meinung darüber zu sagen und, ohne etwas zu kaufen, wieder wegzugehn, wofür er denn die verdiente Strafe erhält, die er mit einem schlechten Witz ruhig hinnimmt. Wäre die Ueberschrift richtig, so würde in dem Naseweisen nur die Anmaßung der Kritiker dargestellt werden, frischweg die edelsten Dichtwerke zu beurtheilen, ohne Ahnung von ihrem Sinne und ihrem künstlerischen Werthe zu haben. Der Schluß würde dann freilich ohne rechte Beziehung sein. Das Gedicht dürfte aus

---

*) 2. Statt Stahlarbeitersfleiß fordert v. Loeper mit Recht Stahlarbeiters Fleiß. — 19. In einem Abdruck der dritten Ausgabe stand richtiger denn statt dann.

späterer Zeit stammen.*) Anapäste statt eines Jambus finden sich V. 2. 3. 4 (Dacht' es wär). 5. 20. So haltlos wie abgeschmackt war es, wenn v. Loeper sich einbildete, Goethe stelle hier gegen Fr. Schlegel (vgl. oben zu Ged. 8), der seine Elegien so tief gegen seine Lieder herabgesetzt hatte, die Wahrheit als Glüheisen dar, das ihm ins Gewissen hätte brennen, nicht als frostiger Spaß hätte erscheinen sollen.

10. Kläffer.

St. 1—4 stehen von Goethes Hand ohne Ueberschrift auf einem Blättchen, nur 1 „reiten hin, wir reiten her“, 3 „kläfft (über billt) es auch immer hinterher“, 4 kläfft verändert in billt. Der Sinn der in der dritten Ausgabe erschienenen Verse ist offenbar, daß wir um die neidischen Gegner und Kritiker uns nicht kümmern dürfen, deren Geschäft es eben ist, allen etwas anzuhaben. „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren“, sagt Goethe in den Sprüchen; „man muß ihr zum

---

*) 3. Künstlich, mit Kunst gearbeitet. Vgl. 12. — 4. Hart ist die Verbindung Dacht', es wär', nach der weiten Entfernung von der (2). — 5. So, in diesem Glauben. — Taschten, volksthümliche Form für Tasten. — Geduldig und 6 blank sind recht bezeichnende Beiwörter. — 7. Dünkelsrecht, ähnlich wie man von einem Gaunerrecht, Spitzbubenrecht, Soldatenrecht spricht. — 11. Die ältere, im Namen erhaltene Form Kramer nach der Umgangssprache. — Zuletzt, als er immer wieder kam. — Die Zufriedenheit, die Wahrheit gesagt zu haben, verrieth seine Miene. — 12 sollte es künstlich stählern heißen. — Das Launige des Schlusses wird durch das scherzhafte, hier verächtliche Quidam gehoben. Vgl. Epigrammatisch 33, 1. So sagt Thümmel: „Als ich in der Thüre einem Quidam entgegen rennte“, Wieland (Abderiten II, 3): „Daß Herr Quidam so schwach von Verstande sei.“

Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen." Und ähnlich heißt es in den zahmen Xenien:

> Und wenn sie dir die Bewegung leugnen,
> Geh' ihnen vor der Nase herum.

Das Bild des Reiters ist auf das glücklichste bis zu Ende durchgehalten.*) Zur Aufschrift vgl. Lessing: „Daß kleine hämische Kläffer dahinter bellen."

11. Celebrität.

Unser gleichfalls erst in die dritte Ausgabe aufgenommenes Gedicht scheint durch einen wirklichen Holzschnitt von Werther veranlaßt, den der Dichter auf einem Jahrmarkt, etwa zu Hünefeld (vgl. Epigrammatisch 14), gesehen hatte. Launig führt er aus, wie Werther, halb als Heiliger (durch den Antheil, welchen sein trauriges Ende bei allen empfindsamen Seelen erregt), theils als armer Sünder (als verabscheuter Selbstmörder) zur Ehre gelangt ist, auf Jahrmärkten verkauft zu werden, und in Wirthshäusern an der Wand zu prangen. Von dem auf so vielen Brücken in katholischen Ländern stehenden Nepomuk (zu den vermischten Ged. 53) geht er zu den in Kupferstich oder Holzschnitt dargestellten Mördern über, wobei er schalkhaft bemerkt, auch Christus selbst sei dem Schicksal schlechter Abbildungen nicht entgangen.**) Ein Volksbuch von Werthers Leiden mit einem

*) In der zweiten Ausgabe stehen Apostrophe nach Kreuz und Quer. Daß der erstere irrig sei, bemerkt, mit Recht v. Loeper. — 4. Billt, vom alten billen, wie bei Hageborn, Lessing, Gerstenberg, auch noch bei Jean Paul.

**) 1. Brucken. Vgl. zu verm. Ged. 53. — 2 vielgestaltete, wohl richtiger vielgestaltet. Es deutet auf die abweichende Gesichtsbildung. —

Holzschnitt Werthers, der, die Flöte spielend, auf ein Grabmal sich stützt, trat bald nach dem Erscheinen des Romans in Berlin hervor.

12. Parabel.

Am 23. Februar 1813 gedichtet*) und in die dritte Ausgabe aufgenommen. Goethe überraschte Riemer mit dieser Parabel, deren Stoff er ihm einmal aus eigener Erinnerung mitgetheilt hatte, ohne an die Möglichkeit einer dichterischen Benutzung zu denken. An den damaligen schönen Wintertagen war er viel in seinem Garten an der Ilm. Riemers Vaterstadt war das katholische Glatz, wo sich aber auch eine protestantische Kirche schon damals fand. Goethe spottet über die neuesten Dichter und Künstler, die sich der mittelalterlichen Vorstellungen des Katholicismus als eines mystischen Spielwerks bedienten. Zunächst veranlaßt war das Gedicht wohl durch das von Fouqué und Amalie von Hellvig (die Goethe von früh an bekannte v. Imhoff) herausgegebene Taschenbuch der Legenden und Sagen (1812—1813), dessen „leere Wundergeschichten" ihm und Knebel unerfreulich auffielen. Vgl. Knebels Brief an

---

Nepomucken, des Reimes wegen statt Nepomucke. — 6 hat der Dichter den überzähligen Fuß nicht gescheut. Nepomuk verlor nicht auf der prager Brücke das Leben, sondern wurde von ihr herab gebunden in die Moldau geworfen. — 7. Mit Kopf und Ohren, volksthümlicher Ausdruck für „so wie er ist", wie man auch sagt „mit Hosen und Schuhen in den Himmel kommen". Vgl. Epigrammatisch 11a, 5. Aehnlich mit Kopf und Ohren Epigrammatisch 11a, 5. — 15. Jede Gestalt, jede Abbildung, wie sie auch ausfallen, wie wenig sie ihm auch gleichen mag. — 29. Bei Bier und Brod, wie bei Bier und Tabak (Vier Jahreszeiten 103).

*) Das Tagebuch bemerkt an diesem Tage: „Parabel vom Pfaffenspiel."

Goethe vom 28. November 1812. Vier Tage früher äußerte sich Goethe gegen Graf Reinhard über diese „Windeier" mit Bedauern, daß die Dichter und die bildenden Künstler gerade ihre Mängel unter einander hegten und pflegten. Die Erzählung ist mit bester Laune ausgeführt, die Anwendung nicht weniger treffend. In der Quartausgabe heißt das Gedicht Pfaffenspiel.*)

13. Die Freude.

Bereits im Liederbuch von Fr. Oeser unter der Aufschrift Die Freuden, dann in Goethes leipziger Liederbuch von 1770 (Neue Lieder in Melodien gesetzt von B. Th. Breitkopf), mit einer Abweichung. Das Lied war schon in die erste Ausgabe der Gedichte mit manchen Veränderungen**) aufgenommen; in der dritten steht es durch Versehen zweimal, unter den Liedern und unter den vermischten Gedichten, und ist beidemal Die Freude überschrieben.***) Die Ausgabe letzter Hand strich es

---

*) 40 Bum Baum. Im zweiten Theile des Faust steht so Bim-Baum-Bimmel und zwischen Bim und Baum, Epigrammatisch 87 „Wenn der Glocke Bimbam bammelt." Gewöhnlich bim bam oder bim bam bum, bei Heine auch bum bam, aber baum nur bei Goethe. — 4 hat einen Fuß zu viel, da in einander trochäisch zu lesen ist. — 34. Begünstigt, wie das Präsens auch 32 ff. steht. — 41. Die älteste Sage. Zuletzt hatte ihn die indische angezogen.

**) Ursprünglich stand 1 Da statt Es, 3 ganz abweichend „Der Wasserpapillon", 5 ein statt der, 6 f. als ein Vers „bald roth und blau, bald blau und grün", 9 seine statt ihre, 10 f. „Da fliegt der Kleine vor mir hin | Und setzt sich auf die stillen Weiden", 12 und 13 ihn statt sie, 12 stehn die Worte „Da hab' ich ihn" nur einmal, wiederholt bloß in Beckers poetischer Wochenschrift Die Muse (1776).

***) Daß im Inhaltsverzeichnisse einmal Freude gedruckt ist, beweist noch

an zweiter Stelle. Der Sinn der Allegorie ist: „Nur im frischen Genusse haben die Freuden des Lebens für uns Reiz: betrachten wir sie näher, untersuchen, woraus sie eigentlich bestehen, so finden wir, daß das, was uns erfreut, ein Nichts, eine Täuschung ist.“ Strack (Goethes leipziger Liederbuch S. 106) möchte es in den Herbst 1767 setzen, so daß es der Ausdruck einer glücklichen, befriedigten Seelenstimmung sei, die durch Reflexion nicht gestört sein wolle. 1768 gedichtet, würde es eine Selbstanklage des Dichters enthalten, die Spitze des Schlusses kehrte sich gegen ihn selbst. Aber alle diese leipziger Gedichte persönlich zu fassen sind wir durch nichts berechtigt. Strack möchte daraus, daß Goethe es unmittelbar vor Amors Grab setzte, den Schluß ziehn, er habe es damals so aufgefaßt. Aber er hat den Grundsatz ganz verkannt, der den jungen Dichter bei der Anordnung leitete. Nach Strack wurde Goethe hier angeregt durch die Ode anacreontique Le plaisir et le papillon im zweiten Bande der Elite de Poesies fugitives (Londres 1764), die mit dem Ausruf schließt: „Rival du Zéphir, Vous ressemblez au Plaisir; On vous perd dès qu'on vous touche.“ Einzelnes stimmt. Der Schmetterling stört seine Ruhe, sein leichter Flug, seine Farben ziehen ihn an, vergebens sucht er ihn zu fangen, endlich fliegt er auf die Blumen, die er in der Hand hält, wo er ihn dann leicht fängt. Aber als er seine Hand öffnete, entfloh er:

> Je vis passer le brillant
> De ses agréables aîles

---

nicht, wie v. Loeper meint, Freude in der Ueberschrift sei Druckfehler. Er bemerkt B I, 382 kurz: „Ueberschrift Die Freude zuerst nicht in allen Exemplaren und nicht im Judex, dann B C offenbarer Druckfehler.“

Avec cit éclat charmant
Qui me les rendoit si belles,
Quand il alloit voltigeant.

Daß Goethe dieser Anregung bedurft habe, möchten wir doch bezweifeln. Den Gegensatz des schönen Farbenspiels und des Farbenstaubes der Flügel gab dem Dichter die Natur. Man hat mit Recht Goethes Aeußerung an Behrisch vom 2. November 1767 verglichen: „Empfindung ist kein Werk großer, guter Grundsätze, herbei hat sie keiner philosophirt, hinweg die meisten." Hier ist nicht von Empfindung, sondern vom Genuß der Freude die Rede. 1. Statt Da schrieb Goethe 1789 Es, weil dieses 9 folgt. Daß dies eine Verbesserung sei, durfte Strack nicht bezweifeln. — 2. Der Schmetterling wird zuerst als wechselnde Libelle bezeichnet (die Wasserjungfern mit ihrem beweglichen Kopf zeichnen sich durch gewandten Flug aus), wobei wechselnd auf den Farbenwechsel geht. Das folgende Wasserpapillon deutet auf die Quelle als das ihrem ganzen Wesen entsprechende Reich. Strack nennt es zopfig. — 5. Wie ein Chamäleon, dem die Sage die Macht zuschreibt, jede beliebige Farbe anzunehmen. Der junge Goethe liebte diese Bezeichnung. — 6. Als die besondern Farben, welche der Wasserpapillon zeigt, werden Roth und Blau, Grün und Blau genannt. — 7 f. sprechen das Entzücken über dieses Farbenspiel aus. — 10 stillen, abseits gelegenen. — 11. Der Dichter strich das zweite „Da hab' ich ihn!", weil ihm die Andeutung, daß er mit besonderer Freude diesen Ausruf wiederholt habe, später unpassend schien. Die Reimform der zweiten Strophe weicht von der ersten ab. Die erste ist achtversig. V. 1, 2 und 4 reimen, auch 2 und 5, 7 und 8, reimlos ist 6; in der zweiten, die um zwei

Verse kürzer ist, reimen 1 und 3, 4 und 5, 2 und 6, Vers 3 ist halb so lang, der die Anwendung enthaltende Schlußvers hat einen Fuß mehr. Man vergleiche dazu die noch freiere Reimform von Gedicht 14 auch Gedicht 5.

14. Gedichte.

Hier folgen die sechszehn Gedichte, wie sie zuerst 1827 im dritten Bande der Werke unter der Aufschrift Parabolisch verbunden erschienen, nach einer Handschrift vom Schreiber John ohne Ueberschrift auf einem Quartbogen (H 148). An erster Stelle stehen dort unsere Verse. Erst die Quartausgabe fügte 1827 noch die Ueberschrift hinzu, die dann auch die spätern Textausgaben aufnahmen. So geschah es auch bei den folgenden Gedichten, die in H 148 nur gezählt wurden. — Wer Gedichte lebendig auffassen, sie sich ganz aneignen will, muß dem Dichter nachempfinden, liebevoll seinen Andeutungen folgen, seine Welt in sich erstehn lassen. Der Vergleichungspunkt ist das Sehen von innen, nicht von außen. Goethe erwähnt einmal gegen Zelter das Sprichwort: „Alte Kirchen, dunkle Gläser." Die Anrede „Kinder Gottes" deutet auf die Freude am Licht, im Gegensatz zu den Teufeln als Kindern der Finsterniß. Joh. 3, 1: „Daß wir Kinder Gottes heißen". Eigenthümlich ist die Reimform; in der ersten Strophe reimen die Verse in umgekehrter Folge (a b c c b a); in der zweiten haben wir zwei Reimpaare, zwischen die Verse des ersten, männlichen treten drei aufeinander reimende weibliche, und zwar reimen 1 und 5 auf 2 und 5 der ersten Strophe.

15. Die Poesie.

H 148. Nach der Quartausgabe gedichtet am 30. Juni 1816*), zuerst gedruckt 1821 in Kunst und Alterthum III, 1, auf der Rückseite des Titels der ersten Abtheilung: Poesie, Ethik, Literatur. In H 148 als 2 gezählt. — Daß die Dichtung die erste Bildung den Menschen gegeben, spricht sich hier eigenthümlich aus. Horaz hat A. P. 390—401 dies in seiner Weise ausgeführt, Schiller in den Künstlern die Bedeutung der Künste für die Entwilderung und höhere Entwicklung der Menschen mit dichterischer Erhebung kunstphilosophisch dargestellt. Vgl. oben Kunst Ged. 1. Hier erscheinen als Himmelsgaben zunächst Gesetz und Ordnung, Wissenschaft und Kunst**), sodann die Dichtkunst, als erste Bildung der rohen Menschheit bezeichnet, wofür der Dichter das Bedürfniß der Bekleidung nennt, wie in der Bibel das Bewußtsein der Sünde sich darin zeigt, daß unsere Stammeltern erst jetzt ihre Nacktheit gewahr werden und sich deshalb Schürzen aus Feigenblättern machen. Später heißt es dort: „Und Gott der Herr machet Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie an.“***)

---

*) Das Tagebuch bemerkt unter diesem Tag: „Kleine Gedichte.“

**) 3 stand zuerst sie statt die. — 4 soll es statt mindern wohl lindern heißen, das besser zu dem grassen (gedruckt war krasses) Loose der Erde paßt.

***) Hier folgten noch 1827 die Gedichte „Wenn ich auf dem Markte geh'“ und „Zu Regenschauer und Hagelschlag“, die 1840 ausfielen. Das erste steht Epigrammatisch 79 unter der neuen Ueberschrift: „Stets derselbe“; Goedeke und Strehlke nannten es „Immer schön“. Das andere:

Zu Regenschauer und Hagelschlag,
Gesellt sich liebeloser Tag,
Da birgst du deinen Schimmer.

16. Amor und Psyche.

H 148. Die Ueberschrift auch hier erst seit 1840. Nur die Liebe, sagt unsere launige Paramythie, leiht dem Dichter tiefe Empfindung und wahre Kunst. Daß den Dichter ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz mache, äußert schon Goethes Franz im Götz. Die alte Sage von Amor und Psyche hat Goethe auch in den Distichen Antiker Form sich nähernd 18 und 28 benutzt. 4 spielt auf die wörtliche Bedeutung des Namens Psyche (Seele) an. Mephisto im Faust: „Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln."

17. Ein Gleichniß.

Gedruckt 1828 zuerst auf dem dritten Bogen von Kunst und Alterthum VI, 2, im Januar 1828, am Ende der Bemerkungen Bezüge nach außen, aber schon vor dem Erscheinen des Heftes stand es im Morgenblatte vom 20. März. Den 21. Mai sandte Goethe es an Zelter mit den Worten: „Anmuthige Uebersetzung meiner kleinen Gedichte gab zu nachfolgendem Gleichniß Anlaß." Eine französische Uebersetzung seiner Gedichte hatte 1825 Madame Panckoucke, die Gattin des Uebersetzers des Horaz Erneste Panckoucke, unter dem Titel Poésies de Goethe geliefert. Gegen Eckermann gedenkt

---

Ich klopf' am Fenster, poch' am Thor:
„Komm' liebstes Seelchen, komm' hervor!
Du bist so schön wie immer".

scheint Riemer für den Divan, zu dem es trefflich paßte, bestimmt zu haben; er vergaß es aber dort einzufügen, und so ging das hübsche Gedicht für die Cottaische Ausgabe verloren. Ich habe es Trüber Tag, v. Loeper wunderlich Seelchen überschrieben.

Goethe im Januar 1827 des chinesischen Zimmers, das Madame Panckoucke in Paris habe. In Kunst und Alterthum geht die Aeußerung vorher: „Eine gute Literatur ennuyirt sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefrischt wird.“ Zwei Jahre später äußerte Goethe bei Gelegenheit von Gérards Uebersetzung des Faust, im Französischen wirke alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich, während er das Stück im Deutschen nicht mehr lesen möge. Zu unserm Gleichnisse vgl. Lieder 12.

18. Fliegentod.*)

H 148. Zu Teplitz den 4. September 1810 gedichtet.**) Das Bild ist treffend ausgemalt bis zu den vielen Augen der Fliegen.

19. Am Flusse.

H 148. Zuerst gedruckt 1821 in Kunst und Alterthum, III, 1 auf der Rückseite des Haupttitels, wahrscheinlich gedichtet auf der Zinne des Gasthofes zur Tanne zu Camsdorf, einem Vororte Jenas an der Brücke über die Saale, wo Goethe

*) Statt Fliegentod war nach der weimarischen Ausgabe S. 420 Fliegengift (27) darüber geschrieben, aber wieder ausgestrichen worden.

**) Ursprünglich stand 1 verräthrisch, 2 ersten Schluck, 7 „So im Genuß das Leben sich verliert“ (den ganzen Vers setzte Goethe erst später in der Handschrift hinzu), 8 will noch. Die Lesarten habe ich zuerst aus Riemers Nachlaß schon früher gegeben. Durch den Einschub von Vers 7 wurde die metrische Form verändert. Ursprünglich folgte auf ein System von vier wechselnd reimenden männlichen und weiblichen Versen ein männliches Reimpaar und drei weibliche Reimverse, die treffend das lange anhaltende Saugen malen. Jetzt haben wir auch schon vorher drei Reimverse.

vom Februar bis zum Juni 1818, mit Ausnahme zweier längern Besuche in Weimar den größten Theil des Tages zubrachte und sich des mannigfaltigen dem Beschauer aufgehenden Natur- und Lebensbildes freute. Dort dichtete er am 18. März das scharfe Divanslied von der Deutschen Freundschaft (V, 28). Nahe liegt die Vermuthung, unsere Verse hätten sich unter denen befunden, die Goethe auf die Wand des von ihm in der Tanne bewohnten Zimmers geschrieben, wo sie nach dem Tode des Wirthes, der sie als eine Reliquie verehrt hatte, rücksichtslos übertüncht wurden.

Das wechselnde Leben, das man hier schaut, mußt du mit Antheil betrachten, aber ohne dich dadurch in dem, was du zu thun hast, stören zu lassen, in besonnener Thätigkeit deinen Gang ruhig fortgehn. — Str. 1. Wenn du am breiten Flusse wohnest*), eine Art Ueberschrift. Auch der jetzt breit vorüberfließende Strom wird zuweilen seicht, dann wieder überschwemmt er die Wiesen, die du baust. — Str. 2 stellt ein anderes gegensätzliches Bild dar. Zu hinab wird ziehen gedacht.**) — Streicht hinan, den herumziehenden Fischen entgegen. Dem Kies am Boden steht das Riff am Ufer entgegen. Zu 8 vgl. Vier Jahreszeiten 106. — Str. 3. Du darfst dich dadurch nicht in dem, was du zu thun hast, aufhalten lassen. — Das, dieses wechselnde Schauspiel. — 11 f. Du mußt wie die Zeit ruhig deinen Gang immer fortgehn.

20. **Fuchs und Kranich.**

H 148. Nach dem Tagebuch zu Jena am 16. October 1819 gedichtet. Schiller hatte die aus Phädrus und Lafontaine be-

*) Früher stand am vollen Flusse, was einen bessern Gegensatz zu seicht bildet als breiten.

**) Freilich Schiffe sah er in Jena nicht, nur Kähne und Flöße.

kannte Fabel bereits 1796 auf Nicolais gemeinen Verstand angewandt. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Ged. I, 188 f. Achtzehn Jahre später, nach der ersten Rheinreise, gedachte Goethe unserer Fabel wieder, da jene Reise ihm eine ganz besondere Duldsamkeit gegen die einzelnen Menschen und ihren verschiedenen Geschmack eingetragen hatte. „Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist“, schreibt er den 9. November 1814 an Knebel. „Der wills aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab' ich mir denn auch bei dieser Gelegenheit meine Töpfe und Näpfchen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja mein Geschirr mit manchen Geräthschaften vermehrt. Ich habe an der homerischen und an der nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.“ Vgl. Kunst 13. Eine durchaus andere Anwendung findet die Fabel in unserer Parabel, die darauf deutet, daß keiner den Geschmack des andern als diesem einzig gemäß anerkennt, jeder nur den seinigen für den wahren hält. Wahrscheinlich ward das Gedicht durch den „alterthümelnden christkatholischen Kunstgeschmack“ veranlaßt, den in Kunst und Alterthum I, 2 (1817) der Aufsatz H. Meyers „Neudeutsche religios patriotische Kunst“ bekämpfte. Auch in die Literatur war das „Deutsch- und Alterthümeln“ damals bedenklich eingedrungen. Gedruckt wurden die Verse als erste der acht Parablen (so, was in der weimarer Ausgabe auch jetzt beibehalten ist) auf dem ersten Bogen von Kunst und Alterthum III, 1, von dem Goethe eine Revision schon am 26. October 1820 an Zelter schickte. Das Heft erschien

erst 1821. Das Morgenblatt brachte am 22. Juni 1821 einen Abdruck dieser Parabel, wie am 25. des dasselbe Heft beginnenden Gedichtes Die Weisen und die Leute. Mit der Ueberschrift steht es in der Quartausgabe. Die äußerst leicht hingeworfene Parabel zeigt im Ausdruck manche Mängel.

Daß die Erzählung eine Parabel sei, deutet 4 etwas störend an. Fabel soll auf Tafel reimen, wobei v. Loeper vermerkt, daß die lateinischen Grundwörter tabula, fabula reimen: als ob dies den fehlerhaften Reim entschuldigen sollte, ähnliche falsche Reime nicht auch sonst ständen, aus Versehen oder aus Bequemlichkeit. Hier fehlt gar 11 der Reim und 12 dem Reim zu Liebe steht das Präsens regen statt regten. — Die Fassung von 16 stimmt nicht recht zu gestehen. — Zu 17—20 ist ein Nachsatz aus dem vorigen zu ergänzen. Besser stände statt Wenn (17), das v. Loeper während erklärt, das ausrufende Wie? — 21—24. Als sie zuletzt mit einander fortgingen, sprachen sie dankbar ihre Freude über die prächtige Mahlzeit aus, indem jeder spöttisch des Mahls des andern gedachte. Die Art, wie jeder von den beiden aß, betrachtete der andere als eine Strafe. — 25—28. Die Anwendung, man müsse jeden nach seiner Art bewirthen, scheint zu einseitig; passender wäre die Art, wie Goethe sich im oben angeführten Briefe an Knebel ausspricht. — Salz und Schmalz, nach der Redeweise „ohne Salz und Schmalz". — Gemäß den Urgeschichten, etwas gezwungen für „nach der Fabel". Ihre Geschichten sind in einer Zeit geschehen, wo die Thiere noch wie Menschen mit einander verkehrten. v. Loeper versteht, „den Grundstock menschlicher Dichtung, woraus Völker und Jahrhunderte schöpfen und schöpfen werden"!

21. Fuchs und Jäger.

H 148. Zuerst in Kunst und Alterthum III, 1 als siebente Parabel. Vgl. zu 20. Die Ueberschrift erst in der Quartausgabe. Die Verse ließ Goethe auch besonders als Denkspruch Johanni 1830 drucken. Wenn der Jäger, um der Füchse zu schonen, diese aufzuspüren und aufzujagen versäumt, so wird es mit der Fuchsjagd schlecht bestellt sein. Aehnlich erklären sich manche wunderbar scheinende Fälle. Der Dichter dachte hierbei wohl an die Anhänger von Newtons Optik, welche die von Goethe aufgezeigten Irrthümer der Farbenlehre aus Parteilichkeit gegen den Meister, dessen Lehre ihnen ein Evangelium schien, unbekümmert fortlehrten.*)

22. Beruf des Storchs.

Zuerst gedruckt in der Quartausgabe nach Ged. 10. Die derbe Parabel geht auf die sich übermüthig geberdenden Kritiker, die alles Edle besudeln zu müssen glauben, wie die Xenien von Nicolai gesagt hatten, was er anfasse, sei gleich beschmutzt. Wie der Storch, der an der Erde von gemeinen Thieren sich nährt, auf den Kirchthum steigt, um dort zu klappern und sein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, so wählen die jedes reinen Geschmackes und edlen Kunstgefühls entbehrenden lärmenden Kritiker die edelsten Kunstwerke sich zu ihren Schmähungen aus,

---

*) 1. Schwer (ist es), mit dem Infinitiv, wie süß Vened. Epigr. 73 f. — Wuchse verdankt dem Reime seine Stelle, wenn man auch freilich vom Wuchse des Waldes spricht. — 7. Jetzunder ist ein dem Verse zu Liebe gewähltes Flickwort. Die alte Form entspricht freilich dem launigen Tone, den besonders auch der Schluß zeigt.

als ob diese nur dazu da seien, daß sie ihr Gelüst an ihnen ausließen.*) Vielleicht sind die Verse ursprünglich gegen Müllner (vgl. Invektiven 19. 20) oder gegen Kotzebues Freimüthigen (vgl. Invektiven 5. 9. 11) gerichtet. Goethe hatte einmal Kotzebue in einer ähnlichen Situation zwischen den Propyläen dargestellt, wie die des Storchs auf dem Kirchthurm ist.

23. Die Frösche.

H. 148. Zuerst ohne Ueberschrift als zweite der Parabeln gedruckt unmittelbar nach 19. Die Ueberschrift zuerst in der Quartausgabe. Die Verse sind gegen die Unzulänglichkeit talentloser Reimer gerichtet, die dem Triebe, sich als Dichter zu erweisen, nicht widerstehn können. „Ein Frosch kann nicht singen, wie eine Nachtigall", sagt ein deutsches Sprichwort, ein anderes: „Der Frosch läßt das Quaken nicht." Sehr glücklich ist der Winter benutzt, wo die Frösche unter die Eisdecke gebannt sind. Viehoff scheut sich nicht vor der Deutung, der Teich der neuromantischen Sänger sei in der klassischen Periode unserer Poesie zugefroren gewesen. In 7 findet v. Loeper eine Erinnerung an Bürgers Lied vom braven Mann: „Der Thauwind kam vom Mittagsmeer." Das Zusammentreffen ist

---

*) Auf dem Thurme hat er nichts zu thun; er klappert dort (klappt und klappert), ähnlich wie es auch klappert und klappert heißen könnte, aber hier tritt an erster Stelle das einfache gleichbedeutende klappen ein. Wie verbrießlich auch sein Klappern ist, keiner gibt sich die Mühe ihn dort zu vertreiben: aber wodurch beweist er die Berechtigung das Kirchendach zu besudeln? — Gesagt mit Reverenz, mit Erlaubniß, die er sich höflich erbittet, wie man auch salva venia braucht.

wohl zufällig. Der Schluß nach Vergil, der (Georg. I, 378) vom Frühlinge sagt:

Et veterem in limo ranae cecinere querelam.

24. Die Hochzeit.

H. 148. Der erste Entwurf ist spätestens von 1819. 5—13 stehen schon im Schreibkalender für das Jahr 1819.*) Als dritte Parabel ist das Ganze ohne Ueberschrift gedruckt.**) Die Ueberschrift zuerst in der Quartausgabe. „Das ist die Braut, um die man tanzt", sagt das Sprichwort. Hier tanzt man, aber niemand weiß, wer die Braut ist. Die Ausführung ist mit köstlicher Laune gelungen. So treiben viele sich lange geschäftig herum, ohne zu wissen, worauf es ankommt. 1827 sagte Goethe von Fr. Jacobis auserlesenem Briefwechsel: „Von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß einer so wenig wie der andere; sie tanzen alle mit wenigen Ausnahmen***) am Hochzeitsfeste, und niemand hat die Braut gesehen." Man kann dabei an akademische Lehrer denken, die immer dasselbe lehren, ohne eine Ahnung von wahrer Wissenschaft, von innerer Erkenntniß zu

*) Im Schreibkalender für das Jahr 1819 finden sich ohne Ueberschrift V. 5—19, nur 5 Backfischchen mit dem Wicht, 10 bis zum Morgen, 13 Willst du dich.

**) 8 stand noch in der Ausgabe letzter Hand Mich. Die Quartausgabe stellte Mir her. Dagegen bemerkt v. Loeper, der ursprüngliche Akkusativ lasse sich wohl rechtfertigen und dürfe selbst als Fehler nicht geändert werden. Aber mich kann unmöglich nur auf Versehen beruhen, und Thorheit wäre es, einen Schreibfehler zu verehren.

***) 7. Nun, nach einiger Zeit. — 8 einer, der auf meine Frage geachtet hatte.

haben. Aehnlicher Art ist der Spruch in der Abtheilung Sprichwörtlich (V. 281 f.):

> Kein tolleres Versehn kann sein,
> Gibst einem ein Fest und lädst ihn nicht ein.

25. **Begräbniß.**

H 148. Zuerst in der Ausgabe letzter Hand im dritten Bande unter Parabolisch, unmittelbar nach dem vorigen Gedicht, ohne Ueberschrift, die es in der Quartausgabe erhielt. Auf einem oben abgeschnittenen Oktavblatte (H 206) finden sich die Verse 3—7 von Goethes Hand, auf der Rückseite die in keiner Verbindung damit stehenden Verse:

> Bist zu schwach geschäftet,
> Kannst nicht selbst dich tragen,
> Erst ans Kreuz geheftet,
> Dann aufs Rad geschlagen.

Unsere Verse mit den Abweichungen 5 Auf ihrer Habe, 6 Sie trägt man, verändert in Da trägt man, 7 eben, verändert in nächstens. Ein Quartblatt enthält das ganze Gedicht, aber 2 Komma nach hinaus, 3 er über Rasur statt heraus, 9 Komma statt Kolon. So berichtet die weimarer Ausgabe. — Wer sich behaglichen Lebens erfreut, läßt sich durch fremdes Unglück nicht rühren, vielmehr wird er durch den Gedanken, daß kein Besitz uns dauernd bleibt, zum frohen Genusse bestimmt. Bezeichnend ist der durchgehende Reim auf aus, der durch kurze Verse auf Gabe und Habe unterbrochen wird, den Schluß macht ein viertehalbfüßiges Reimpaar auf Gaben

und haben. 1, 3, 4, 6 bis 8 sind vierfüßig. In 7 ist die Wortstellung, als stände ein doch oder ja im Satze.*)

26. Drohende Zeichen.

H 148, wo 24 anderer nach der Gewohnheit des Schreibers steht. In Kunst und Alterthum III, 1 als vierte Parabel nach 24 gedruckt. Die jetzige Ueberschrift erst in der Quartausgabe nach John. — Es ist eine Thorheit, sich durch Anzeichen im Leben stören zu lassen, wo jeder wirken sollte, so lange er es vermag, und ruhig leiden, was ihm vom Schicksal bestimmt ist. Eine eigentliche Parabel ist das Gedicht nicht, da der Nachbar die Lehre, worauf das ganze geht, deutlich ausspricht. Die Erzählung ist mit glücklicher Laune ausgeführt, wobei freilich der Reim oft einen weniger treffenden Ausdruck herbeigeführt hat.**) 3. Oder daß, eine andere Wendung statt des elliptischen Bedingungssatzes in tritt. Wenn der Bürger zum Hause herausspringt (5), so muß er den Stern drinnen gesehen haben, etwa auf dem Speicher oder auf dem Hofe. Der Schrecken treibt ihn heraus,

---

*) 4. Saus und Braus, volksthümlich verbunden zur Bezeichnung des Wohllebens. — 5. Eigenthümlich wird zu auf Gut hinzugefügt und Habe. Den Gedanken, daß kein Mensch etwas zum Eigenthum hat, sondern alles nur zur Benutzung besitzt, haben schon die Alten bezeichnend ausgeführt, besonders glücklich Horaz sat. II, 2, 119–135. epist. II, 2, 158—178. Aehnliche süddeutsche Haussprüche führt v. Loeper an. Bei Goethe gönnt der zeitige Besitzer „das Gut, die schönen Gaben" getrost einem andern, wenn er selbst sie nicht mehr haben kann.

**) Von dieser Art sind das Hereintreten des Venus (1), das Stehen durch Sterne (4) für „am Sternenhimmel einen weiten Raum einnehmen", nach Bericht (15), das auf Nachrichten geht, die er von außen über seine Verwandten vernommen hat.

um sein Unglück dem Nachbar zu klagen. 10 geht „uns arme*) Leut" auf die ganze Familie. Aber der Nachbar entgegnet, es gehe ihnen diesmal allen schlecht; wird ja auch er zufällig von einem Leiden heimgesucht. „Die Sterne deuten hier und dort", sie verkünden keinem einzelnen, sondern allen, die sie sehen, und lehren durch ihr Beispiel, jeder solle, wenn er klug ist, an seiner Stelle bleiben und wirken, was er vermag.

27. Die Käufer.

H 148. Zu Karlsbad am 2. Mai 1820 auf Veranlassung des dortigen Jahrmarktes gedichtet und am folgenden Tage als „Profit vom gestrigen Jahrmarkt. Parabel" an Zelter gesandt. Die jetzige Ueberschrift zuerst in der Quartausgabe. In Kunst und Alterthum III, 1 wurden die Verse unmittelbar nach 26 ohne Ueberschrift gedruckt, nur trat sehr glücklich statt des Verses „Griffen sie in die Haufen" die weitere Ausführung der jetzigen Verse 5—7 ein**) und 12 Waare für das ursprüngliche alles. Das Sprichwort sagt: „Wenn Kinder und Narren zu Markte gehen, lösen die Krämer Geld." Umgekehrt sah der Dichter die Kinder die schönen Aepfel wieder in den Korb werfen, als sie den für sie zu hohen Preis vernahmen.***) Die Verse

*) Die Quartausgabe gibt armen. Im Gebrauch der starken und schwachen Form schwankt Goethe in diesem Falle.

**) Viehoff findet, durch die eingeschobenen Verse trete der Reim auf 4 etwas zu spät ein (9). Aber vielmehr dürfte es einen angenehmen Eindruck machen, daß nach dem Ausmalen 6 f., wobei ein längerer Vers eintritt, nach welchem statt des Gedankenstrichs Punkt zu setzen ist, der Reim noch einmal auf den ersten Theil zurückweist.

***) Sehr weise bemerkt v. Loeper, nur scheinbar sei rothbäckige Wange

sind alle jambisch mit häufiger Zulassung von Anapästen. Früher bemerkte ich: „Bei dem allgemeinen Satze, die Verkäufer würden ihre Waare leicht absetzen (was für, wie viele), wenn sie diese schenken wollten, schwebte wohl zunächst vor, daß viele Werke wahrer Wissenschaft und hoher Kunstvollendung liefern würden, wenn es dazu nicht großer Anstrengung bedürfte, welcher die wenigsten sich zu unterziehen Ausdauer genug haben. Er gilt aber nicht weniger von tüchtiger Ausbildung für das Leben, da die meisten mehr genießen, als sie sich anstrengen mögen." Eine solche nähere Beziehung dürfte Goethe bei der Abfassung der Verse fern gelegen haben. v. Loeper deutet eine solche an, indem er zum Schlusse der Erklärung bemerkt: „Das wahrhaft Gute ehrt niemand umsonst. Wenn du nehmen willst, so gib."

28. Das Bergdorf.

H 148. Zuerst gedruckt in Kunst und Alterthum III, 1 nach dem vorigen Gedichte. Die Ueberschrift zuerst in der Quartausgabe. v. Loeper vermuthet nicht unwahrscheinlich, die Parabel stamme aus Karlsbad, von wo Goethe am 26. September 1821 an den Graf Sternberg schrieb, die gereihten Schindeldächer bedrohten ihn bei Süd- und Nordwind in hypochondrischen Momenten mit einer unauslöschlichen Feuersbrunst. Schon in den ersten weimarischen Jahren brachten ihn die vielen Brände in den thüringischen Dörfern und Städten in Ver-

---

tautologisch; Backe stehe von der Erhöhung (Bug, Bucke), Wange von den seitlichen Flächen. Aber bei Wangen schwebt der Vergleich mit menschlichen Wangen vor. Uebrigens erlaubt sich der Volksmund gern solche Tautologien, und selbst der hohe Stil bedient sich derselben.

zweiflung und bestimmten ihn und den Herzog durch eine gute Feuerordnung und das Verbot von Strohdächern ihnen entgegen zu wirken. Unsere Verse treffen den Leichtsinn der Menschen, nach erlittenem Unglück es gleich wieder auf die alte Weise zu versuchen, den man als Gottvertrauen preist, während Gott selbst hier nicht helfen kann. Solchem Spiele bezieht v. Loeper sonderbar auf eine Wette, aber dies steht hier offenbar im Sinne, „wenn man es so forttreibt.“ Gegen Eckermann äußerte Goethe am 1. Mai 1825 mit Bezug auf den beabsichtigten Neubau des abgebrannten weimarer Theaters: „Ein neues Theater ist am Ende wieder ein neuer Scheiterhaufen, den irgend ein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand steckt.“ Vgl. auch die Xenie V, 8:

„Was ist denn wohl ein Theaterbau?“
Ich weiß es wirklich sehr genau.
Man pferchts das Brennlichste zusammen;
Da stehts gar bald in Flammen.*)

29. Symbole.

H 148. Zuerst im dritten Bande der dritten Ausgabe unmittelbar nach 28 gedruckt. Die Ueberschrift erst in der Quartausgabe. 14 war ursprünglich geschrieben: „Wird euch gewiß verziehen“ und 16 Mythologien. Die jetzigen Lesarten hat Riemer mit Bleistift darüber geschrieben. *Μυθολόγημα* kommt schon bei Plato vor. Die weimarische Ausgabe bezieht auf unsern Spott sehr sonderbar die Einträge des Tagebuchs vom 28. Oktober 1821: „Betrachte mir den vierten Theil von Creuzers

*) 1. Jetzt steht auffallend für eben. — Das Bergdorf, ein Dorf in armer Berggegend. — 2. Das, die Leute.

Symbolik. — Creuzers Symbolik fortgesetzt. Abends kleine darauf bezügliche, Gedichte", und vom 31. Dezember 1822: „Abends Herr Soret (Erzieher des Prinzen) und Hofrath Meyer zum Thee. Nachher Gespräch über religiose Symbole." Solche Benutzung der Tagebücher ist ja grober Unfug. Die Symbole hat zuerst Riemers Ueberschrift hereingebracht. — Launig verspottet wird die sich katholisch (allgemein) nennende Kirche, der es aber nur auf den Glauben an ihre Märchen ankommt, was der Schluß deutlich ausspricht. „Habt ihr euch das wohl gemerkt", wie man es am Palmsonntag macht, so wißt ihr, worum es geht. Man erlaubt, daß ihr es euch bei den Ceremonien so bequem als möglich macht, wenn ihr nur im Glauben stark seid. — 12. Geringsten, Gemeinsten. — 14. Die ursprüngliche Lesart „Wird euch gewiß verziehen", im Sinne „so wird man euch alles nachsehen." Auch in Riemers Veränderung steht das Zeitwort am Anfang des Nachsatzes, als wenn ein so voranginge. — 15. Das, was ihr glauben sollt, sind nur Mythologeme, fabelhafte Erzählungen, keine wirklichen Thatsachen, so daß man es nicht gar zu genau damit zu nehmen braucht. — Im Vatikan bedient man sich freilich an dem davon benannten Palmsonntag echter Palmen *), gestützt auf den Bericht des Johannes 12, 13: „Nahmen sie Palmenzweige und gingen hinaus ihm entgegen." **) In München bedient man

*) Nicht allein die Kardinäle haben Palmenzweige, es werden auch Palmenzweige an andere ausgetheilt, wie allgemein am Palmsonntag geweihte Zweige dem Volk gegeben werden. In der päpstlichen Kapelle haben die Kardinäle goldene Zweige. Mendelssohn Bartholdi konnte die Kapelle mit den goldenen Palmenzweigen am Palmsonntage nie vergessen; sie schien ihm das Feierlichste und Glänzendste von allen römischen Ceremonien.

**) Matthäus (21, 8) und Markus (11, 9) erzählen, das Volk habe die

sich echter Palmen, anderswo braucht man Oelzweige, welche in Italien auch palme heißen, im Gebirge gar Stechpalmen, ja, um nur irgend etwas Grünes zu haben, steigt man zur gemeinen Weide herab. Die nach Goethes Tode dem Gedichte gegebene Ueberschrift führt irre. Riemer wurde auf sie wohl dadurch gebracht, daß in der Mythologie die Symbole eine Hauptrolle spielen. Ein starkes Stück hat hier v. Loeper geleistet, der gar nichts von Spott findet, auch nicht im beginnenden Vatikan, das er ganz überlesen zu haben scheint. Der Spott gehöre mehr in das Epigramm als in die Parabel. Zu solchen possirlichen Quersprüngen sollte auch die höchste Noth niemanden verleiten. Ernstlich erkennt er darin die Parabellehre, es komme nur auf die Wahrheit an, welche die geringsten Weidenzweige in frommen Händen ebenso ausdrücken, wie echte Palmen in den Händen der Kardinäle.

30. Drei Palinodien.

H 148. Auch diese Palinodien erschienen erst im dritten Bande der dritten Ausgabe unter der Abtheilung Parabolisch mit der angegebenen Ueberschrift. Ihre frühere Abfassung ergab sich zunächst aus der im Besitze des Musikdirector Jähns in Berlin befindlichen, 1861 auf der berliner Goetheausstellung ausliegenden Handschrift des dritten Gedichtes, das auf dieser die Ueberschrift Gegenfabel führt; denn es geht demselben dort das Gedicht

---

Kleider auf den Weg ausgebreitet, andere Zweige von den Bäumen geschlagen und auf den Weg gestreut. Lukas (19, 36) berichtet nur vom Ausbreiten der Kleider auf den Weg. Vgl. 3 Mos. 23, 40: „Und soll am ersten Tage Früchte von schönen Bäumen nehmen, Palmenzweige und Maien von dichten Bäumen und Bachweiden."

Fabel des bekannten schwäbischen Dichters und Herausgebers des cottaschen Morgenblattes, Friedrich Haug, voran. Der Katalog der Ausstellung brachte bereits (S. 18) die Angabe v. Loepers, das Gedicht Fabel stehe im Morgenblatte 1813 Nr. 270. „Auch die vorhergehende Palinodie (Nr. 2), Geist und Schönheit im Streit", heißt es daselbst, „scheint sich auf Haug zu beziehen, wenigstens verweist Musculus (im Namensverzeichniß zu Goethe) unter dem Worte Haug auf das Gedicht und den darin vorkommenden Herrn Hauch." Die Gedichte von Haug, auf die sich die beiden ersten Palinodien beziehen, hat zuerst v. Biedermann aus dem Morgenblatte nachgewiesen. Sie tragen alle die Chiffre Hg. Den Namen Palinodie hat Goethe hier sehr frei benutzt, da dieser auf den Widerruf einer eigenen beleidigenden oder entehrenden Aeußerung geht, wie der Dichter Stesichorus, als er wegen der Schmähung der göttlichen Helena blind geworden, in einer Palinodie das gegen sie ausgesagte Böse widerrufen und ihr Lob gesungen haben soll, worauf er sein Gesicht zurück erhielt. Ironische Palinodien sind Hor. carm. I, 16 und der erste Theil von Epod. 16. Goethe braucht das Wort im Sinne von Entgegnung, was eher *ἀντιλογία, παλιλλογία* wäre. Haug hat die drei Stücke, welche Goethe zum Widerspruch reizten, nicht in die Auswahl seiner Gedichte aufgenommen, welche 1827 gleichzeitig mit den drei Palinodien in zwei Bänden erschienen.

1. Weihrauch ist nur ein Tribut für Götter u. s. w.*)

H 148. Das Gedicht Haugs, auf welches Goethe erwidert, steht im Morgenblatt vom 15. März 1814 (Nr. 63) und lautet:

*) Die Palinodie wäre besser Das Opfer, wie das zu Grunde liegende

Das Opfer.

Ein Weiser aus dem Griechenstamme
Warf in Apollos Heiligthum,
Anbetend, seinem Gott zu Dank und Ruhm,
Viel Weihrauch mit der Rechten in die Flamme,
Und hielt die Nase mit der Linken zu.
Ein Augur fragte: „Fürchtest du
Des Rauchgefäßes Würzgerüche?“
„Ja“, sprach der Herold weiser Sprüche;
„Empor zu Phöbus steige Wohlgedüft!
Ihm dank' ich hellern Geist und Lorbeerblätter;
Doch Weihrauch ist nur ein Tribut für Götter
Und für die Sterblichen ein Gift.“

Goethe, der die Rede des wunderlich von Haug nach Griechenland versetzten römischen Augurs unbeachtet läßt, stichelt auf die schiefe Anwendung des Gedankens, daß Weihrauch den Menschen ein Gift ist, was doch nur bildlich gemeint ist von der den Menschen dargebrachten Verehrung. Wenn wirklich der Weihrauchduft den Menschen so verderblich wäre, daß sie deshalb die Nase zuhalten müssen, so dürften sie diesen, wie werthvoll auch der Weihrauch an sich ist, doch nicht den Göttern darbringen. Die letzten Verse sind ein zweiter witziger Widerspruch. Wenn der Priester den Weihrauch nicht riecht, weil er die Nase zuhält, so mußte der Gott, der ihn gleichfalls nicht riechen kann, den Schnupfen haben.*) In den zahmen Xenien heißt es in

---

Gedicht von Haug überschrieben, und die beiden vorangehenden Verse weggeblieben.

*) 9. Mit starrem Angesicht, ohne dein Gesicht zum Spott zu verziehen, da du doch weißt, daß deine Götter Puppen sind, hinter denen nichts steckt. Nach dem altbekannten Worte des Cato war es zu verwundern, daß zu

scharfer gegen den Prediger Pustkuchen, der seine Wanderjahre mit christlicher Salbung bitterbös angegriffen hatte, gerichteten Spottversen:

Der Weihrauch, der euch Göttern glüht,
Muß Priestern lieblich duften;
Sie schufen euch, wie jeder sieht,
Nach ihrem Bild zu Schuften.

2. Geist und Schönheit im Streit.

Im Morgenblatt vom 20. Januar 1814 (Nr. 17) steht Haugs Chiffre unter dem Gedichte:

Der Geist und die Schönheit.

Keine Fabel.*)

Da Geist und Schönheit in Streit geriethen,
Sprach diese: „Mein Glanz verdunkelt dich;
Der Charitinnen Mutter bin ich;
Das Lachen, die Scherze begleiten mich,
Und Liebe kann ich umher gebieten."
Der Geist, der, ein Sieger in jedem Kreis,
Kupidos Pfeile zu schärfen weiß,
Ovide, Properz' und Thümmel begeistert,
Und spielend der Herzen sich bemeistert,
Der Geist, kein Plaudrer, lächelte nur,

Rom ein Haruspex einem andern begegnen konnte, ohne über ihn zu lachen, da sie beide wußten, ihre Kunst sei Schwindel. Hier ist von der gleich trügerischen Kunst des Auspex die Rede, woran die Römer zu Ciceros Zeit nicht mehr glaubten. — 12. So hat Gott, anapästischer Versanfang. — Schnuppen, die Goethe geläufige Form, hier im Reim.

*) Mit Bezug auf die früher von Haug mitgetheilte Fabel. Vgl. unten zu 3.

Und rief, als er von der Stolzen erfuhr,
Daß Sterbliche göttlich sie verehren:
„Ich hoffe, die Zeit soll dich bekehren."
Er trug ihr Hohngelächter. Die Zeit
Ward seine Rächerin. Bald erblichen
Die Purpurwangen; die Reize wichen,
Und mit den Reizen Verehrung und Neid.
Nun schwiegs von Grazien, Amoretten,
Von Nebenbuhlern und Rosenketten.
Die weiland Schönheit, sie ward verlacht,
Und fühlte des Geistes Uebermacht,
Der, ohne zu prunken, wuchs mit den Jahren,
Und noch bezaubert' in Silberhaaren.

Goethe spottet darüber, daß Haug Geist und Schönheit sich von einander scheiden läßt, da sie vielmehr auf innigste Verbindung angewiesen sind. Ungeschickt vermischt Haug die allegorische und persönliche Beziehung; denn wenn er zuerst von Geist und Schönheit als göttlichen Wesen, als Personificationen spricht, so versteht er später darunter wirkliche Personen, von denen die eine durch Geist, die andere durch Schönheit glänzt, da man nicht vom Gotte Geist und von der Göttin Schönheit sagen kann, sie würden alt, der eine bezaubere noch in Silberhaaren, die Purpurwangen der andern erblichen. Darauf deutet auch wohl die Bezeichnung keine Fabel. Goethe versuchte zwei verschiedene Entgegnungen. Einmal läßt er die Schönheit, da Herr Hauch (das Wortspiel mit dem Namen, das Goethe sonst nicht liebt, ist hier höchst glücklich verwandt)*), ihr so arg den Text gelesen, indem er sie an das baldige Schwinden

*) Seinen Diener Geist nannte Goethe scherzhaft Spiritus, das eigentlich Hauch bezeichnet.

ihrer Reize erinnert (dies setzt Goethe an die Stelle des von Haug dargestellten wirklichen Alterns), er läßt sie sofort zum Herrn Geist laufen und sich ihm anbieten, da es kein so schönes Paar geben würde, wie sie beide. Der Dichter hat aber diese Allegorie glücklich belebt. Er läßt den Geist sich viel darauf zu Gute thun, daß man ihn über die Schönheit setzt; als diese sich ihm anbietet, nennt sie ihn als ihren Meister und Herrn (Prinzipal) an; sie schmeichelt zunächst seiner Klugheit, dann aber droht sie ihm, auf und davon zu gehn. Der Betrogene ist Herr Hauch, der durch seine ungalante Behandlung der Schönheit gerade die Versöhnung herbeiführt.*) — Die Ueberschrift der zweiten Palinodie ἄλλως gab wohl Riemer an oder wenigstens hatte dieser ihn auf die Bedeutung des ἄλλως als Ueberschrift in der Bedeutung ein Gleiches (eine andere Fassung) hingewiesen. Im Gegensatze zu Haug läßt er den Geist einige Zeit aussterben, wogegen die Schönheit sich fortpflanzt, doch der Geist, der sich immer wieder von selbst erzeugt, wie die Menschen der attischen Sage nach aus der Erde, anderswo aus Bäumen, hervor-

---

*) Nach V. 12 muß Punkt stehn. V. 13 leitet den folgenden ein. — Das Luderchen (9) brauchte Goethe auch scherzhaft im Gesprächston zur Bezeichnung von verbuhlten Frauenspersonen, wie auch Dirnchen. Der Ausdruck schien ihm hier, wie Luder in einer Rede des Mephisto in der klassischen Walpurgisnacht, so bezeichnend, daß er ihn trotz des dagegen vorgebrachten Bedenkens stehn ließ. Vgl. Riemers Mittheilungen II, 664. Das Wort hat seine ursprüngliche scharfe Bedeutung, von welcher auch die Ableitung liederlich zeugt, so sehr verloren, daß es sogar als Liebkosungswort unter Geliebten gilt. — Leichtsinn (10), nach volksthümlichem Gebrauche von einer leichtsinnigen Person. Auch Prinzipal (11), der alte Ausdruck vom Direktor einer Schauspielergesellschaft, entspricht ganz dem launigen Tone. — So ein hübsches Paar (17), das man bei der Verheiratung allgemein als solches bewundern wird.

gingen*), kehrt wieder und findet sich beglückt, als er die Schönheit findet, mit der er sich wieder verbinden kann.

3. Regen und Regenbogen.

H 208 enthält Haugs Fabel und Goethes Gegenfabel, datirt „W. d. 3. November (verschrieben statt Dezember) 1813". Das Morgenblatt vom 11. November 1813 hatte die Fabel Haugs gebracht**):

Der Iris Bogen rief verwegen:
„Was frommen Donner, Blitz und Regen?
Ha, Zeus! und immer wird nach diesen
Der Rang mir schmählich angewiesen,
Mir, der die Sonne wiederstrahlt
Und Farben in Gewölke malt."
Langmüthig sprach der Gott der Götter:
„Luftreinigend sind Donnerwetter.
Der Regen floß nicht Deinetwegen,
Und ist der Erde neuer Segen.
Du bist nur Schein, nur Augentrug!
Drum prahle nicht, und schweige klug."

Diese philisterhafte Herabsetzung des Regenbogens straft Goethe dadurch, daß er einen Philister einführt, der über Donner, Blitz, Regen und Regenbogen noch einseitig beschränkter sich äußert, indem er auch sogar den Donner als bloß erschreckend, den Blitz als verderblich für seine Scheuer und als Rachewerkzeug des Himmels betrachtet; er läßt diesen durch Iris bescheiden, die ihn als auf das allernächste Bedürfniß beschränkt

*) Vgl. das Todtenlied auf Byron im Faust:
Denn der Boden zeugt sie (die Lieder) wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

**) Hier stand 11 ursprünglich: „Er ist nur Trug, er ist nur Schein."

und, da er keiner höhern Anschauung fähig ist, verächtlich zurückweist. Ein reinerer Sinn, der nicht am Boden haftet, sondern dem Himmel als einer höhern Welt sich zuwendet, freut sich dieser Herrlichkeit, erkennt in dem Regenbogen Gott und sein Naturgesetz, die Farbenbrechung, von der, wie Goethe später bemerkte, der Regenbogen der complicirteste, mit Reflexionen verbundene Fall ist. Die Beziehung auf das Wort Gottes nach der Sündflut (1 Mos. 9, 13): „Meinen Bogen hab' ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erden", ist nur leise angedeutet. Vgl. Divan I, 9 und den Schluß des Monologs des Faust am Anfang des zweiten Theils, auch Schillers Räthsel mit unserer Erläuterung.*)

31. Die Originalen.

Zu Weimar am 3. März 1830 gedichtet. Handschriftlich erhalten auf einem Folioblatt, das für den Abdruck in Wendts Musenalmanach für das Jahr 1831 bestimmt war, wo es auch mit der Ueberschrift Parabel erschien. Am 7. September sandte er es gedruckt dem Maler Neureuther in München, dessen Randzeichnungen zu seinen Balladen ihn sehr erfreut hatten. Neureuther lieferte vier Hefte Randzeichnungen zu Goethes

---

*) 1. Auf, hier für nach, wird etwas sonderbar 2 durch zum Beschluß erläutert und 3 noch durch den Zusatz zu blickt „ins weiter ziehende Grause" (vom Dunkel, vor dem ihm graust) nach 4. — 10 Für den nächsten Herbst deutet auf die vorhergegangene lange Sommerhitze, die ihn nothwendig gemacht. — 11. Eben sieht er den Regenbogen sich bilden. — 21. Der Dünste trübes Netz, da die Farben im Trüben sich bilden. — 23. Ein andres Schwein, wie es das Schwein seiner Natur nach thut. — 24. Statt in den muß in'n oder bloß in mit gangbarer Auslassung des Artikels (Lehmann § 56) gelesen werden.

Parabeln und Gedichten. In die nachgelassenen Werke wurde es 1833 unter den vermischten Gedichten aufgenommen: 1837 brachte es die Quartausgabe mit der jetzigen Ueberschrift, die von Riemer stammt, unter Parabolisch.*) Die beim Vorübergehen zum Frühstück in den Gartensaal geladenen Freunde vergnügen sich, statt der Einladung zu folgen, auf ihre Art; einer setzt sich in eine Laube, zwei andere pflücken sich selbst Trauben und Aepfel (beim letzten wird nur des Schielens nach den hochhängenden Aepfeln gedacht), der vierte macht sich den Spaß, durch die Hinterthüre zu entwischen, so daß der Einladende sein Frühstück doch allein verzehren muß. — 17. Wie eine Maus, unvermerkt. — Die Verse sollen wohl darauf deuten, daß wenige ein Dichtwerk rein aufzufassen wissen, fast alle nur ihre eigenen Vorstellungen darin suchen und sich unbefriedigt fühlen, wenn sie diese nicht finden. Vgl. im Divan das Gedicht „Hab' ich euch denn je gerathen" (V, 10). Möglich, daß sie auf die mancherlei wunderlichen Deutungen des Faust sich beziehen, mit dessen Fortsetzung, der klassischen Walpurgisnacht, Goethe anfangs März 1830 beschäftigt war. Riemer deutet sie auf die Goethe wiederwärtige Sucht, sich nicht mit dem vom Dichter aus dem Stoffe Gemachten zu begnügen, sondern diesem selbst nachzugehn, was mir völlig fremdartig scheint.

32. Bildung.

Eine Handschrift sah Sauppe (Goethiana S. 14).*) Gedruckt wurde das Gedicht im deutschen Musenalmanach für

---

*) In dieser stand 7 „Ich mein Bäuchlein han gemästet." Han, rheinfränkisch und allemannisch für habe.

das Jahr 1833 von Chamisso und Schwab mit der Ueberschrift Woher hat es der Autor? dann in den nachgelassenen Werken unmittelbar nach 31*), ohne Ueberschrift, die erst Riemer in der Quartausgabe ihm gab. Am 16. Dezember 1828 äußerte Goethe gegen Eckermann, das Streben, die Quellen zu erforschen, woher ein berühmter Mann seine Bildung habe, sei sehr lächerlich: „Man könnte eben so gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen, und die ihm Kräfte gegeben(?). Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehn und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet.“ Ob er den hier ausgesprochenen Gedanken früher oder später in Verse gebracht, ist nicht zu bestimmen. Unrichtig ist es, wenn v. Loeper behauptet, ich habe wegen der Aeußerung gegen Eckermann die Verse etwa in das Jahr 1828 gesetzt. Ich habe nur geäußert, er habe sie Chamisso zu seinem Musenalmanach eingesandt. Schon 1816 äußerte er in Kunst und Alterthum: „Den originalen Künstler kann man denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt, und sie zu einem gefugten Ganzen

*) Ursprünglich stand 14 drinne, 18 begann zuerst „Verschwunden wohl zur Thür“ oder „Ich glaube zur Thür“.

zusammenbildet. Wenn wir also von einem solchen sprechen, ist es unsere Pflicht, zu allererst seine Kraft und die Ausbildung derselben zu betrachten, sodann seine nächste Umgebung, insofern sie ihm Gegenstände, Fertigkeiten und Gesinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erst unsern Blick nach außen richten und untersuchen, nicht sowohl was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe." Der Dichter gesteht in unsern Versen, er habe mit vielen andern das, was die ausgezeichnetsten Weisen alter und neuer Zeit ihm geboten, freudig genossen und zu seiner Bildung benutzt, ohne dieses für sein Eigenthum auszugeben. 6. Wälscher Hahn. In Frankfurt sagte man auch geradezu Wälscher. — 10. Frohmal, weil so viele mit ihm freudig daran Theil nahmen. — Pythagoras ist ohne besondere Beziehung wegen seiner großen literarischen und praktischen Wirksamkeit genannt. — Unverdrossen, ohne dadurch mißmuthig zu werden, daß andere mit mir daran theilnehmen. — Statt zu sagen: „So habe ich auch nicht gefragt, an wem ich mich geistig genährt", gesteht er, daß er an den Besten sich heranzubilden gesucht.*) — In der launigen Abweisung der Frage (4—7) reimt 4 auf 3, 5 und 6 auf 1, 7 auf 2; zwei Reimpaare schließen. Vgl. die Reimform von Ged. 14.

33. Eins wies andre.

Erst in den nachgelassenen Werken, unmittelbar nach dem vorigen Gedichte, aus der Handschrift, mit der jetzigen Ueberschrift gedruckt. Im Leben muß man alles nehmen, wie

*) Befestet, gestärkt, wie Hans Sachs sagt den Glauben befesten, Wieland das Regiment befesten.

es kommt; denn dieses besteht ja eben aus den verschiedenartigsten angenehmen und unangenehmen Erfahrungen, und im ganzen ist es noch erträglich genug, nur muß man es auch so im ganzen genießen.*) Eins wie's andre. So sagt man auch eins ins andre. Vgl. auch Sprichwörtlich 87. — Die Kapern sind nur Blüthenknospen, die es aber sich gefallen lassen müssen, vor der Zeit gepflückt zu werden, um durch ihren eigenthümlichen bittern Geschmack das Ganze mitzuwürzen.

34. Valet.

H 148. Gedruckt zuerst in der Ausgabe letzter Hand im dritten Bande am Ende der Abtheilung Parabolisch, welche die Handschrift über der ausradirten Parablen (so!) hat, schon mit der jetzigen Ueberschrift. Sonst rief ich selbst Narren in mein Haus, die mir das Dach abtragen und ein anderes aufschlagen wollten, aber nur tollen Wirrwar machten, da keiner mit dem andern übereinstimmte, alle miteinander in Streit geriethen, wodurch sie nichts zu Stande brachten, so daß ich endlich ärgerlich wurde und ihnen die Thüre wies, worauf sie denn mit groben Worten sich entfernten. Jetzt aber wache ich vor meiner Thüre, und heiße, wenn einer von ihnen auf mich zukommt, sie fortgehn, weil er ein schlimmer Narr sei, worüber dieser denn ein verdrießlich Gesicht macht, mich für recht abscheulich erklärt, weil ich sie, die ganz ungestört draußen ihr Wesen treiben, so schmählich behandle, und sich jede Bemerkung über sie von mir verbittet. So habe ich mich gegen sie sicher

*) „Wie ein Gesind", zusammen eins wie das andere. Gesind, eigentlich Begleitung, allgemein für Gesellschaft, wie schon im Mittelhochdeutschen.

gestellt; denn daß sie blos vor meine Thüre kommen, ist besser als wenn sie drinnen Unfug trieben. Die Narren sind die Kritiker, auf deren Stimme er früher gehört hat, wo sie ihn bloß in Verwirrung setzten, jetzt aber, da er sie ruhig schwatzen läßt, was sie wollen, findet er sich wohl. Vgl. zu oben Ged. 22, auch 6. 10. Wie der Dichter sich früher wohl einmal über eine Kritik geärgert, zeigt das Gedicht Künstlers Fug und Recht (Kunst 11). Wir wissen, wie ihn die ersten Aeußerungen in Wielands Merkur über seinen Götz und das dramaturgische „Wischiwaschi" desselben Beurtheilers, des Prof. Schmidt in Gießen, über dieses aus voller Seele geflossene Drama geärgert, wie noch viel tiefer das Gerede über Werthers Leiden ihn gereizt, ja fast zur Verzweiflung gebracht. Später kümmerte er sich kaum noch um die Kritik, nur über die nichtswürdige Herabsetzung seiner Schöpfungen, von deren dichterischem Gehalt und künstlerischem Werth er durchdrungen war, ließ ihn insgeheim der Merkels, Kotzebues, Müllners u. a. spotten. Jedes gute und verständige Wort über seine Dichtungen hielt er außerordentlich werth, selbst die Aufnahme seiner Gedichte in Sammlungen war ihm willkommen, da die weiteste Wirkung seiner dichterisch hochbegabten Natur ihm am Herzen lag. Viehoff bezieht den ersten Theil des Gedichtes darauf, daß der Dichter „in frühern Jahren seine Produktionen andern zur Betrachtung und Beurtheilung vorgelegt", spricht dagegen beim zweiten vom „Kritikerpöbel", wodurch er eine ganz unannehmbare Zweispältigkeit hineinerklärt. Wie v. Loepers Erklärung, das Valet sei ein literarisches Manifest gegen die Romantiker, „die Schlegel namentlich und Z. Werner, auch Brentano, Arnim", sich mit dem Gedichte vertrage, leuchtet mir nicht ein. Einer so völlig

unbedachten Erklärung durchaus würdig ist die Widerlegung der sachgemäßen Deutung von Viehoff und mir durch Berufung auf V. 2: „Ins Haus beruft man nur Theilnehmer am Geschäft, Verbündete (nicht Kritiker)". So sehr übersah der berliner Goetheforscher über ungehörigen Nebendingen die Hauptsache, daß die Erklärung das Gedicht wirklich ins Licht setzen muß. Die Ueberschrift Valet (Abschied) ist nicht ganz zutreffend.*)

35. Ein Meister einer ländlichen Schule.

Zuerst im achten Bande der zweiten Ausgabe, den Goethe Mitte Mai 1808 zum Druck absandte. Mit besonderm Titelblatt: „Parabeln, werden fortgesetzt bis zum Dutzend, wodurch man den hier angedeuteten Charakter völlig zu umzeichnen hofft und zugleich unserer Zeit, welche das Charakteristische in der Kunst so sehr zu schätzen weiß, einigen

---

*) 6. Das Holz zu Schragen, die Balken quer übereinander. — 8. Rahmens wieder auf, weil es ihnen nicht recht zu liegen schien. — 12. Frost, Fieberfrost, auch vom kalten Fieber selbst. Daß es hier nicht Unlust bezeichne, hätte schon der Artikel v. Loeper lehren sollen. — Gewann, bekam, wie gewinnen in manchen Verbindungen vom Eintreten eines andern Zustandes gebraucht wird. Im Volksmund heißt es, „es wird mir schlecht". — 20. Für und für, immerfort, eigentlich hier statt fürbaß. — 24. Sich ein Gewicht geben, sich wichtig machen, von dem, welcher sich etwas herausnimmt. — 25. Faseln, faselnd (mit leerem Gerede) herumstreifen. — 27. Unmaßen, volksthümlich für Ungebühr. Vgl. über die Maßen (31, 5). — 28. Anquarken, wohl ein mundartlicher Ausdruck, wie anschnauben, anschnauzen, anschnarchen, anranzen im Sinne von anfahren. Freilich weiß ich diesen Gebrauch nicht nachzuweisen, der sich auch von Quark nicht herleiten läßt, so daß man glauben könnte, Goethe habe des Reimes wegen anquarken statt eines anquaken, anquacksen gewagt. Sprachlich unmöglich ist v. Loepers Versuch: „ankrakehlen, mit dem Nebensinn (?) um einen Quark,

Dienst zu leisten glaubt." Da aber das Versprechen unerfüllt blieb, wurden die beiden Parabeln später an das Ende der Abtheilung Parabolisch verwiesen. Eine handschriftliche Ueberlieferung ist nicht vorhanden. Wann Goethe die den Anfang unserer Parabeln bildende lustige Geschichte behandelt, wissen wir nicht, selbst Riemer hatte keine Ahnung davon, woraus aber sich noch nicht ergibt, daß sie vor dessen Eintritt bei Goethe fällt, was immer möglich ist. Ein Dorfschullehrer, der sein Leben nur mit Bauern umgegangen, kommt plötzlich auf den Gedanken, sich der feinen Gesellschaftston anzueignen. Zu diesem Zwecke betritt er den Kursaal eines nahen Badeortes, wo er gleich anfangs durch das ihm ganz ungewohnte vornehme Wesen so verblüfft wird, daß er mit seinen unbehülflichen Komplimenten arge Verwirrung anrichtet; einer aus der Gesellschaft, der etwas derberer Natur ist, wird darüber so ärgerlich, daß er ihn kurzer Hand herausweist. Die Nutzanwendung, auf welche der Schluß hin-

um ein Nichts". Eine solche Verirrung sollte man ohne äußerste Noth Goethe nicht andichten. — 38. Gehn vor die Thüre ist der Zweideutigkeit wegen anstößig, wenn man es auch gehn vor die Thüre hin erklären kann. Viel besser stände kommen statt gehn, was der Vers gestattete, da hier statt des Jambus häufig ein Anapäst eintritt, ein paarmal ein sehr harter am Anfange (3—5), auch wohl zwei in einem Verse (22. 34). Das Gedicht ist, was im Drucke nicht bemerkt ist, in vierversigen Strophen geschrieben; der den Schluß von der Erzählung sondernde Abtheilungsstrich zerspaltet widerrechtlich die letzte Strophe. Nur in der letzten Strophe reimt 3 nicht auf 1. — Du sollst uns gar nichts heißen, wir geben auf dich gar nichts. — Am Ende von 31 hat die Quartausgabe unnöthig Gedankenstrich an die Stelle des ursprünglichen Komma gesetzt. v. Loeper erklärt die Schlußverse: „Besser draußen als drinnen", unbekümmert um den sprachlichen Ausdruck, der dann vor der Thüre und in dem Saal forderte. Aus 18 ff. ersehen wir, daß man noch immer an seine Thür kommt, wo er die sich einstellenden Freunde abweist, die früher, wo sie in sein Haus freien Eintritt hatten, ihn quälten.

deutet, kann nur darin liegen, daß man nicht in einen Kreis einzutreten sich versucht fühlen solle, für den man nicht gemacht sei.*) Wir möchten glauben, daß diese Parabel zuerst für sich allein bestanden habe, erst nachträglich die zweite hinzugefügt worden. So würde es sich erklären, daß allein der erste Theil eine Nutzanwendung erhielt. Wenn der Schulmeister, nachdem er so schlecht angekommen, es nun auf die entgegengesetzte Weise versucht, so ist dies ganz in der Weise ähnlicher Geschichten von Eulenspiegel und solchen Leuten, deren Ungeschicklichkeit belustigen soll. Er glaubt sich die Grobheit dadurch zugezogen zu haben, daß er zu höflich gewesen; darum will er jetzt in der rücksichtslosesten Weise auftreten, wodurch er sich in Achtung zu setzen denkt. Der Besitzer eines von ihm niedergetretenen Saatfeldes (neben den Aeckern werden als von ihm niedergetreten auch, wohl zunächst des Reimes wegen, gute Wiesen genannt), macht kurzen Prozeß mit dem auf frischer That ertappten, im Gegensatz zu jenem Herrn, der ihn nur derb ausgewiesen — er schlägt ihn hinter die Ohren. Dieses offene Verfahren thut ihm im Herzen wohl, da es ganz seiner Natur entspricht, die immer geradeaus zu gehen gewohnt ist, und so wünscht er nur immer solchen gutgelaunten Leuten zu begegnen. Hier bricht die Geschichte ab, die durch das, was weiter erfolgt, nur verlieren könnte. Auch daß er dadurch von seiner Sucht nach vornehmer Gesellschaft auf immer ganz geheilt ist, wird nicht hervorgehoben.

Das Ganze ist mit hanssachsischer Laune, Gemüthlichkeit und volksthümlicher Einfachheit erzählt. Daher das alterthümliche

---

*) 2. Erhub, die ältere Form, die noch mehrfach in Goethes Werken neben erhob sich erhalten hat. — 25. In seinen Sünden, der auf ähnliche Weise beim besten Willen eine üble Behandlung sich zugezogen.

hett, wofür irrig hätt' steht (1, 11), die Ausdrücke verblüfft (1, 7), es ihm wiederführ' statt zu sagen „für ihn wäre" (1, 8), es war nichts schlechts (1, 9), wofür ohne Reimnoth wohl er war nicht schlecht stehn würde, verschüttet (1, 20), die sprichwörtliche Redeweise 2, 4, latsch (2, 8), wofür latschig, latschend (auch sagt man Latschfuß) gebräuchlich, die Wortfolge ein Besitzer begegnet ihm so (2, 9) statt so (als er dies thut) begegnet u. s. w. Zweimal treten statt vierfüßiger dreifüßige Verse ein (1, 24. 2, 9). Hart sind die Anapäste macht daher (1, 9), aber hin[ten] (1, 11), macht, den fres[sen] (2, 4), sondern ü[ber] (2, 7), sondern schlägt (2, 11), wie auch die Jamben bis ihm (1, 23), dacht' er (2, 2), möchte (2, 15), will mich aber (2, 3).*)

36. Legende vom Hufeisen.

Das Gedicht theilte Goethe im Mai oder Juni 1797 Schiller mit, der es im Musenalmanach für das nächste Jahr auf Bogen 6 und 7 unter der einfachen Ueberschrift Legende brachte. Goethe nahm es nicht in seine neuen Gedichte, sondern erst in den achten Band der zweiten Ausgabe unmittelbar nach 35, nur mit einer Aenderung (63), auf.**) An dieser

---

*) Statt einen 1, 14 muß es 'nen, statt fröhliche 2, 16 wohl frohe heißen, wenn man nicht fröhl'che vorzieht. Röthe in der weimarischen Ausgabe will statt einen eher ein'n oder ein, aber Goethe hat zu verschiedenen Zeiten 'nen, ein'n und ein, und es fragt sich, auf welche Art die Verkürzung leichter fließt. Auch fröhliche Gesellen läßt Röthe durchgehen, d. h. eine dreizeitige Senkung, wie sie Goethe nie gesprochen haben wird.

**) Dort standen 5 Liebt, 12 Macht, 63 Ding ohne Apostroph, 8 spricht. (nicht, wie Röthe angibt, spricht :), 24 Das waren seine, richtig Punkt

Stelle steht es erst in der Quartausgabe, und zwar mit dem Zusatze vor dem Hufeisen und der Ueberschrift.

Büsching theilte 1816 im zweiten Bande seiner Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters (zu deren viertem Bande Goethe selbst einen Beitrag lieferte) unter der Chiffre Kch. an dritter Stelle folgendes mit.

„Eine altdeutsche Heiligensage.

„(Aus mündlicher Ueberlieferung wörtlich aufgezeichnet.)

„Als der Herr Christus einst mit seinen Jüngern nach Jerusalem ging, fanden sie vor der Stadt ein Hufeisen am Wege liegen. Da sprach der Heiland zu Petro, er möchte das Hufeisen aufheben und mitnehmen. Diesem hingegen däuchte der Fund zu gering; er ließ es liegen und zog seine Straße fürbaß. Der Herr Christus aber hob das Hufeisen auf und steckte es zu

---

nach Gedanken, 63 So hättst. Der erste Druck der Gedichte (1806) setzte nach 8 Punkt, 10 heiligen, das sich erhalten hat, statt des richtigen heilgen, 62 Hättst statt So hättst. Die zweite Ausgabe hatte 24 waren seine statt waren so seine, was den Vorzug verdient, am Schlusse des Verses Komma statt Punkt. 50 forderte der Vers 'ne statt eine. Röthe spricht auch hier: „eher noch eine". Ich möchte aber jetzt auch 39 für 'nen Dreier fordern. Eines, einem, eine werden hier mehrfach trochäisch gelesen, als zwei Kürzen (wie Seinen 6) 12. 14. — V. 63 geht sehr lahm, wird aber leicht hergestellt, wenn man Ding zu Dinge ergänzt. Der Apostroph fehlt noch in der ersten Ausgabe; warum soll man nicht den Druckfehler einfach durch die volle Form verbessern? Vor einer Verskunst, die sich war geringe als zwei Jamben ohne Noth gefallen läßt, graut mir. Erst der Oktavdruck der Ausgabe der letzten Hand versah Liebt mit Apostroph, den bei Macht schon die Taschenausgabe hatte. Röthe hat eine gründliche Untersuchung vermieden.

sich. Als sie nun in die Stadt hinein kamen und bei dem Hause eines Hufschmieds vorübergingen, trat Christus in dasselbe hinein und verkaufte das Hufeisen demselben für etliche Pfennige. Für die Pfennige aber kaufte er unterwegs Kirschen und trug dieselben mit sich. Es geschah aber desselbigen Tages, daß die Jünger mit Christo zu einem anderen Thore der Stadt Jerusalem hinaus wandelten. Und die Sonne schien so heiß, daß sie alle von brennendem Durst befallen wurden, am meisten aber Petrus. Es war aber kein Wasser, noch irgend ein Brunnquell an dem Orte, da sie gingen. Da ließ Christus, welcher vor den Zwölfen herging, allmählich eine Kirsche nach der andern aus seiner Tasche in den Weg fallen. Petrus aber bückte sich nach einer jeglichen, die da herabfiel, und verschlang sie begierig. Als nun die Kirschen auf solcherlei Weise ihr Ende genommen hatten, wandte sich der Heiland um und sprach lächelnd zu Petro: „Siehe, vorhin däuchte dir das Hufeisen zu gering, als daß du dich nach ihm bücken solltest, nun aber hast du dich nach etwas viel Geringerm gebückt. Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth."

Wir müssen es unentschieden lassen, ob wir hier eine von Goethes Gedicht unabhängige Fassung haben, oder dieses, das schon vor achtzehn Jahren erschienen war, zu Grunde liegt, wobei an absichtliche Täuschung nicht gedacht zu werden braucht. Verdacht erregt schon, daß nicht bemerkt ist, wo der Einsender die Legende gehört hatte. v. Loeper erklärt entschieden, Büschings Fassung sei offenbar die prosaische Wiederholung von Goethes Gedicht. Der hauptsächliche Unterschied von Goethes Legende besteht darin, daß in der prosaischen Erzählung Christus das Hufeisen vor Jerusalem findet und später wieder aus Jerusalem

herausgeht, während Goethe ihn durch eines der benachbarten Städtchen (bei Matthäus 9, 35 lehrt Jesus in Städten und Märkten) gehn läßt.*) Die ganze Darstellung erinnert an die ruhige Behaglichkeit und heitere Laune von Hans Sachs, besonders in seiner Goethe vor allem vorschwebenden Legende von St. Peter mit der Geiß (vermischte Ged. 64, 90). Wie bei Sachs, muß der Ausdruck sich oft dem Reime fügen, wie 33 thut auch weiter nichts desgleichen (als ob er deshalb erzürnt sei), 54 nach einem kleinen Raum (für Zwischenraum, Zeitraum), 55 ein Kirschlein zur Erde schickt. Was 16 statt war stammt gleichfalls aus Hans Sachs. Vgl. verm. Ged. 64, 103. Vielfach wechselt die Rede zwischen Imperfekt und Präsens, die Anknüpfung ist frei und lose. Auch die Prosodie wird nach Hans Sachs sehr leicht behandelt. So müssen als Jamben gelten unser (2), über (5), aber (27), ruhig (42), macht' er (12), geht er (35), sieht er (38), nimmt von (36), [sel]ber das (32), als zwei die sehr selten (4), denn im Kopf hat (23), als Anapäste hätte müss[en] (26), [Huf]eisen bück[en] (28), schöne Kir[schen] (38), als man für (40), [ei]nen Trunk Wass[er] (48). Aber bei aller Aehnlichkeit mit Hans Sachs in Ton, Ausdruck und Vers steht Goethes innere Behandlung hoch über dem alten Meistersänger. Nicht die besondere Lehre ist es, welche Goethe uns hier im Gewande der Legende mittheilen will, die hohe

*) v. Loeper führt zur Vergleichung des W. Montanus Geschichte von dem Schwaben an, der das Leberlein gefressen, in seinem Wegkürzer (von 1557): „Als unser lieber Herr Gott noch auf Erdtrich gewandelt ist, von einer Stadt zu der andern, das Evangelium gepredigt und viel Zeichen gethan", und aus Valentin Schumanns Nachtbüchlein: „Weil Sankt Peter auf Erden ging".

Gestalt des Heilandes sebst tritt lebendig aus dem engen Rahmen der Erzählung hervor, wie dies die Einleitung (1—12) andeutet. Diese Hoheit wußten selbst seine Jünger nicht zu fassen, deren Beschränktheit er sich fügen mußte, ja der erste der Apostel war davon nicht frei, der auch hier über die Erwartung einer dereinstigen glänzenden weltlichen Herrschaft sich nicht erheben kann. Im Evangelium wirft ihm der Heiland vor, daß er nicht meine, was göttlich, sondern was menschlich ist (Matth. 16, 23. Mark. 8, 33), und die Jünger streiten um den Vorrang.*)

Goethe hat nur diese einzige Legende aus dem Leben des Heilands behandelt, da in ihr die ganze edle Menschlichkeit desselben hervortritt. Eine der schönsten und liebsten Legenden war ihm die Erzählung, wie Christus auf dem Meere wandelt, weil sie so treffend die hohe Lehre ausspreche, daß der Mensch durch Glauben und frischen Muth in den schwierigsten Unternehmungen siege, dagegen bei anhaltendem Zweifel sogleich verloren sei. Einzelne Legenden aus dessen Jugendevangelium hat er am Anfange der Wanderjahre glücklich verwandt. Wenige Monate vor dem Erscheinen unseres Gedichtes hatten Herders Legenden in Weimar Aufsehen erregt; dieser suchte die Legende dem lehrenden Idyll nahe zu bringen, sie erbaulich lehrhaft zu machen, und schloß, wie Goethe, jeden dichterischen Schmuck von ihr aus. Aber Goethes reine naive Gemüthlichkeit blieb ihm fern. Der äußere Anlaß, auch in Schillers Musenalmanach eine Legende zu bringen, mag in der Wichtigkeit

*) 7 unter dem Angesicht, bezeichnender als das gewöhnliche vor dem Angesicht. — 12. Markt, kleiner Ort, wie forum. — 42. Biblisch stände wohl besser der Gürtel als der Aermel. — 63 acht't, mit beliebter, von früh an von Goethe geübter Freiheit der Volkssprache.

gelegen haben, die Herder und seine Frau und Freunde dessen Legenden beilegten. A. W. von Schlegel suchte Herder durch seine Legende Der heilige Lukas zu überbieten. Goethe kehrte später zur dichterischen Gestaltung von Legenden nicht mehr zurück. Wunder- und Märtyrergeschichten mutheten ihn nicht an, nur gleichsam aus der Ferne konnte er auf sie hindeuten, wie er es mit letztern in seiner Novelle that (Erläuterungen XVI, 73 ff.), mit erstern schon in den Geheimnissen (vermischte Ged. 68) versucht hatte. Die Legendensucht der Romantik war ihm zuwider. Vgl. oben zu Gedicht 12.

Epigrammatisch.

Sei das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.

Als Goethe 1814 am Ende seiner Gedichte 55 kleinere Stücke unter dem Namen Epigrammatisch zusammenstellte, setzte er ihnen den Spruchvers vor, welcher als eigentlichen Werth der Gedichte dieser Abtheilung, die er als eine der verschiedenen Sendungen seiner Gedichte bezeichnet, eine heitere Wendung tiefen Sinnes darstellt. Die heitere Wendung deutet auf Laune und Witz, wonach alle zierlich zugespitzten Gedanken, abgesehen von der äußern Form, in den Kreis des Epigramms fallen; so auch Sonette, von denen eines unsere Abtheilung begann. Eine besondere Sammlung Sonette leitete den zweiten Band der Gedichte ein. Der tiefe Sinn ist nur im Gegensatze zur heitern Form gewählt. Manche dieser Gedichte zeichnen sich durch glücklichen Humor in treffender Fassung, andere durch tiefe Wahrheit aus, doch fehlt es auch nicht an weniger bedeutenden Sprüchen, anmuthigen oder scherzhaften Schilderungen von Verhältnissen, Szenen und Anschauungen, die weniger zum Epigrammatischen gehören. In der Ausgabe letzter Hand brachte der dritte Band nachträglich 29 Gedichte unter der Abtheilung Epigrammatisch. Die Quartausgabe gab unter Epigrammatisch 117 Stücke, worunter einzelne unbekannte, andere, die früher in andern Abtheilungen gestanden, wogegen manche früher hier stehende andern Abtheilungen zugewiesen sind. In der vierzigbändigen Ausgabe sind wieder einzelne Stücke ausgeschieden, andere hinzugetreten, auch die Ordnung ist mehrfach geändert; die Gesammtzahl beträgt hier 101. Manche der Gedichte hätten besser unter den vermischten oder im Divan oder unter den zahmen Xenien ihre Stelle gefunden.

---

1. Das Sonett.

Zuerst erschienen vor der ersten Lieferung der zweiten Ausgabe der Gedichte im Morgenblatt vom 5. Januar 1807; denn diese sollte es unter den Liedern nach dem Räthsel bringen, erschien aber erst im März 1807.*) Die Zeit der Entstehung unseres Sonettes bleibt zweifelhaft; unmöglich kann es, wie Goedeke und v. Loeper wollten, „das erste der famosen Sonette“ sein, welches Goethe am 2. April 1800 an A. W. Schlegel sandte. Freilich müßte man annehmen, unser Sonett sei das erste, welches Goethe überhaupt gemacht, so könnte es nicht nach dem November 1799 fallen, in welchem er derbe Sonette wider den Kunstdilettantismus gemacht hatte; uns scheint es eher eine Art Entschuldigung gegen das Publikum, daß seine Liedersammlung nichts in dieser jetzt so beliebten Dichtform gebracht**), demnach auf Veranlassung dieser Sammlung im Jahre 1806 selbst entstanden, wogegen uns wenigstens kein Grund vorzuliegen scheint. Ueber die von Goethe gewählte Sonettform vgl. zu den Sonetten Heft 69. Goethe konnte

---

*) In der dritten Ausgabe steht 12 Nur (statt Doch) weiß, die letzter Hand schrieb 10 Maße statt Maßen.

**) Noch 1796 schrieb Wieland, dies schwerste aller poetischen Spielwerke sei noch wenigen in unserer Sprache gelungen, wiewohl es im vorigen Jahrhundert von den Nachahmern des Marino und Loredano häufig versucht worden.

sehr wohl einzelne Sonette gemacht, ja diese Klangform schon in zwei dramatischen Dichtungen zu seinem Zweck benutzt haben, als er in unserm Sonette die Unmöglichkeit aussprach, in Sonetten seine Gefühle zu ergießen; ist ja hier doch nur vom eigentlichen Liede die Rede. Daß Goethe bei dieser Gelegenheit auf A. W. Schlegels, des anerkannten Meisters dieser Kunstform, berühmte, Das Sonett überschriebene Feier derselben sich bezieht, war sehr natürlich. v. Loepers beim ersten Anblick bestechende Annahme, daß er unmittelbar nach Lesung dieses Gedichtes zu unserm Sonett veranlaßt worden*), ist nichts weniger als nothwendig, vielmehr bot die Absicht, in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte des Grundes zu gedenken, weshalb er sich der Sonettform nicht zum Liede bedient, genügende Veranlassung auf Schlegels Preis des Sonetts einzugehn und seine persönliche Ungewandheit in dieser reimreichen Form zu gestehn. Schlegel ließ das Sonett sich rühmen, in ihm „gediehen die zartesten und stolzesten der Lieder"; demjenigen, dem in ihm geheimer Zauber winke, leihe es „Hoheit, Füll' in engen Grenzen und reines Ebenmaß der Gegensätze", wogegen es nie denjenigen mit seinen Zeilen kränzen werde, der sein Wesen für eitle Spielerei, seine künstlichen Gesetze für Eigensinn halte. Goethe erwidert hier den Verehrern dieser neuerdings im Deutschen wieder aufgekommenen Kunstform (er führt sie redend ein) auf den Wunsch, sich darin zu versuchen (V. 1—8), gern würde er sich dieser künstlichen, ihren Jüngern solche Erfolge versprechenden Form bedienen, fühlte er sich darin nicht zu beschränkt und unbehaglich, da er statt sein Gefühl rein auszusprechen, dem viermaligen

*) Auch J. Schipper in dem Aufsatze „Ueber Goethes Sonette" (Goethe-Jahrbuch XVII) S. 162 hält sie für wahrscheinlich.

Reim zu Liebe würde flicken müssen. Höchst glücklich ist der Vergleich mit dem Schneiden eines Bolzens. Der „kühne Stolz sprachgewandter Maße“ (10) deutet auf Schlegels Preissonett. 2. Du kannst, ohne dir Zwang anzuthun. 8. Das Werk, das Gedicht, worin du dein Gefühl aussprechen wolltest. Vollendet blieben, hat bei der Dichtung keinen Schaden gelitten. Man könnte denken, der Dichter schiebe absichtlich den gezwungenen Ausdruck den Verehrern des Sonetts unter, um anzudeuten, daß es ohne Zwang doch nicht hergehe. Schipper nimmt gar an, Goethe habe in unserm Sonette die so gern von den Gegnern dieser Reimform entgegengehaltenen Nachtheile, die oft durch die Schwierigkeit der Reimordnung herbeigeführte Künstelei der Diktion, die gezwungenen Wendungen und Ausdrücke mit einer liebenswürdigen Selbstironie durch eine bewußte Vernachlässigung der Ausführung aufs glücklichste und anschaulichste illustrirt. Das sollen die gezwungenen Wendungen V. 1, 8 und 10 beweisen, die er entweder absichtlich gewählt oder, nachdem sie ihm einmal aus der Feder geflossen, mit Bewußtsein habe stehen lassen. Davon ist Schipper so fest überzeugt, wie ich zu der Annahme einer solchen Geschmacklosigkeit jede Berechtigung vermisse. Aber Schipper hat einmal entdeckt, daß das folgende Sonett den entschiedensten Gegensatz zu dem vorliegenden bilde und, wie es die hohen Vortheile der Sonettdichtung feire, auch die denkbar vollendetste äußere Form erhalten mußte. Mit solchen Träumen trübt er sich den klaren Blick, und schiebt dem reinen Bilde der Dichtung seine ihm geistreich dünkende Phantasie unter. — Goethe fand es lächerlich, daß Voß im Jahre 1808 beim Angriff auf diese Reimform sein Sonett, in welchem er sich einigermaßen zu Ungunsten derselben ausgesprochen,

wiederkäue und ihn als Parteigesellen heranziehe, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten könne, ohne sie deswegen zu verachten und zu verwerfen. Vgl. von den jenaischen Sonetten des Jahres 1807 das vierzehnte und fünfzehnte, mit unserer Erklärung Heft 69.

2. **Natur und Kunst.**

Unser Gedicht gehörte eigentlich unter die Abtheilung Kunst. Im neunzehnten Auftritt des Vorspiels Was wir bringen, das Goethe vom 6. bis zum 11. Juni 1802 für die Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstedt schrieb, spricht die Nymphe, als Vertreterin des Natürlichen, unser Sonett, nachdem Merkur durch Berührung mit seinem Stabe sie und den die Kunst vertretenden Knaben zu gegenseitiger Anerkennung gebracht hat. Bei der Einleitung desselben:

Im Sinne schwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich beglückt,

liegt die Aeußerung des Horaz zu Grunde, Natur (Genie) könne ohne Kunst und Kunst ohne Natur nichts leisten, eines fordere die Hülfe des andern und freundlich verbündeten sie sich (A. P. 409—411). Erst die Quartausgabe nahm das Sonett an dieser Stelle auf. Der Anfang ist nur im Zusammenhange des Stückes ganz verständlich, wo die Nymphe den Knaben zu sich ruft, in dem sie jetzt nicht mehr einen Gegner, sondern einen ihr zur Seite stehenden Freund sieht. Beide, von denen sie bisher nur die Natur anerkannt hat. Die Nothwendigkeit der Kunst sprechen 5—8 aus; die Natur muß bei ihr in die Schule gehn, um sich

später in uneigener Kraft zu entfalten. Die letzten sechs Verse bezeichnen die Nothwendigkeit der Beschränkung als allgemeines Bildungsgesetz der Freiheit. Ganz verkehrt ist es, wenn Schipper S. 16 in diesem und dem vorigen Sonett Pendants sieht, in denen der Dichter zuerst die Schatten-, dann die Lichtseite der Sonettdichtung vorführe. Daß dies aus dem Inhalt sofort ersichtlich sei, müssen wir geradezu leugnen. Unser Gedicht ist freilich ein Sonett, handelt aber gar nicht von dieser Kunstform. Entschieden willkürlich ist die Behauptung, beide Gedichte machten durchaus den Eindruck, daß sie bald nach einander geschrieben seien, und von unserm Gedichte liegt thatsächlich vor, daß es nicht später als im Frühjahr 1801 gedichtet sei, wogegen ein Grund, das vorige in das Jahr 1800 zu setzen, nicht vorhanden ist.

3. Vorschlag zur Güte.

Gedruckt in der zweiten Ausgabe unter den Liedern, wo zwischen unserm Gedicht und 1 noch Perfektibilität (7) steht. Die Zeit der Abfassung dieses lustigen Spottes ist nicht zu bestimmen; denn die Vermuthung v. Loepers, daß es durch das Ehescheidungsgesuch der Gattin A. W. Schlegels veranlaßt sei, das Goethe 1803 bis 1804 gelesen, steht auf schwachen Füßen. Die wohl von Riemer stammende Ueberschrift scheint nicht recht treffend. Es tritt hier die frivole, Goethe widerwärtige Ansicht von der Ehe, welche diese nur als einen Vertrag auf Kündigung betrachtet, in ihrer Leichtfertigkeit hervor. Die Geliebte überwindet des Geliebten Abscheu, der seine Liebe frei ausspricht*),

*) Nichts anders liegt in Str. 1, nicht etwa das Anerbieten einer Gewissensehe.

vor der ihm widerwärtigen Heirat durch die Hindeutung auf das leichte Auskunftsmittel der Scheidung. Beide haben keine Ahnung von der Heiligkeit der Ehe. In den Wahlverwandtschaften, deren Grundlage Goethes höhere Ansicht von der Ehe bildet, vertritt der Graf (I, 10) ihre Auflöslichkeit. „Die Heiraten haben etwas Tölpelhaftes", bemerkt er, „sie verderben die zartesten Verhältnisse", und er billigt den Vorschlag eines Freundes, die Ehen sollten nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Eine gleiche Leichtfertigkeit tritt in Wielands Erzählung Freundschaft und Liebe auf der Probe in dem von ihm und Goethe herausgegebenen Taschenbuch auf das Jahr 1804 hervor. Durch diese könnte Goethe etwa zu unserm Scherze veranlaßt worden sein; mit den Wahlverwandschaften, deren Plan erst 1808 fällt, hängt das Gedicht nicht zusammen. Bei dem Abscheu vor dem Heiraten (9) könnte man an das Schalklied „Weine, weine nur nicht" bei Simrock 203 denken, das schließt „Aber heiraten ist nie mein Sinn." Goethe, der dies aus dem Wunderhorn kannte, fand darin, wie er im Jahre 1806 äußerte, leidlichen Humor, nur schien es ihm etwas plump.

4. Vertrauen.

Unser lebhaftes, launig behandeltes Gespräch wurde erst in die dritte Ausgabe, und zwar an dieser Stelle, aufgenommen. Nach v. Loepers auf nichts beruhender Vermuthung wäre es erst kurz vor dem Druck entstanden. Aber Riemer könnte es in Goethes Papieren gefunden haben, als er diese 1814 zum Zwecke der Bereicherung der neuen Ausgabe durchsuchte. Am 5. Januar 1814 heißt es im Tagebuch: „Riemer (kam), kleine Gedichte aus=

gesucht und revidirt.“ Bei der Liebe kommt es vor allem auf Vertrauen an; der Glaube, innig geliebt zu sein, ist es, der glücklich macht. Vgl. venediger Epigramme 100, zahme Xenien IV, 60. Die Ausführung, besonders die Schilderung, wie der Liebende bei der leisesten Aeußerung eines Verdachts in äußerste Hitze geräth, völlig übersieht, daß der andere nur im allgemeinen gesprochen, die Geliebte gar nicht kannte, ist höchst volksthümlich, wozu auch das gewählte Versmaß und dessen Behandlung wesentlich beitragen.*) Die Redenden waren früher durch A und B bezeichnet, aber bei B die Außerungen noch dazu mit Anführungszeichen versehen; es genügt sie durch einfache und doppelte Anführungszeichen zu unterscheiden.

5. Stoßseufzer.

Der erst in die zweite Ausgabe und zwar unter die Lieder aufgenommene Seufzer stammt wohl aus früherer Zeit. Am 1. April 1780 schrieb Goethe in sein Tagebuch; „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich.“ Bekannt ist des Sprichwort von Weibern, Wein und Würfelspiel, auf das auch Frau Marthe im Faust anspielt. Die Dumpfheit steht hier im andern Sinne als in Lied 83. Die wechselnde Länge

---

*) 1. Krähen in volksthümlichem Gebrauch für „schreien“. — Mir. Der einfache Dativ ist volksthümlich. R. M. Werners Aenderung Nur, die v. Loeper billigte, wäre weniger bezeichnend. — 8. Dem und jenem, wie gewöhnlich dieser und jener steht. Es ist keineswegs eine iterative Form, wie sie v. Loeper nennt, der sie mit der und der, zwei und zwei u. ä. vergleicht, da doch jener vielmehr der Gegensatz zu der ist. — Seltsam spricht v. Loeper von einem durch ein Nichts herbeigeführten Umschlag zu heftigen Reden; als ob die Verdächtigung der Treue der Geliebten (4) ein Nichts wäre!

der jambischen, viele Anapäste einmischenden Verse ist bezeichnend.*)

6. Erinnerung.

Zuerst im Sommer 1830 im Chaos, wohl kurz nach der Entstehung, gedruckt, dann in der Quartausgabe. Die Geliebte, welche auf die Erinnerung an die schöne Zeit ihrer Jugendliebe eingeht, kann den das Gespräch scharf abschneidenden Ausdruck, daß sie sich aneinander geirrt, nicht unterdrücken. Das Ganze gewinnt dadurch seine eigentliche Färbung, wenn wir es uns als Gespräch zwischen Eheleuten denken. Treffend ist das kurze drang (sich hingezogen fühlte), wie der durch das Ganze gehende knapp bezeichnende Ausdruck höchst wirkungsvoll. Vgl. Elegien II, 4.

7. Perfektibilität.

Schon unter den Liedern der zweiten Ausgabe**), in der dritten hier aufgenommen. v. Loeper weist die beiden Strophen der frühern weimarischen Zeit zu. Wider die Gegner, die so manches an ihm auszusetzen haben. Wäre er auch besser, als er ist, bei seinen Neidern würde es ihm nichts helfen.***) Wollen sie ihn besser, als sie selbst sind, so müssen sie ihm erst ihre

---

*) 1 beginnt anapästisch, dagegen 2 mit zwei freilich harten Jamben. — Aeltere Form ist verruckt, wie Goethe auch schlurfen, schlupfen und drucken statt der Formen mit ü aus dem Volkmunde beibehielt. — Vor Wär' ist 's zu denken, das nicht selten bei Goethe so am Anfange fehlt. Daselbst hat die zweite Ausgabe vergebnes, wofür die dritte vergebenes einführte.

**) Mit Recht sind dort die beiden letzten Verse in Anführungszeichen geschlossen, die schon die dritte Ausgabe wegließ.

***) Das sollen die Worte „Was wär' es?" bezeichnen, nicht, wie v. Loeper will: „Denn andere wären noch besser."

Mängel zeigen, durch deren Beseitigung sie besser werden sollen. Wollte er besser zu werden suchen als alle andern Mitbürger, so würde man ihn in der Stadt nicht dulden, es würde ihm gehn, wie dem Hermodorus, dem tüchtigsten Manne zu Ephesus, den seine Landsleute austrieben nach dem Spruche: „Wer unter uns der tüchtigste ist, der sei es anderswo und unter andern.“*) Das letztere, der Zielpunkt des Ganzen, deutet außerordentlich treffend auf das, was eben seine Gegner wider ihn selbst aufbringt: sie können ihm seine Größe nicht verzeihen. Goethe sagt anderswo: „Sobald die Welt einen Strebenden erblickt, erfolgt der allgemeine Ruf, sich ihm zu widersetzen.“

8. **Geständniß.**

In der Ausgabe letzter Hand unter den Xenien V, 55. Erst die vierzigbändige Ausgabe brachte die Verse hierher und setzte, was früher Ged. 4 stand, A und B statt Wir und Er. Höchst ergetzliche Abfertigung der Gegner. Er gesteht sich mancher Fehler schuldig, aber immer habe er sie dadurch wieder gut gemacht, daß er einen neuen Fehler begangen, auf den die Leute so versessen gewesen, daß sie des alten nicht mehr gedacht. Da versessen offenbar auf große Beliebtheit deutet, so können jene Fehler nur auf allgemein bewunderte Werke gehn; daraus ergibt sich, daß auch seine frühern Fehler beifällig aufgenommene Werke gewesen, und daß, wenn man ihm diese jetzt als Fehler vorwirft, man ihm sehr unrecht thut, da man sie damals allgemein als trefflich anerkannte. Aehnlich sind die zahmen

*) Strab. XIV, 12 p. 642. Cic. Tusc. V, 36.

Xenien, V, 83—87, die darauf deuten, daß man ihn auf den Stufen angegriffen, über die er selbst längst hinaus gewesen.

9. Schneidercourage.

Goethe gab das Scherzlied zu Teplitz im August 1810 an Zelter, der es schon an Goethes Geburtstag zu Dresden für die berliner Liedertafel setzte. Auf bloßen Versehen beruhte v. Loepers frühere Angabe, Goethe habe es am 18. April 1810 gedichtet, auf welchen wirklich Parabolisch 2 fiel. Es erschien zuerst in den von H. v. Kleist herausgegebenen berliner Abendblättern am 6. November 1810 in dem Aufsatz „Warnung gegen weibliche Jägerei" mit einer absichtlichen Aenderung des Schlußverses. Die dritte Ausgabe brachte es unmittelbar nach 7.*) Bloß der Anfang dieser Verspottung der Schneider ist einem Volksliede entnommen, wahrscheinlich nur die beiden ersten Verse mit dem betheuernden mein. In der jetzt gangbaren Form des Volksliedes heißt V. 2: „O sagt, wo fiel der Schuß?" Dem bangen Schneider widerfährt sein Recht; er fällt vor Schrecken in den Dreck, wie die durch die Schrotkörner getödteten Spatzen in die Schoten, an denen sie nagten. Verspottung der Bangigkeit der Schneider ist dem Volksliede geläufig. Vgl. bei Simrock 286. 291. Nachdem auch Reichardt das Lied gesetzt hatte, wurde

*) In der Liste von Goethes Liedern, die dessen züricher Freundin Bäbe Schultheiß vor 1786 angelegt hatte (sie enthält aber auch ein paar irrig Goethe beigelegte Lieder), steht auch Das Lied vom Schneider, das v. Loeper für das unsrige hält, was freilich nicht ganz unmöglich, wenn man eine spätere Erneuerung annehmen will. Es könnte ein wirklicher Schuß von Goethes Sohn zu Grunde liegen, dessen Knall einen furchtsamen Menschen zu Falle gebracht; dieser übte gern das Pistolenschießen im Hausgarten, der an eine Straße stieß.

es im hamburgischen Morgenblatt Orient vom 6. August 1812 unter dem Titel Der junge Jäger mit Goethes Unterschrift besonders gedruckt.

10. Katechisation.

Schon im wandsbecker Boten vom 26. Oktober 1773 ohne Goethes Namen, mit der Aufschrift Katechetische Induktion. Die Aenderungen, mit welchen das Gedicht in die dritte Ausgabe aufgenommen wurde*), finden sich schon in der Abschrift der Frau von Stein, noch nicht in Goethes Sammlung von 1777 (H 2). — Spott auf die ungeschickte Anwendung der sokratischen Methode. Der Lehrer will vom Kinde etwas herausbringen, was diesem fremd ist: der Gedanke, daß alles vom lieben Gott kommt, liegt diesem fern, er muß ihm erst beigebracht werden. Natürlich sucht der bedrängte Junge, nachdem ihm das Zurückgehen auf den Großpapa nichts geholfen, sich so gut zu helfen, wie es geht. Daß wider Willen des Fragenden dem Kinde mißliebige Wahrheiten entlockt werden, wie z. B. Karl Grün hierin das berüchtigte: La proprieté c'est le vol finden will, liegt durchaus fern. Es könnte eine Anekdote zu Grunde liegen, wie beim Gedicht Gesellschaft (30). Auch v. Loeper meinte noch, „daß Kindern wider Willen des Lehrers im Wege katechetischer Induktion die gefährlichsten Wahrheiten entlockt werden können (?), dieser Gedanke läuft nebenher und mäßigt den Ernst des Sinnes durch dichterisches Spiel (?)." Der ungeschickte Frager wird durch die verzweifelte Antwort des gequälten armen Jungen beschämt.

*) 4 Woher statt von wem und 5 Nicht doch! Woher statt des einfachen Von wem?

11. Totalität.

Erst in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 10 mitgetheilt, aber wahrscheinlich viel früher gedichtet. Feiner Witz und Lebensart thun es nicht allein, ein rechter Kavalier muß vor allem ein kräftiger Mann sein, um sich zu schützen, was sich so von selbst versteht, wie daß er noch manches andere besitzen muß, was der Schluß humoristisch bezeichnet. Seltsam bezieht v. Loeper diesen auf einen Rittersitz. Derselbe faßt das Ganze in dem Sinne: „Die Verfeinerung der Kavaliere ist zu loben; was aber ist ein Ritter ohne tapfere Faust und Rittersitz!" Vielmehr lehrt Goethe: „Witz und Scherz empfehlen den Ritter den Frauen, aber dem echten Ritter dürfen Kraft und manche andere Eigenschaften nicht fehlen." Darauf deutet auch die Ueberschrift Totalität, die freilich von Riemer stammen dürfte, aber wenigstens von Goethe gebilligt wurde. Nach V. 1 ist Komma zu setzen, da sonst die beiden ersten Verse als allgemeiner Satz zu fassen wären, was zum folgenden nicht stimmt. Vielleicht deutete ursprünglich die Ueberschrift (etwa Herr N. N.) auf eine bestimmte Person; dann bedürfte es freilich nicht des Kommas nach 1.

11a. Das garstige Gesicht.

Viehoffs an sich unwahrscheinliche Vermuthung, die hier gemeinte Lotte sei Charlotte Buff in Wetzlar, ist durch den Briefwechsel zwischen Goethe und Kestner zur Thatsache erhoben worden, nur war diese zur Zeit des Gedichtes bereits mit Kestner vermählt. Die Verse waren dem Briefe Goethes an diesen vom 15. September 1773 beigefügt, worin es heißt: „Im Couvert sind Verse; die wollt' ich zu einem Porträt von mir an Lotten

legen; da es aber nicht gerathen ist, so hat sie inzwischen das, bis auf weiters." Den 31. August 1774 erfolgte die Sendung seiner Silhouette an diese selbst mit den wenig veränderten, an Lotten überschriebenen Versen; zwei andere Silhouetten an Zimmermann und die Familie Meyer in Hannover waren beigelegt. „Küß mir den Buben", schrieb er. „Und wenn ich kommen kann, ohne viel zu reden und schreiben, steh' ich wieder vor dir, wie ich einst von dir verschwand, darüber du dann nicht erschröcken noch mich ein garstig Gesicht schelten magst." Garstig Gesicht war ein gangbarer Ausruf über denjenigen, der einen durch sein plötzliches Erscheinen erschreckt hatte. Friederike hatte einmal dem Dichter in einem ähnlichen Falle zugerufen: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!" Goethe hat vielleicht bei seiner Erzählung dieses Vorfalls in Wahrheit und Dichtung das volksthümliche garstig Gesicht gemildert. Als er die Verse in die dritte Ausgabe an dieser Stelle aufnahm (zwischen 11 und 11a standen dort die Hexameter über des Musäus physiognomische Reisen, Antiker Form sich nähernd 25), legte er die erste Fassung zu Grunde.*) Der Gegensatz ist so hübsch gedacht wie launig ausgeführt.**)

*) Hier stand 1 seligen, 5 von Kopf, 6 Herrn ehrwürdig, wohlgeboren, 7 seine Mienen, 13 die lange Nase sehn, 14 Augen Blick und Wehn, 15 Es. Die zweite Fassung zeigt folgende Abweichungen von der ursprünglichen: 1 selgen, 2 Pastor, 6 Herrn hochwürdig, 12 schicke (dann ausgestrichen) meinen Schatten, 13 die lang, 14 „Der Stirne Drang, der Lippen Flehn", 15 's. V. 14 der zweiten Fassung, die ihm eben zur Zeit der Aufnahme nicht vorlag, verdient wohl den Vorzug.

**) Lobesan, gangbare ehrenvolle Anrede, wie Mephisto den Faust Magister Lobesan spöttisch anspricht. Das aus lobesam (bei Otfried und Notker) abgeschliffene lobesan findet sich schon in ältern Liedern, auch im Theuerdank. Zu mit Kopf und Ohren vgl. zu Parabolisch 11, 7.

12. Diné zu Coblenz.

„Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstisch in Coblenz*) habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch mit ihrer Sippschaft in meiner neuen (dritten) Ausgabe stehn mögen", heißt es in Wahrheit und Dichtung. „Ich saß zwischen Lavater und Basedow; der erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis und der andere bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter, für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei." Die Verse sind mit bester Laune geschrieben, der Gegensatz zwischen Lavater und Basedow ist glücklich bezeichnet.**)

1. In Lavater sprach Goethe die Mittelsilbe lang. — 3. Helfer ist Lavaters Amtstitel; er war Diakon an der Waisenhauskirche zu Zürich. — 4. Setzt, vielmehr Setzt', wie auch 9 Eröffnet' zu schreiben ist. — Der schwarze Gaul ist aus der Offenbarung, wo nach und nach vier Pferde von verschiedenen Farben mit Reitern erscheinen; der auf dem schwarzen hatte eine Wage in seiner Hand (6, 5). — 6. Strich, ging los, volksthümlich vom Angreifen. — 7. Der Prophet, als Verkünder der Offenbarung. In der Ueberschrift heißt er *θεόλογος*, die Offenbarung selbst 1, 3 *λόγοι τῆς προφητείας*. — 9. Das Eröffnen der Siegel mit Bezug auf das Lamm, das die sieben Siegel des

*) Am 19. Juli 1774 im Gasthof zu den drei Reichskronen.

**) Abschriften von Luise von Göchhausen bieten Schreibfehler; denn auch der Ausfall von es 25 könnte Versehen sein und heilgen 11 statt heiligen dürfte sie abweichend von ihrer Vorlage geschrieben haben. Irrig ist die Datirung: „Bad Ems halb Juli 1774." — 15 muß statt Hatte das alte Hätt' (vgl. zu Lied 9, zu vermischte Ged. 64) stehn. Hatt' schrieb unten 27 die Göchhausen aus Versehen. Der Ausfall von es 25 könnte auch Versehen sein.

Buches eröffnet. Lavater deutete die Räthsel der Offenbarung. — 10. Theriaksbüchsen. Theriak, den man aus fast siebzig Arzneimitteln bereitete, stand an manchen Orten als Gegengift damals noch in hohem Ansehen; die Eröffnung der Büchsen erfolgte in Gegenwart der Behörden mit großer Vorsorge. — 11 f. Offenb. 21, 15 f. „Und (der Engel), der mit mir redet', hatte ein gülden Rohr, daß er die Stadt (das neue Jerusalem) messen sollt', und ihre Thore und Mauern. Und die Stadt liegt vierecket und ihre Länge ist so groß als die Breite." Nach der Angabe der Länge, Höhe und Breite der Stadt und des Stoffes der Mauern und ihrer Gründe heißt es: „Und die zwölf Thore waren zwölf Perlen und ein jeglich Thor war von einer Perlen." Hiernach erwartete man „die Perlenthore". Die Thore werden nicht gemessen. — 16. Basedow heißt Vater seines Alters wegen; er war 18 Jahre älter als Lavater, 25 älter als Goethe. Auch in unsern Versen finden sich mehrfach harte Anapäste, wie [Lava]ter und Ba[sedow, 10 Wie man Theriakbüch[sen], 16 Vater Basedow un[ter], 17 [ei]nen Tanzmei[ster.

Die vier letzten Verse schrieb Goethe, wie er in Wahrheit und Dichtung sagt, „in irgend ein Album, wie sie fürder nach Köln zogen".*) Aus Lavaters Tagebuch ergibt sich, daß Goethe bis Vallendar vorausging, während Lavater und die übrigen zu Schiffe fuhren. Später erhob sich ein Sturm; sie stiegen aus und gingen bis Bendorf zu Fuß. Auf diesen Weg müssen sich Goethes Verse beziehen. Lavater berichtet bloß:

*) In Wahrheit und Dichtung, wo die Verse zuerst stehen, findet sich Sturm statt Geist. Sturm soll auf die Raschheit, nur Feuer auf den heiligen Eifer gehen.

„Unterwegs sprach Bentzler und der ehrliche Weidemann mit mir von Atheisten, Naturalisten, Christen überhaupt, rechten Christen, von dem Glauben an die Auferstehung." Bei den Propheten (Prophete ist mundartliche Form) denkt man an Lavater und Basedow, wonach Lavater als Prophet der Wunder neben Basedow als Prophet der Aufklärung gelten würde, doch könnten die Verse sich auch auf das eben angeführte Gespräch beziehen. — Wie nach Emmaus. Zwei Jünger, von denen einer Cleophas hieß, gingen nach Luk. 24, 13 ff. in den Flecken Emmaus; Jesus, der ihnen auf dem Wege erscheint, schilt ihren Unglauben, er spricht von Moses und den Propheten und legt ihnen aus, was die Schrift von seinem Leiden und seiner Auferstehung vorausgesagt.

13. Jahrmarkt zu Hünefeld.

Auf der Rheinreise, die Goethe nach der ersten Besiegung Napoleons erleichterten Herzens antrat, kam er in das zwei Meilen vor Fulda liegende Städtchen Hünefeld. Goethe schrieb Hünfeld. Das Tagebuch berichtet am 25. Juli: „Fünf Uhr von Eisenach. Herrlicher Tag. Berka Fach (Vacha an der Werra). Hünfeld, Jahrmarkt." Seiner Christiane schrieb er: „In Hünfeld fand ich Jahrmarkt und bemerkte einige Späße." Das letztere bezieht sich auf den Inhalt unseres Gedichtes. Die Verse wurden gleich in die dritte Ausgabe aufgenommen.*)

---

*) 8. wär's kann man freilich als volksthümliche Form halten, aber da es zweideutig, möchte wohl war's zu schreiben sein, wie 16 kein' statt keine, 17 Erwarteten statt Erwarten, 21 will's statt will es. Die Verse sind oft hart. Anapästisch sind 6 überliefert, das ging, 11 Wollten

Mit den physiognomischen Künsten, in denen Lavater gar weit ging, scherzt das Gedicht, ist wenig zu erreichen. Er selbst spottet auch am Anfang über seinen stolzen Glauben, daß er noch viel Vertrauen zu seiner Kunst habe. Als ich mir vorsetzte, noch einmal meine Physiognomik zu versuchen, bemerkte ich nichts als die charakteristischen Zustände der einzelnen Stände und Klassen, wozu es keiner Physiognomik bedarf.*) Die Soldaten waren, da die schweren Tage des Kampfes vorüber, ganz wohlgemuth und wollten sich nicht von neuem quälen, sondern sich vergnügen; sie hatten es auf die Dirnen abgesehen, welche der bunte Rock anlockte. Die andern, Bauer und Bürger, waren wegen der drückenden Zeiten, da alles aufgezehrt war, verstimmt und in banger Erwartung der Zukunft**); die Jungen sahen dumm drein, nur in den Mädchen lebte noch frischer Muth und frohe Hoffnung, da sie sich durch nichts einschüchtern lassen, weil sie die Ueberzeugung beseelt, daß sich alles wieder finden, die Welt doch fortgehn, sich, wie bisher, erhalten und vermehren werde. Besonders glücklich ist der Schluß gewendet. Der Spott auf

---

sich und einer neu[en], 21 guter Hoff[nung] und [o]der will's wer[den]. Häufig beginnt ein eigentlich trochäisches Wort, wie 2, 5, 8, 13, 15, 19.

*) Er hatte gemeint, hier, wo Leute von nah und fern zusammenkamen und zwar in so aufgeregter Stimmung, könne es an reichen Beobachtungen nicht fehlen. — Traulich. Wir wissen, daß er ihm alle Entdeckungen, die er gemacht zu haben glaubte, aufgeschrieben hatte. Es ist bezeichnender, als treulich sein würde. — Das, was er zu können sich vermaß.

**) „Hatten keine Ehre eingelegt", sie mußten, was sie hatten, ruhig hergeben, ohne Ehre davon zu haben, wie die Soldaten, die selbstbewußt ihrer Thaten sich freuten. — Was da käme, wem ihr Land zufallen werde. Das Großherzogthum Frankfurt, zu dem zuletzt auch Fulda gehört hatte, war aufgelöst, und man war gespannt, welchem Staate der Kongreß nach seiner saubern Seelenlehre und Willkür das Land zutheilen werde.

seine physiognomischen Prätentionen, denen er schon lange entsagt hatte, dient nur als Einleitung zu den sonstigen Beobachtungen auf dem Jahrmarkt. Der hanssachsische Ton ist meist gelungen, am wenigsten zu Anfang.

14. Versus memoriales.

Am 1. Januar 1782 in guter Laune für Frau v. Stein hingeworfen und im 22. Stücke des tiefurter Journals unter der Ueberschrift Beitrag zur Kalenderkunde gedruckt, dann 1811 in das erste Heft der berliner Gesänge zur Liedertafel mit der jetzigen Aufschrift*), 1814 in die dritte Ausgabe aufgenommen. Die lateinischen Worte sind die kirchlichen, meist aus den Anfangsworten der an denselben gesungenen Collekten genommenen Bezeichnungen der Sonntage von Fastnacht bis Pfingsten.**) In einem Kalenderspruch über die Schnepfenjagd werden ähnlich lateinische Namen der Sonntage von Reminiscere bis Quasimodogeniti gebraucht zur Bezeichnung der für jene Jagd wichtigen Zeiten. Goethe dagegen gab eine scherzhafte Auslegung der wunderlichen lateinischen Namen der Sonntage vom Anfange der Fastenzeit bis Pfingsten, wobei er

*) 2 steht hier die Aenderung „mir juckt die Haut", die sich Zelter erlaubte, da das Lied von seiner bloß aus jungen Männern bestehenden Liedertafel gesungen werden sollte.

**) Invocavit heißt „Er rief an", Reminiscere „Erinnere dich", Oculi „Die Augen", Laetare „Freue dich", Judica „Richte", Palmarum „Sonntag der Palmen", Quasimodogeniti „Wie ebengeborene", Misericordias „Barmherzigkeit", Jubilate „Jubelt", Cantate „Singet", Rogate „Betet", Exaudi „Erhöre". Ostern ist durch die Ostereier, Pfingsten durch den heiligen Geist (Spiritus) bezeichnet.

die Kenntniß der Bedeutung der fremden Worte voraussetzt. Zum Schluß freut sich der Dichter, daß Pfingsten der letzte der von ihm zu bezeichnenden Sonntage ist. Der nächste Sonntag ist Trinitatis, von dem alle folgenden bis zum Advent gezählt werden, wie am Anfange des Jahres mehrere von Epiphanias an. Dem Sonntag Invocavit gehen voraus Septuagesimä, Sexagesimä und Esto mihi. Dem Dichter paßte zu seinem Zwecke als Anfang am besten das Invocavit, das er freilich zur ersten Person der Mehrheit machen mußte. Bei den fünf ersten Versen scheinen Mädchen redend gedacht zu werden, bei 6—8 wird auf das Fest Bezug genommen*), der Schluß ist allgemein gehalten. Die jetzige Ueberschrift deutet auf die Denkverse in ältern Lehrbüchern, besonders lateinischen Grammatiken. Die Untermischung mit lateinischen Wörtern hatte auch in deutschen Liedern eine ziemlich weite Verbreitung gefunden.

15. Paulopostfuturi.

Weinet nicht, geliebte Kinder,
Daß ihr nicht geboren seid!
Eure Thränen, eure Schmerzen
Thun dem Vaterherzen leid.
Bleibt nur noch ein kleines Weilchen
Ungezeugt im Stillen ruhn;
Kann es nicht der gute Vater,
Wird es eure Mutter thun.

---

*) Quasimodogeniti, wie eben geborene ganz junge Leute. In einem Briefe vom 6. Februar 1770 an einen wenig ältern Freund schreibt der junge Dichter: „Wenn unter meinen Liedern (dem leipziger Liederbuch) Ihnen etwas gefallen hat, so freut michs. Daß ich mit der Zeit was besseres machen werde, hoffe ich; mit uns Quasimodogenitis muß man Geduld haben“.

Das 1784 fallende Gedicht erschien zuerst in den nachgelassenen Werken, ward dann in der Quartausgabe unter Epigrammatisch aufgenommen, in der vierzigbändigen Ausgabe übersehen. Nach Riemer (I, 260) wäre es eine feine Persiflage eines ärztlichen Gutachtens über eine zehnmonatliche Schwangerschaft nach des Mannes Tode. Nach römischen und dem jetzt bestehenden Recht ist derjenige nicht erbberechtigt, der im elften Monate nach dem Tode des Vaters geboren worden. Hier redet offenbar der Vater die erst nach seinem Tode zu erzeugenden Kinder an. Bei einem während des zehnten Monates nach dem Tode des Vaters geborenen Kinde ist ein ärztliches Gutachten ganz unnöthig. Man müßte demnach annehmen, ein Arzt habe ein Gutachten wegen eines nach dem zehnten Monate geborenen Kindes abgegeben, das freilich rechtlich ohne Bedeutung war. Das Gutachten müßte behauptet haben, es könne eine Zeugung in gewissen Fällen durch die Mutter erfolgen, was unter so mancherlei Thorheiten damals geäußert worden sein mag. Nach einer Aufzeichnung Riemers, deren ich mich nur ungenau erinnere, wäre dies in einer damaligen ärztlichen Zeitschrift geschehen, und darauf bezöge sich das Gedicht. Vielmehr scheint es die seltsame, damals irgendwo aufgestellte Lehre zu treffen.

16. Neue Heilige.

Die 1786 gedichteten, aber erst in die dritte Ausgabe mit der jetzigen Ueberschrift aufgenommenen Verse beziehen sich auf die in die Halsbandgeschichte verwickelte Marie Nicole le Guay, genannt Oliva, von deren Vertheidigungsschrift Goethe am 13. April 1786 an Frau von Stein schrieb: „Alle Märchen,

sobald sie erzählt sind, haben den Reiz nicht mehr, als wenn man sie nur dunkel und halb weiß." Man hatte sie nebst ihrem Geliebten in Brüssel ergriffen. Ihre Reue und ihre Thränen, ihr Zustand als junge zärtliche Mutter und die Wahrscheinlichkeit, daß sie vom Zusammenhange der Sache nichts gewußt, wandten ihr die Theilnahme der Welt zu. Die Verse scheinen vor ihre am 31. Mai erfolgte Freisprechung zu fallen. Ursprünglich stand 3 um Fromme, 7 Marien und Magdalenen. Goethe hat die Oliva im Großcophta in der Nichte dargestellt.*) Er wußte wohl gar nicht, daß es wirklich eine Heilige dieses Namens gab, die im Mittelalter große Verehrung genoß.

17. **Warnung**.

Die Verse, welche Goethe im Dezember 1778 geträumt hatte, theilte er sofort der Frau von Stein mit; sie erschienen mit mehrern Veränderungen in der dritten Ausgabe.**) In Shakespeares Sommernachtstraum läßt der Elfengott Oberon die Augen seiner Gattin so verzaubern, daß sie von sehnlichster Liebe zu dem, was sie beim Erwachen zuerst erblickt, ergriffen werde; ihr erster Blick fällt auf den mit einem Eselskopf versehenen Klaus Zettel (so heißt der Weber Bottom in Wielands

*) Alle schöne Sünderinnen (1), alles, was solche anziehend machen kann. Die Verse spotten auf die Berühmtheit, welche die neue schöne Sünderin erlangt hat.

**) Ursprünglich stand 1 „Wie einst Titania im Traum- und Zauberland", 2 im Schoße, 3 „Sollst du erwachend bald für alle deine Sünden". Die mit Bleistift geschriebene Handschrift befindet sich im großherzoglichen Hausarchiv zu Weimar; leider ist eine unkundige Hand den Zügen mit Tinte nachgefahren.

Uebersetzung), den sie auf ihr Lager nimmt; beschämt sieht sie, als Oberon den Zauber gelöst hat, wen sie geliebt. Die, wie sämmtliche Elfen, jeder Gemüthlichkeit entbehrende Titania mußte freilich Goethe, der in Frau von Stein eine so tief sein innerstes Wesen erschauende, zart empfindende, beruhigende und erhebende Seele gefunden hatte, ein schlechter Ersatz scheinen.

18. **Mamsell N. N.**

Das Epigramm war unter den Reimen, mit denen Goethe seinen Brief an Schönborn vom 4. Juli 1774 schloß. Setzt Varnhagen v. Ense es in das Jahr 1772, so kann er dies unmöglich, wie v. Loeper annimmt, aus diesem Brief geschlossen haben, wahrscheinlich wußte er es durch den 1775 mit Goethe in Offenbach bekannten protestantischen Pfarrer L. Ewald. Zuerst in der vierzigbändigen Ausgabe. Das Beispiel ist vom Hausherrn des Evangeliums (Luk. 14, 16 ff.) hergenommen*), der Sinn des Vergleichs unverkennbar, nur die nicht belangreiche persönliche Beziehung noch nicht gegeben. Der kurze vierte Vers nach dem gegen die beiden ersten gewachsenen dritten ist von launiger Wirkung. Nicht zu entschuldigen war der Leichtsinn, der v. Loeper die Vermuthung eingab, Goethe habe die Verse geschrieben im Unwillen über Frau von La Roche, weil sie die Verheiratung ihrer Tochter Maximiliane an den schon ältern Kaufmann Brentano betrieben hatte.

---

*) Vor Krüppel sollte noch die stehen, um die Endung in Lahmen nicht als Reimnoth erscheinen zu lassen. Die Bibel nennt „die Armen und Krüppel und Lahmen".

19. Hauspark.

Am 28. April 1797 hatte er Schiller die beiden letzten Strophen eines Gedichtes Die empfindsame Gärtnerin gesandt, das unvollendet liegen blieb; zum Abschluß kam es erst 1826. Riemer, der dafür einen Titel ausdenken sollte, schlug den jetzigen vor, da er Goethes Abneigung gegen Parkanlagen am Hause statt eines Blumen- und Gemüsegartens kannte; aber das Gedicht dürfte doch eher auf einen vor dem Thore liegenden Garten passen. Die Ausgabe letzter Hand brachte es im dritten Bande unter der Abtheilung Lyrisches, als Pendant zu Musen und Grazien in der Mark (Gesellige Lieder 18). Das Mädchen will von der französischen Gartenanlage nichts mehr wissen*), da ihre Gespielinnen ihr den englischen Geschmack angepriesen haben, bei dem man so schwärmerisch die Natur genießen könne. Da es sich aber selbst sagen muß, die Mutter werde auf eine solche völlige Umgestaltung nicht eingehn, so wünscht es, daß sie in diesem Jahre wenigstens nicht mehr den als höchst gemein ihr verhaßten Kohl pflanze. Auf diese Spitze jener beiden Verse, hatte es der Dichter besonders abgesehen, als er 1797 das Gedicht entwarf. Das Mädchen beruft

*) Zu dem hier verabscheuten französischen Geschmack vgl. im zweiten Theil des Faust Akt IV, wo Mephisto nennt „Vor grünen Wänden Sammetmatten (Beete), Schnurwege, kunstgerechte Schatten" (Schattengänge). Auch die Mauern, an denen Spalierbäume sich hinziehen, gehörten zur Gartenanlage. Alles dieses wird als eine Lächerlichkeit (ein Jux) bezeichnet. v. Loeper nimmt Jux hier als Quark, welche Bedeutung von der andern Schmutz hergeleitet wird. Nicht als werthlos verachtet das Mädchen den Kohl, sondern als eine Albernheit, der sie sich schämen müßten. Jux macht hier einen höchst glücklichen Reim auf den Bux, den prächtigen Zierbaum von kräftigem Holz. Vgl. Lilis Park 73.

sich auf eine Aeußerung des beliebten Liederdichters Claudius, der in seiner „Serenata, im Walde zu singen", der künstlichen Parkanlagen der reichen Leute gedenkt, wo der Gärtner mit der Scheere arbeite. Im Tutti heißt es dort „Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz," und im Tuttissimi: „Ist purer puter Schneiderscherz." Die Sucht nach englischen Parkanlagen hatte Goethe schon 1777 im Triumph der Empfindsamkeit in der dort den vierten Akt beginnenden Rede des Askalaphus verspottet. Vgl. auch in den Wahlverwandtschaften II, 8 und die dort am Anfange beschriebenen Anlagen, dagegen den Küchengarten in Goethes zweiter Epistel. Schon Justus Möser hatte sich in dem „Briefe der Frau Anglomania an ihre Großmutter" gegen die Sucht nach englischen Anlagen gewandt. „Sie sollen jetzt Ihre kleine Bleiche, den Obstgarten, das Kohlstück suchen", heißt es hier unter anderm. „Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige kleine Wege schlängeln, verwandelt."

20—22. Mädchenwünsche. Verschiedene Drohung. Beweggrund.

Alle drei wurden aus dem leipziger Liederbuch in die nachgelassenen Werke als Jugendgedichte mit veränderten Ueberschriften*) aufgenommen. Die Quartausgabe gab sie mit

---

*) Die Verse Mädchenwünsche waren Wunsch eines jungen Mädchens überschrieben; Verschiedene Drohung und Beweggrund hießen das Schreien. Nach dem Italienischen und Liebe und Tugend. Die Angabe „Nach dem Italienischen" darf eben so wenig bezweifelt werden, wie bei Amors Grab (11) das „Nach dem Französischen." Vgl. zu Lieder 32.

einer Abweichung*) unter den Liedern, unmittelbar nach dem ebendaher stammenden Der Misanthrop (Lieder 24): erst die vierzigbändige Ausgabe stellte sie hierher, mit veränderter Ordnung, da 20 ursprünglich schloß. Alle drei fanden sich schon in der Sammlung, die Goethe, ehe er Leipzig verließ, der Tochter des Malers und Akademiedirektors Oeser gegeben. Diese zeigt einige Abweichungen.**) In 20 dürfte ursprünglich der vorletzte Vers geschlossen haben erst da, so daß auch die beiden letzten Verse reimten, aber bei der Veränderung der Reim nicht beachtet wurde.***)

---

*) 22, 7 So hat statt Da hat. So hat schon das Liederheft von Fr. Oeser. v. Loeper zog hier Da vor, obgleich dadurch der Gleichklang mit demselben Verse der zweiten Strophe verloren geht. Freilich scheint Goethe Da geändert zu haben, um die Widerholung des So zu vermeiden, aber auch Strack hält das für weniger bedeutend als das Entsprechen von V. 7 in beiden Strophen.

**) 20, 1 steht hier Ach statt O, 9 f. „Da schickt man zum Schneider, Gleich bringt er die Kleider", 21, 1 Jüngst, 8 Damit dich, 21, 10 kleine statt gute.

***) Zum einzelnen bemerken wir noch folgendes: 20. Das junge Mädchen wünscht nur verheiratet zu sein, um es so gut zu haben wie Mama. Gusto war damals der allgemeine gangbare Ausdruck für Geschmack. Gottsched spottet darüber, daß man den bildlichen Gebrauch von Geschmack durchaus nicht leiden wolle, da man doch goût und gusto sich gefallen lasse. — 21. Mädchen war, wie Strack bemerkt, die häufigste Bezeichnung der Geliebten bei den Liebesdichtern der siebziger Jahre, Geliebte (6) ist klopstockisch. Auch Liebster, Liebste braucht Goethe schon in Leipzig. In 4 ist die Umstellung droht sie statt sie droht durch den vorhergehenden Ausruf ach! veranlaßt. — 22. Man vergleiche zu dieser bittern Auslassung über den Erfolg der sittlichen Belehrung der warnenden Mutter das Selbstgespräch Alcests in den Mitschuldigen II, 5.

23. 24. **Unüberwindlich. Gleich und Gleich.**

Die beiden Scherzsprüche wurden erst 1833 unter den vermischten Gedichten ohne Ueberschrift gedruckt. In umgekehrter Folge brachte sie die Quartausgabe nach zwei Sprüchen, auf die allein die Ueberschrift Ländlich sich beziehen kann, auch die vier ohne Ueberschrift folgenden, von denen die beiden letzten die unsern sind. Erst die vierzigbändige Ausgabe fügte die jetzigen Ueberschriften hinzu. In hübsch durchgeführtem Gegensatze hören wir den von beiden Leidenschaften Gequälten klagen, wie er, trotz aller guten Vorsätze, weder der Flasche noch der Geliebten widerstehn kann; letztere habe ihn häufig so unerträglich behandelt, daß er verschworen hat, je zu ihr zurückzukehren, und doch könne er ihrem Blick nicht widerstehn.*) Die erste Strophe steht eigentlich nur als Vergleich. Eben hat er die Geliebte wieder gesehen, zu der er sich unwiderstehlich, mag sie ihn auch wieder verrathen, hingezogen fühlt. Die biblische Geschichte (Richter 16, 4—19), die Goethe auf einem Gemälde in Verona trefflich gedacht und ausgeführt gesehen hatte (Brief vom 17. September 1786), ist geschickt benutzt. In der zweiten Strophe klingt Falschen (2) an Flasche der ersten an. Den Grund des Wechsels am Anfange des dritten Verses (Und doch bin ich statt Bin ich doch wie) erkennt man nicht. —

---

*) Es schwebt dabei wohl die berühmte Stelle aus dem Eunuch des Terenz vor I, 1, auf die sich Horaz sat. II, 3, 259—271 bezieht. Dort hat die Buhlerin ihren Liebhaber eines andern willen ausgeschlossen und wegen dieser Untreue will er nichts mehr von ihr wissen, als sie ihn am nächsten Tage zu sich einladet. Doch der Sklave Parmeno sagt ihm, sein Entschluß sei schön, nur werde er nicht die Kraft haben, ihn auszuführen: wer lieben wolle, müsse auch die Beschwerden der Liebe tragen, wozu auch Beleidigungen gehörten.

Der zweite Spruch führt im leichten Volkstone aus, daß alles das sucht, wozu es paßt, auch für alles ein solches sich findet, aber das schönste Glück ist es, wenn im Frühlinge Gleich und Gleich sich gesellt, Jüngling und Jungfrau von Liebe schwärmen. Auf diese Spitze kommmt es dem Dichter eben an. Die Anwendung einer Reihe von sprichwörtlichen Redensarten entspricht dem Volkston. Bekannt sind die Sprichwörter: „Es regnet gern, wo es vor (schon) naß ist", „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu." An eine Verspottung der Ansicht, daß Gott alles mit weiser Absicht gemacht habe, ist nicht zu denken, wenn auch das Ganze launig gefaßt wird. Etwas ganz anderes ist es, wenn Goethe einmal gegen Eckermann die Ansicht verspottet, der Korkbaum sei gewachsen, damit wir unsere Flaschen propfen könnten. Vgl. auch Lieder 13.*) — 9. Gott hat bestimmt, daß für alles sich etwas findet, das zur Zeit zu ihm sich hingezogen fühlt. Das Sprichwort sagt: „Gleich sucht sich, Gleich findet sich". „Kein Töpfchen so schief, es findet sich ein Deckelchen darauf."

25. 26. Vergeblich. Frech und froh.

Von diesen einen entschiedenen Gegensatz aussprechenden Gedichten erschien das erstere in der Ausgabe letzter Hand zunächst nach den beiden Ländlich überschriebenen Vierversen (vgl. oben S. 88), das zweite schon in der dritten unter Epigrammatisch.**) Erst die vierzigbändige Ausgabe stellte die ersten

*) 7. Rühret, bewegt. — 9. Gift, Gabe. — 10. Zur Blüte trifft, von der Befruchtung. — 12. Gar geberdig, eigen für ungeberdig von den sonderbaren Geberden.

**) In 25, 4 hat sich in der Quartausgabe der später fortgepflanzte Druckfehler Aeuglein statt Aeugeln (Verliebter) eingeschlichen.

Verse nach. — Vergeblich ist der Seufzer eines Liebhabers, der keinen Muth fühlt, die Geliebte trotz der äußern Hindernisse sich zu erringen (vgl. Lied 21, Str. 3), wogegen der Dichter in Frech und Froh nichts von Liebesseufzern wissen will, sondern frischen Liebesgenuß fordert. Vielleicht ist das letztere als lustiges Paroli gegen das empfindsame Liebesgeleier der Dichter gerichtet. Erst später erhielt das Lied „Mit Mädchen sich vertragen" (Gesellige Lieder 12) unsere Ueberschrift.

27. Soldatentrost.

Erst in der dritten Ausgabe nach Goethes Handschrift hier gedruckt. Die Soldaten freuen sich, daß sie in dem Städtchen, wo sie einquartirt sind, weißes Brod getroffen haben, sind aber auch wegen der Zukunft unbesorgt, da, sollten sie auch anderswo schwarzes Brod finden, es an Mädchen nicht fehlen wird, die vielleicht weiß, wie die hiesigen schwarz, sind. Der Gegensatz ist schalkhaft ausgeführt. Bekannt ist das Sprichwort: „Ander Städtchen ander Mädel."

28. 29. Problem. Genialisch Treiben.

Das erstere, das Riemer in Goethes Papieren gefunden, ward wahrscheinlich am 18. November 1810 an Zelter gesandt. Goethe dankte diesem den nächsten 2. Mai für die „trefflich gerathene" Melodie. Das andere erhielt Zelter schon in Teplitz im Sommer 1810, und setzte es sofort als Kanon, aber gedichtet muß es vor der Reise nach Italien sein, da es schon im Verzeichniß der B. Schultheiß steht, die es mit den beiden ersten Versen (1 denn ohn' statt des weniger passenden ohne) bezeichnet.

Zuerst wurden beide 1811 gedruckt im ersten Heft der berliner Gesänge der Liedertafel, das letztere Kanon überschrieben, das erstere mit der jetzigen Aufschrift. Die dritte Ausgabe brachte sie hier. Von Problem geben die drei letzten Verse die Auflösung. — Man findet es rätselhaft, daß es so sonderbar in der Welt gehe, Willen und Kraft vorhanden seien, und (dies müssen wir aus V. 1 entnehmen) doch nichts zu Stande komme. Die Erwiderung verweist den Fragenden auf die Erfahrung: er solle nur sehn, wo etwas gedeihe und wo etwas zerfalle, und er werde finden im erstern Falle wirke Wille mit Kraft zusammen, im andern nicht. Diese Lösung ist freilich weit entfernt, überall zuzutreffen. — In Genialisch Treiben wird Diogenes (vgl. zu Antiker Form sich nähernd 16) gleichsam als Schutzpatron des wechselnden Treibens (daher das Sanct) dargestellt. Bald ist es Ernst, bald Scherz, bald ist es Abneigung, bald Haß, bald dieses, bald jenes, und wenn es auch ein Nichts wäre, so ist es doch für ihn ein Etwas, das ihn in Bewegung setzt, und so geht es im Leben immer vorwärts. Der Redeweise „die Rolle des Diogenes spielen und sein Faß wälzen" bedient sich Goethe schon in einem Briefe an Fritz von Stein vom 14. August 1794; „seine Tonne (oder „sein Faß") wälzen" war eine ihm, auch in den Briefen an Schiller von den beiden folgenden Jahren, geläufige Bezeichnung für den Kreislauf seiner Beschäftigungen, die er auch das „Quodlibet", den „Zodiak" seines Lebens nannte. Der durchgehende Reim bezeichnet treffend das unabläſſige Treiben, wie das Zerfallen der Verse in zwei Hälften den Wechsel; die Wiederkehr der beiden Anfangsverse rundet das launige Gedenken seines stets bewegten Lebens glücklich ab. Die Ueberschrift hat einen Anflug von Humor, da

sie gleichsam in Gegensatz zu der gewöhnlichen Vorstellung tritt, die man sich von einem Genie macht.

30—32. **Hypochonder. Gesellschaft. Probatum est.**

Der erste der drei erst in der dritten Ausgabe hier hintereinander gedruckten Sprüche gehört früher Zeit an, da er sich schon in Goethes eigener handschriftlicher Gedichtsammlung vom Jahre 1777 findet.*) Die Zeit der beiden andern ist nicht näher zu bestimmen. Der mittlere paßt nicht in diese Verbindung, da es sich nur um eine charakteristische Anekdote von einem Gelehrten handelt.**) Im ersten spricht der Dichter aus, daß er bei allem Unmuth über die Menschen sie doch nicht hassen kann, wie sich zeigt, sobald er wieder nach einiger Zeit in die Welt tritt; im dritten zieht er, um nicht in Menschenhaß zu verfallen, sich auf einige Zeit in die Einsamkeit zurück. Vgl. Lied 82, 29 f.***) Auch Freund Merck that dies, wenn er sich verstimmt fühlte.

33. 34. **Ursprüngliches. Den Originalen.**

Beide in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 31. Der erste Spruch, dessen Entstehungszeit unbekannt ist, deutet

---

*) Dort steht 4, wie auch in der Abschrift der Frau von Stein, wohl richtiger sehn statt sehen; nur, wo er den weiblichen Versschlüß nicht vermeiden kann, gestattet er sich diesen. — 2 war zuerst Ich statt Man geschrieben.

**) 4 muß es sagt' heißen. Der letzte Vers ist einen Fuß länger. Hübsch bricht der Unmuth in dem noch einmal nachschlagenden und dem Teufel hervor.

***) Dazu thun, dazu mitwirken, im Sinne von „Abhülfe leisten" ist biblisch, wie Psalm 119, 126: „Es ist Zeit, daß der Herr dazu thue." Daß das Mittel sich bewährt habe, besagt die formelhafte Ueberschrift.

darauf, daß, je länger die Lehre eines Meisters von andern überliefert wird, immer mehr Fremdes sich ansetzt, weshalb es besser ist, sie an der Quelle zu schöpfen*), der zweite, ebenfalls ohne Ueberschrift, aber mit dem Datum des 4. November 1812 erhalten (Goethe=Jahrbuch IX, 303), straft die thörichte Anmaßung der Originalität. Gegen die einfältige Behauptung eines Künstlers, er habe alles von sich selber, äußerte Goethe einmal gegen Eckermann (1831), nur von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich dieses sagen. Vgl. die zahmen Xenien VI, 4 und zu Parabolisch 32.**)

35—37. Den Zudringlichen. Den Guten. Den Besten.

In dieser Folge zuerst in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 33. Wir wissen, daß die später mit der Ueberschrift Den Zudringlichen versehenen Verse „Teplitz, den 5. August 1812" datirt sind, die Zeit der andern ist unbekannt. Aehnlich fanden wir es 29—31. Der erste Spruch richtet sich gegen die Jüngern, die ihn gern zu ihrer Seite herüberziehen wollten,

*) 1. Widern, zuwider sein, auch in höherm Tone, wie bei Klopstock. So sagt auch Euphorion im Faust „Das widert mir." So schal tritt etwas hart zu widert als nähere Bestimmung. — 2. Quall, wie bei Opitz, jetzt noch mundartlich; so in Holteys schlesischen Liedern. — Die Reimnoth erzwang die Wortfolge bedeutend sehr. — 4. Der Vers gebietet fremden als zwei Kürzen zu lesen. — 5. Das Fortfließen will er ihm gern gestatten, nur mag er nicht weiter daraus trinken. v. Loeper scheint anzunehmen, A habe hier recht, aber dann wäre das ganze Gedicht nichtig. B hat recht, daß das Wasser hier so schal schmeckt, wovon er den Grund angibt. — Schmack, wie bei Luther, volksthümlich für Geschmack. Goethe braucht auch die Mehrheit die Schmäcke. So hat Goethe auch das biblische schwätzig.

**) Ein Quidam. Vgl. oben zu Parabolisch 9.

wohl zunächst gegen die Romantiker. In anderer Weise erklärte er sich gegen diejenigen, die ihm vorwarfen, daß er sich nicht vom Alten entfernen wolle, als ob das Neue gar kein Gewicht für ihn habe, zahme Xenien IV, 18. Vgl. oben 7, Parabolisch 32.*) — Die Guten, an welche sich der zweite Spruch wendet, sind diejenigen, die, da es ihnen Ernst ist, etwas Tüchtiges zu leisten, ihn um Rath fragen; er verweist sie aber an ihren eigenen Genius, dem sie folgen sollen, da sein Rath sie nur beschränken werde. Damit ist es ihm freilich nicht Ernst; er weiß wohl, daß sie doch seinem Rath nicht folgen werden, weil sie so voll von ihrem Genius sind.**) Der dritte Vers fordert sie auf, es nur einmal frisch zu versuchen. — Der Spruch Den Besten erklärt es für eine Freude, mit begabten Talenten zu wetteifern. 2 soll fern nicht etwa auf die Entfernung in die Zeit gehn, sondern auf die überragende Höhe ihrer Leistungen, die ihn nicht mit Neid erfüllt, wie man es ihm wohl den

---

*) 2. Weiden steht hier offenbar im Sinne von „genießen". In der Bedeutung laben (vermischte Ged. 10, 26. Sonette 7, 7) müßte euch, wo's stehn. Sonderbar versteht v. Loeper es „von der freien Bewegung — auf Weide gehn". — Alt geboren, alt von Geburt, wonach Goethe neu geboren bildete, wenn anders zu neu wirklich geboren gedacht wird.

**) Statt „einen Gott" erwartet man eher „den Gott" oder etwa „euren Gott", nach dem Worte des Ovid: Est deus in nobis, agitante calescimus illo. Schiller braucht so häufig Genius. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers Epigrammen Der Genius. Der Nachahmer. Genialität. Wunderlich entgegnet v. Loeper: „Mit Gott war nothwendig der unbestimmte Artikel zu verbinden; denn die Urheber der Erleuchtung (?) können verschiedene sein: Venus, Apollo, Minerva, Jupiter selbst." Keine Ahnung, daß hier Ovids Spruchvers vorschwebt. — Begeisten, wie auch sonst im Reim, statt begeistern. v. Loeper deutet „mit Sinn, Verstand, Talent erfüllen", da doch Ovids agitante calescimus illo vorschwebt.

Neuern gegenüber Schuld geben möchte (vgl. Sprichwörtlich 140), wogegen er darauf deutet, daß er freudig mit ihnen wetteifere. Bei den Abgeschiedenen, zu denen die lebendigen Neuen den Gegensatz bilden, ist besonders an die Alten zu denken, die er (Sprichwörtlich 68) die alten lieben Todten nennt, aber auch an die großen neuen Dichter.*)

38—40. **Lähmung. Spruch, Widerspruch. Demuth.**

Gleichfalls in derselben Folge zuerst in der dritten Ausgabe unmittelbar auf 36. Die unter Lähmung vereinigten Sprüche stehen ohne Ueberschrift auf einem besondern Blatte Goethes mit dem Datum: „Weimar, den 14. Januar 1814", das Goethe an Alwine Frommann in Jena sandte. Goethe stand seit dem 17. Dezember 1813 mit dem jungen Arthur Schopenhauer in näherer Verbindung und hatte ihn für seine Farbenlehre gewonnen, wozu er ihm seinen ganzen Apparat sandte. Am 13. Januar 1814 gedenkt das Tagebuch eines Besuches Schopenhauers bei ihm. Damals muß Schopenhauer in einem Punkte eine von ihm abweichende Ansicht geäußert haben, wodurch Goethes mißmuthige Verse veranlaßt scheinen. Am 26. wird wieder ein Besuch Schopenhauers erwähnt.**) Der erste Spruch besagt, es wäre gut etwas zu denken, wenn es nur solche gäbe, die es rein aufnähmen; aber die Schüler verdrehen es gleich, indem sie es anders wenden. An Zelter schreibt er: „Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast ebenso viele Widersacher." v. Loeper sieht darin den Ausdruck der Verstimmung

*) Im ersten Druck stand 3 Edeln. Lebend'gen sollte es wohl heißen.

**) Auch in den folgenden Monaten erhielt sich das freundlichste Verhältniß.

über die Nichtbefolgung eines ertheilten Rathes, so daß das, was er immer ungern gethan habe, das Rathgeben wäre. Dafür sehe ich keine Berechtigung. Der zweite erklärt, daß ihm die weitere Beschäftigung mit der Farbenlehre verleidet sei, weil er immerfort streiten (polemisch verfahren) müsse, was er stets ungern gethan habe.*) Im dritten haben wir eine andere Wendung des ersten; die Schüler wollen das Gelernte wieder anders lehren. — Spruch, Widerspruch, aus unbekannter Zeit, lehnt jeden Widerspruch gegen seine Ansicht als ihn verwirrend ab, da dieser eben von einer ganz andern Ansicht ausgehe, wobei er scherzhaft darauf hindeutet, daß wir Menschen ja alle irren, sodaß man nicht den Mund aufthun dürfe, sollte das Irren nicht gestattet sein, wodurch er denn die Vertreter der Gilde, die von ihrer Ansicht so reden, als sei die Sache über jeden Zweifel erhaben, launig abfertigt. — Die Demuth überschriebenen Verse, deren Zeit wir nicht kennen**), heben hervor, daß er in seinen eigenen Werken nur erkenne, wie weit er hinter seiner Absicht zurückgeblieben, während er in den Werken fremder Meister das bewundere, was ihnen gelungen: also weit entfernt von jenem Dünkel sei, der sich selbst verehre und von keiner Unzulänglichkeit etwas wissen wolle. Gegen Eckermann bemerkte er (1824), zu Shakespeare blickte er wie zu einem höhern Wesen hinauf, das er zu verehren habe.

---

*) Ein thätig Mann, wie 54 ein höflich Mann, bei Luther ein fromm, ein zornig Mann, bei Claudius ein gefährlich Mann, mit der ältern Auslassung der Endung, die Lessing selbst im Nathan sich erlaubte.

**) Nach v. Loeper wären sie durch den Anblick der in zwölf Bänden 1806 bis 1810 (?) erschienenen Ausgabe veranlaßt. — Siebenfachen, bescheidene Bezeichnung seiner Habe.

41. 42. **Keins von allen. Lebensart.**

Beide erst in der dritten Ausgabe, unmittelbar nach 39. Der erste Spruch*) drückt den Gedanken aus: „Der Welt kann mans nie zu Dank machen, man stelle sich, wie man will".**) Zu der Ueberschrift Keins von allen wird gedacht „ist der Welt recht". Der zweite bezeichnet, daß man die Launenhaftigkeit des Wetters, der Herren und schöner Frauen als unvermeidlich ruhig ertragen müsse. Schon in der ersten Ausgabe habe ich das italienische Sprichwort verglichen: Del tempo ni della signoria Non darsi malinconia. Das deutsche Sprichwort sagt: „Großen Herren und schönen Frauen Soll man wohl dienen, aber wenig (Fischart hat und übel) trauen." „Weibeslieb und Herrengunst Sind nicht mehr als blauer Dunst." „Herrengunst und Aprillenwetter sind veränderlich." In Zinggreffs von Goethe benutzten Apophthegmata heißt das letztere, „Aprilwetter (Aprilenwetter?), Rosenblätter, | Herren- und Frauengunst, | Vergeht als Rauch und Dunst."

43. 44. **Vergebliche Mühe. Bedingung.**

Von diesen zuerst in der dritten Ausgabe nach 42 gedruckten Sprüchen wurde der erste zu Berka am 21. Juni 1814 unter eine Federzeichnung geschrieben. Er spricht Goethes erprobte

*) In der an Zelter wohl am 14. Februar 1814 gesandten Handschrift begannen 1 und 3 Machest du dich selbst. 5 war redlich Druckfehler der zweiten Ausgabe statt endlich.

**) Gehts dir schlecht, wenn du im Dienste viel leiden mußt. Man sagt dir geschehe recht, weil du so thöricht gewesen seist, dich einem unterzuordnen. Das Sprichwort heißt: „Es ist gut großer Herrn müßig gehn" u. ä.

Ansicht aus, daß niemand sich rathen läßt. Sein Nereus im zweiten Faust klagt, er habe den besten Menschen (durch Rath) wohl zu thun gesucht, aber es sei so gewesen, als hätte er nicht gerathen. Anderswo sagt Goethe, die Menschen ließen sich durch anderer Erfahrung nicht belehren, sondern wollten alles an eigener Haut erfahren. Die Sage vom getreuen Eckardt hatte Goethe als Ballade im vorigen Jahre behandelt. Die Garne deuten auf die Verlockungen, denen jeder ausgesetzt ist, der sich nicht warnen läßt. — Zum zweiten Spruch mit einer wenig verrathenden Ueberschrift vergleiche man Goethes Wort an Eckermann (1831): „Man sollte nur Rath geben in Dingen, in denen man selber mitwirken kann. Bittet mich ein anderer um Rath, so sage ich wohl, daß ich bereit bin, ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er versprechen wolle, nicht darnach zu handeln."

45. Das Beste.

In der dritten Ausgabe unmittelbar nach 44. Die Zeit der Abfassung ist ungewiß. Zelter setzte es als canon infinitus 1816 in Wiesbaden zu Ehren des berliner Kapellmeisters Gottfried Weber, der den Epimenides komponirt hatte. — Nichts Besseres gibt es doch für den Menschen als die Bewegung des Kopfes und des Herzens, mag sie uns auch irre führen; ohne diese wäre ja unser Leben todt und leer. Das Höchste im Leben ist Bethätigung unseres Kopfes und Herzens, des Denkens und der Liebe, mögen diese uns immer in Irrthümer führen, denen der Mensch nun einmal verfallen ist. Vgl. Vier Jahreszeiten 52. „Es gibt Menschen die gar nicht irren, weil sie sich nichts Vernünftiges vorsetzen", heißt es in den Maximen und Reflexionen.

46. Meine Wahl.

Unter dem „singbaren poetischen Allerlei“, das Goethe am 14. Februar 1814 an Zelter sandte, war auch wohl dieses unter seinen Papieren gefundene heitere Wortspiel, das hier zuerst in der dritten Ausgabe erschien. In der Gesellschaft ist der heiterste Mann der beste*); ja derjenige gehört nicht zu den Vorzüglichen, der nicht sich selbst auch zum Besten haben, über sich selbst spotten kann.

47—49. Memento. Ein anderes. Breit wie lang.

Zuerst in der dritten Ausgabe unmittelbar hinter 46. Der erste Spruch lehrt, freilich könne man zuweilen dem Schicksal wiederstehn; sei es aber gar zu feindlich, so müsse man sich der höhern Macht geduldig fügen. Zu Grunde liegen, wie schon Wurm im Commentar zum Divan bemerkte, die Verse von Kjatibi Rumi im Spiegel der Länder nach der Uebersetzung von Diez im ersten Bande seiner Denkwürdigkeiten von Asien (1811).

Beuge nicht das Haupt vor dem Schicksale, um der Ehre willen verändere dich nicht.
Jedem fällt sein bescheidenes Theil zu, wie das Schicksal sagt.
Wenn aber das Glück dich begünstigt, so hüte dich ihm auszuweichen.
Nimm meinen Rath an, höre auf mein Wort:
Du siehst, daß die Zeit sich nicht gefügt, füge du dich der Zeit. —

Der zweite Spruch lehrt, anknüpfend an den ersten, man müsse auf den Wink des Schicksals achten. Bekannt sind die Sprichwörter: „Wenn das Glück anpocht, soll man ihm aufthun“,

---

*) Unter meinen Gästen, als Gast. — Die Verse sind alle ganz ruhig hinschleichende Jamben, von denen nur der dritte einen Fuß länger ist.

„Wem das Glück den Finger reicht, der soll ihm die Hand bieten" u. ä. Auch heißt es sprichwörtlich: „Seinem Schicksal soll man nicht widerstreben." — Der dritte Spruch warnt vor Bescheidenheit wie vor Frechheit (bei beiden müssen wir leiden); daß festes, sich thätig bewährendes Selbstbewußtsein uns leiten müsse, ist nicht ausdrücklich bemerkt. Keineswegs will der Dichter sagen, der Mensch entgehe nicht dem Unglück, er fange es an, wie er wolle. Die sprichwörtliche Ueberschrift sagt, es sei einerlei, wie es im Jahrmarktsfest zu Plunderswweilern umgekehrt des Reimes wegen heißt: „'s ist ein Dreck, ist lang wie breit."

50. Lebensregel.

Diese in der dritten Ausgabe zuerst gedruckten drei Reimpaare, die wohl einige Jahre früher fallen, führte Goethe am 25. Oktober 1820 in der letzten zahmen Xenie der vierten Abtheilung weiter aus; dort sind 3 f. zu sechs Versen erweitert*), 2 ist dich nach Vergangne gestellt, im letzten Verse das übrige in die Zukunft verändert. Ohne die letztere Aenderung findet sich die Strophe in der erweiterten Lesung auf einem besondern Blatte. Gedruckt wurde sie auch im ersten Jahrgange des von Goethes Schwiegertochter für ihren Freundekreis herausgegebenen Chaos. Sich an die Gegenwart zu halten, sich um die nicht mehr zu ändernde Vergangenheit und

*) „Und wäre dir auch was verloren, | Erweise dich wie neu geboren. | Was jeder Tag will? sollst du fragen; | Was jeder Tag will, wird er sagen. | Mußt dich an eignem Thun ergetzen, | Was andere thun, das wirst du schätzen." Die Quartausgabe liest in der erweiterten Fassung 1 hübsch statt gut, 4 Mußt immer thun wie.

die nicht in unserer Gewalt stehende Zukunft nicht zu kümmern, war Goethes Grundsatz. Daß jeder Verdruß dem Genusse Abbruch thut, der Haß uns das Leben verbittert, wird dabei gelegentlich hervorgehoben. Vgl. Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten 14.

51. 52. **Frisches Ei gutes Ei. Selbstgefühl.**

Beide, ohne Datum in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 50 zuerst gedruckt. Der erste Spruch besagt, daß Begeisterung die Sache des ersten Gefühls sei, das man nicht ungenutzt vorübergehn lassen dürfe. Die Deutung auf die Wirkung von Werken der Begeisterung, die im Augenblicke erfolgen müsse, wird durch die Fassung des Spruches ausgeschlossen, die von der Begeisterung selbst spricht, und widerstrebt Goethes Anschauung, der wohl wußte, daß manches Werk, „wenn es erst durch Jahre durchgedrungen, in vollendeter Gestalt erscheint", wie der Dichter im Prolog zum Faust sagt. Die Ueberschrift ist sprichwörtlich, wie in 48.*) — Der zweite Spruch drückt das Bewußtsein der Individualität, als eines eigenen Wesens, das Lust und Leid auf seine eigene Weise empfinde, frisch aus.**)

53. **Räthsel.**

Goethe sandte es Schiller Ende Januar 1802 zur zweiten, am 2. Februar stattfindenden Aufführung von dessen Turandot

---

*) 3 genoßt, dem Reim zu lieb statt genossen, nicht Imperf. statt genosset. 5 tritt statt des Fremdwortes das deutsche ein.

**) Nach 1 haben die ersten Drucke zwei Ausrufungszeichen, Gedankenstrich nach 4 und 6, nach 8 Punkt. 4 wird Komma, 8 Fragezeichen gefordert. — 2. Gewahret, betrachtet. — 5 nicht gesparet, vieles ihm verliehen. — 5 f. Daß er persönlich Lust und Schmerz empfindet. — 7 hinterdrein, danach. — 8. Wohlgemuth sich zeigen, sich seines Daseins freuen.

mit versiegelter Auflösung.*) Dieser äußerte am 1. Februar, er würde glauben, es errathen zu haben, wenn ihn nicht die zwei letzten Zeilen irre machten. Schiller selbst dichtete die im Stücke vom Prinzen Kalaf gegebene Auflösung des Räthsels Schalttag. Der Ausdruck, der Schiller bedenklich machte, „unvermögend sein", deutet darauf, daß das siderische Jahr nicht völlig dem tropischen gleicht. In seiner Auflösung überging Schiller diesen Punkt. Kannegießer rieth sonderbar auf das Genie; bei der andern freilich richtigen und nahe liegenden Deutung wäre das Räthsel doch zu gewöhnlich. Goethe nahm es schon in die zweite Ausgabe unter die Lieder auf, versetzte es aber in der dritten hierher.

54. 55. Die Jahre. Das Alter.

Als „ein Paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufs" am 23. Februar 1814 Zelter mitgetheilt**), gedruckt in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 53. Beim ersten Spruch schwebt der des Horaz vor (A. P. 175 f.), daß die aufsteigenden Jahre viele Gaben mit sich bringen, die absteigenden viele wegführen. Vgl. Goethes Uebersetzung in den Wanderjahren II, 4. Divan IV, 18.***) — Der zweite führt mit hübscher Laune den Satz aus, daß das Alter sich immer zu früh einstellt. Das

---

*) Es liegt mit der Auflösung in Schillers Handschrift vor. Dort steht 3 zu statt von, 6 eingeschoben.

**) Dort steht 1 Leute und 2 heute. — 3 „wir jüngern", wir, so lange wir jung sind, nicht persönlich. — 7 ist in schenken das zweite e zu elidiren. Vgl. zu den Geselligen Liedern 19. — Borgen, insofern die Jahre eben nur gegeben haben, um wieder zu nehmen. 8 entspricht genau V. 1.

***) Ein höflich Mann. Vgl. S. 96**.

deutsche Sprichwort sagt: „Alter wünscht jedermann, und so es kommt, haßt mans." Unter den Apophthegmata des Michaelis findet sich: „das Alter ist ein unwerther Gast." Das Anklopfen ist vom Tode hergenommen; das vielmalige Anklopfen bezieht sich auf mancherlei Leiden, die ihm vorangehen.

56. Grabschrift.

Zuerst in der dritten Ausgabe nach 55. Es ist wohl die Grabschrift, die im Verzeichniß von B. Schultheiß an vorletzter Stelle genannt wird mit der Jahreszahl 74. Die hier genannten Fehler sind den verschiedenen Lebensaltern eigenthümlich, aber doch nicht allgemein; nicht alle Knaben sind verschlossen, nicht alle Greise leichtsinnig, selbst nicht alle Jünglinge hartnäckig (stutzig), nicht alle Männer thatenlustig. Wir haben hier die Entwickelung eines bestimmten Charakters während der Lebensstufen. In der Grabschrift, die Goethe am 17. März 1778 an die Gräfin Auguste von Stolberg sandte, sagte er, als Knabe sei er warm und gut gewesen, habe als Jüngling frisches Blut gehabt, einst einen Mann versprochen, auch gelitten und geliebt, aber nun liege er hier im Grabe ohne Schmerzen, weil ihm die Kraft versagt habe.*)

---

*) Hier folgte das erst 1833 in die nachgelassenen Werke unter die vermischten Gedichte ohne Ueberschrift, ebenso in die Quartausgabe aufaufgenommene Gedicht, das mit der Ueberschrift Lauf der Welt in die vierzigbändige Ausgabe überging. Es gehört nicht Goethe, sondern Fr. Förster; dieser schrieb es 1826 in das Album des herzoglich braunschweigischen Hofmalers Sebbers, der in Goethes Auftrag ihm die Tasse gezeigt hatte, auf welche er des Dichters Bild vortrefflich gemalt hatte.

57. 58. **Beispiel. Umgekehrt.**

Beide Sprüche von unbestimmter Zeit nahm die dritte Ausgabe nach 56 auf. Der erste deutet darauf, daß wir über die Mühen des Lebens so wenig ungeduldig werden dürfen, wie die in beständiger Bewegung begriffene Mutter Erde. Vgl. venediger Epigramm 82, 6. Des Bibelwortes: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben", bediente sich Goethe später sprichwörtlich mehr heiter als ernst. Aehnlich sagte er: „Das Leben ist ein Mühen" (oder: „Alles, was wir treiben und thun, ist ein Abmüden"). „Wohl dem, der nicht müde wird!"*) — Der zweite Spruch ist eine eigene dichterische Ausführung des homerischen: „Viel Wehe den Uebelwollenden, aber Freude den Wohlwollenden" (Odyssee VI, 184 f.) „Es liegt in der Natur des Menschen", sagt unser Spruch, „den Feinden Unglück, den Freunden Glück zu wünschen." Dies ist gerade der Gegensatz zur christlichen, unserer Natur widersprechenden Feindesliebe.**)

59. 60. **Fürstenregel. Lug oder Trug.**

Gleichfalls erst in der dritten Ausgabe, unmittelbar nach den beiden vorigen Sprüchen. Der erste Spruch, aus unbestimmter Zeit, erklärt es humoristisch für Pflicht des Fürsten, dem Volke

---

*) „Jährlich so wie jährlich", sonderbar für „Jahr aus Jahr ein". Anderer Art sind tagtäglich Kunst 2, 18 und stundstündlich in einem Briefe an Zelter. Unglücklich war Viehoffs Vermuthung „jährlich so wie täglich"; denn das Gehen (das Vorwärtsgehen) wird dem Drehen entgegengestellt.

**) Baß, alterthümlich für sehr, stark. — Will sich gar nicht begreifen lassen, geht wider unser Gefühl. — Jubilo, Lust, wie es auch Schiller in den Räubern braucht. Es ist eigentlich der Freudenruf Jubilo. Claudius braucht so Jubilei.

etwas abzuzwacken, aber dafür es zu schützen, während der Despot, der blos auf seinen Vortheil sinnt, nur darauf Bedacht zu nehmen braucht, daß er dem Volke Unterhaltung gibt, worüber es vergesse, über seinen Zustand nachzudenken. Viehoff ist naiv genug, dies für einen „sehr ernst gemeinten Rath" des Dichters zu halten, der wirklich geglaubt habe, der Fürst müsse das Volk „scheren", das er durch „starke Anforderungen machen" umschreibt. Inwiefern der Fürst dem ganzen Volke, nicht blos dem der Hauptstadt, wie zu Rom, ein lustig Leben zimmern könne, ohne die Steuerkraft desselben auszuspannen, liegt dem Dichter hier ganz fern, in dessen Scherz man keine hohe Weisheit suchen darf. Der Gegensatz liegt darin, daß der Despot das Volk nur zu seinem Zwecke benutzen, der gute Fürst es wirklich beschützen will. Vgl. das 16. venediger Epigramm. — Der zweite Spruch ist veranlaßt durch die 1778 von der berliner Akademie gestellte Preisfrage: Est-il utile au peuple d'être trompé soit qu'on l'induise de nouvelles erreurs ou q'uon l'entretienne dans celles où il est? die ursprünglich gelautet haben soll: Est-il utile tromper le peuple? D'Alembert hatte die Frage schon in einem Briefe vom 20. November 1777 behandelt. Zwei Arbeiten erhielten im Mai 1780 den Preis, sieben das Accessit; die meisten hatten die Frage bejaht. Mit treffender Schärfe spricht sich Jacobi darüber im Briefe an Elise Reimarus vom 28. Mai 1781 aus. Der Dichter erklärt, man dürfe das Volk nicht betrügen, d. i. zu selbstsüchtigem Zwecke irre führen, nur es belügen, ihm Unwahrheiten zu seinem Besten sagen, und man brauche dabei nicht zu fein zu sein, da das Volk so leicht zu täuschen sei. Auch hier darf man den Rath nicht zu ernst

nehmen. Daß das Volk so leicht zu täuschen sei, war eben so sehr Goethes Ueberzeugung als daß der Fürst Recht habe, die Steuerkräfte des Volkes anzuspannen. v. Loeper leiht Goethe die Ansicht, Feinheit der Lüge wäre Verschwendung, da das Volk betrogen sein wolle. Vielmehr meint er, das Volk lasse sich leicht betrügen.

61. 62. Egalité. Wie du mir, so ich dir.

Den ersten Spruch nebst andern theilte Goethe am 22. April 1814 Zelter mit. Zugleich mit dem zweiten erschien er in der dritten Ausgabe nach 60. Die Egalité überschriebenen Verse erklären den für den größten Neidhard, der nichts Höheres über sich anerkenne, der alles für seines Gleichen halte, da wir nur uns gleiche beneiden, weil wir glauben, gleiches Recht auf das, was sie vor uns voraus haben, zu besitzen. Die Ueberschrift deutet launig auf die von der französischen Revolution verlangte Gleichheit, die Goethe als eine Chimäre bespottete. — In dem zweiten Spruch wird angedeutet, daß Liebe gegenseitig sein müsse. Si vis amari, ama. Vgl. in den zahmen Xenien den Spruch (IV, 52): „Soll es reichlich zu dir fließen, Reichlich andre laß genießen." Das Sprichwort heißt: „Eine Hand wäscht die andere." Auch die Ueberschrift ist sprichwörtlich, wie 49. 51. 64a. Zu mir wird thust gedacht, zu so ein thue.

63. 64. 64a. Zeit und Zeitung. Zeichen der Zeit. Kommt Zeit kommt Rath.

Alle drei in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 62. Der erste Spruch drückt Goethes Abneigung gegen das Lesen von

Zeitungen aus, die nur dazu da seien, die Zeit aufzuregen, wie es in den zahmen Xenien heißt (V, 31), die Philister zum Narren zu halten. Von jeher, und noch mehr seit einigen Jahren, äußert er in den Tag- und Jahresheften unter dem Jahre 1808, sei er überzeugt gewesen, daß die Zeitungen eigentlich nur da seien, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden. Später las er zuweilen einzelne frühere Jahrgänge, wobei er sich überzeugte, daß im Sinne einer höhern Bildung daraus nichts abzuleiten sei. In den Wanderjahren I, 4 äußert Jarno auf die Frage Wilhelms über die Ausbildung seines Sohnes: „Wozu die Umstände? lese er die Zeitungen, wie jeder Philister und trinke Kaffee, wie jede alte Frau.“ — 2 Sie dienen der Zeit, die sie unterhalten und aufregen. Nicht in dem Sinne, in welchem Cicero sagt: Tempori serviendum est. Den Spruch: „Welcher der Zeit dient, der dient ehrlich“, steht schon bei Lehmann (1642).*) — Im zweiten Spruche, der in die Zeit der Spannung über die Neubildung des vom französischen Joche befreiten Vaterlandes fällt, bedient er sich zur Bezeichnung von diese und jene des lateinischen hae, hi, das zuerst, der Wortverbindung gemäß, richtig im Genetiv steht, aber darauf braucht er diesen Genetiv launig gleichsam als gangbaren Namen. Diesen legt er den salbungsvollen, noch nicht nachgewiesenen Spruch **) in den Mund: Ex tenui spes seculorum („Aus Geringem ging das Heil der Welt hervor“) mit Beziehung

---

*) Zu Grunde liegt die Stelle des Augustinus: Quare hae et hi possunt, et quare tu non potes, Augustine? was in dem von Zelter gesetzten Studentenliede benutzt wurde, wo hi et hae und qui et quae in allen Kasus erscheinen.

**) Derselbe ist weder biblisch noch kirchlich, sondern wohl einer der gangbaren Wahlsprüche.

auf die Stelle Matth. 2, 6 von Betlehem, die schon verm. Ged. 65, 40 benutzt ist. Um sie kennen zu lernen, brauchst du nur ihre Reden zu hören; sie preisen das als das einzige Heil der Welt, was ihnen am Herzen liegt und ihnen vortheilhaft ist. Die Verse gehen auf die mancherlei Verkündigungen dessen, was bei der Neugestaltung der Welt, zunächst des befreiten Deutschlands, an der Zeit sei. Das vorangestellte weibliche harum könnte zur Vermuthung verleiten, es sei auch hier an Frau von Krüdener zu denken, der Goethe 1818 eine scharfe Invektive widmete. In ihrer 1814 erschienenen Schrift Le camp des vertues sprach sie salbungsvoll vom Anfang des Reiches Christi auf Erden. Die Ueberschrift (nach Matth. 16, 3) deutet auf einen damals gangbaren Ausdruck. Zu Ostern 1815 erschienen vier Hefte „Zeichen der Zeit" von Jureade und dasselbe Jahr brachte eine Schrift gegen den Mysticismus, „Zeichen der gegenwärtigen Zeit". — Zum dritten Spruche habe ich schon früher des Sprichworts gedacht: „Es kommt alles an den Tag, was man unterm Schnee verbirgt".*) v. Loeper erinnert beim zweiten Reimverse an das italienische Se sono rose, fioranno. Die Ueberschrift ist sprichwörtlich.

65. **Nationalversammlung.**

Im Sommer 1820 in Kunst und Alterthum II, 3 auf der Rückseite des Schmutztitels gedruckt, dann im dritten Bande

*) Das ursprüngliche Sind ward in der Ausgabe letzter Hand zu Sinds, aber dazu paßt nicht das folgende und, wofür schon in der Quartausgabe richtig nun eintrat, das v. Loeper als „fortgesetzte Verschlechterung, wahrscheinlich durch Riemer" beseitigen will. Er betrachtet Sinds als bloßen Druckfehler, der sehr sonderbar wäre, und stellt widerrechtlich die alte Lesart wieder her. Sind für es sind, wäre freilich Goethes Gebrauch gemäß, aber die spätere Aenderung entspricht genauer der italienischen Fassung.

der Ausgabe letzter Hand, als erstes Gedicht der Fortsetzung der Abtheilung Epigrammatisch im dritten Bande, das, wie auch 66, 69—78, 80—98, Eckermann abgeschrieben hatte; die Ueberschriften sind von Johns Hand über Bleistift gemacht. Auf einem Foliobogen hat Riemer die Titel von den bis 99 folgenden 30 Gedichten geschrieben, von denen die meisten durchstrichen sind. Ein anderer halber Bogen bietet eine zum Theil abweichende Abschrift. Wir bezeichnen sie mit R. B. 1 und 2. — Die Volksvertretungen sind in hartnäckig sich bekämpfende Parteien getheilt, deren aus der französischen Revolution stammende Bezeichnung Goethe geschickt zum Spotte verwendet. — Wenn du ungeblendet von einer Parteiansicht sprichst, so gib Acht, wer für und wer gegen dich ist, und du wirst bald die Leute kennen, mit denen du gehn kannst.*) Goethe war kein Freund der vom Herzoge Karl August in Weimar schon am 5. Mai 1816 frei erlassenen landständischen Verfassung. Der zweite Landtag ward 1820 berufen. Der Ausdruck leidet unter der Noth des Reimes, besonders 4—7. v. Loeper vergleicht Goethes Spruch in Prosa: „Beobachten wir nun vor allem genau, wie nah und fern ein jeder von uns stehe und vertragen wir uns sodann vorzüglich mit denjenigen, die sich zu derjenigen Seite bekennen, zu der wir uns halten.“ Diese nüchterne Weisheit hat mit unserm spottenden Spruche nichts zu thun, aber der berliner Kritiker ruft selbstgefällig: „Also Gleichgesinnte herein!“ mit der Elegie Hermann und Dorothea. Und nun gibt er gar als Signatur des vorliegenden Spruches: „Vergleich der

---

*) Stehen, wenn sie sprechen. — Votiren, hier nicht vom bloßen Stimmen, sondern besonders von der vorausgehenden begründenden Rede. — Merke, fühle, du wirst merken, fühlen.

Stellung des Dichters zum Publikum mit einem politischen Redner, der literarischen und künstlerischen Parteigruppen der französischen Nationalversammlung." — 3. Sich ans Ganze wendest, als Redner auftrittst. 7 f. Dann gib acht, wen du dir dadurch zum Gegner und zum Freunde machst; denn die Volksvertreter sind Parteimänner.

66. Dem 31. Oktober 1817.

Goethe, der früher vorgeschlagen hatte, die Feier der Reformation auf den 18. Oktober, den Tag der Schlacht von Leipzig, zu verlegen*), auch hatte er dafür eine große Kantate und ein Denkmal entworfen**), setzte diese Begrüßung des Jubeltages der Reformation, der überall feierlich begangen wurde, dem ersten Ostern 1818 vollständigen Band von Kunst und Alterthum vor. Sie erschien später in der Ausgabe letzter Hand nach 65. Handschriftlich ist sie auf einem Quartblatt erhalten. 8. stand Teutschen. — Der Protestantismus hat dreihundert Jahre durch sein Protestiren gegen jedes anbefohlene Dogma die deutsche Glaubensfreiheit wacker vertheidigt, und so will auch ich in Kunst und Wissenschaft gegen jede der Wahrheit Gewalt anthuende Lehre protestiren, frei meiner Natur folgen. Launig ist die Verbindung Pabst- und Türkenthron, da die Türken nie den deutschen Protestanten Glaubensbefehle gegeben haben; sie werden hier gleichsam nur zum Vergleiche herangezogen, da der Pabst Deutschlands geistiger Freiheit ebenso feindlich ist, wie der Türke der politischen. Luther nennt Papst und Türken

*) Vgl. Goethe-Jahrbuch XVI, 3—8.
**) Vgl. daselbst S. 9—12.

Gottes ärgste Feinde. Gebete gegen den Papst und die Türken waren in der lutherischen Kirche gebräuchlich. — Der Erbfeind ist der wälsche Pabst, als dessen Vertreter der Pfaffe gilt, wie der Prediger den Protestantismus bezeichnet. Auch ich beginnt die Mahnung, welche ihm das Jubelfest der Reformation nahe legt. An Rochlitz schrieb Goethe am 1. Juni 1817, sie könnten ihren Luther nicht höher ehren, als wenn sie dasjenige, was sie für Recht, der Nation und dem Zeitalter ersprießlich hielten, mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, wiederholt öffentlich aussprächen.*)

67. Dreifaltigkeit.

Erst in der Quartausgabe unter Religion und Kirche gedruckt, und zwar als vierter Spruch der unter der Ueberschrift Kirchengeschichte vereinigten. Die ihm arg widerstrebende, als Quelle so unendlicher wie unseliger Streitigkeiten widerwärtige Lehre von der Dreieinigkeit legt der Dichter sich so zurecht, daß er den heiligen Geist, der nach dem gangbaren Glaubensbekenntniß vom Vater und vom Sohne ausgegangen ist, als ersten und letzten bezeichnet. Früher hatte man den heiligen Geist nur vom Vater ausgehn lassen und ihn als schaffenden Herrn bezeichnet. Goethe versetzt Vater und Sohn, deren früheres, in den Folgen fortlebendes Wirken er anerkennt, gleichsam in Ruhestand, und beklagt sich launig darüber, daß dem heiligen Geist bloß eine so kurze Festzeit von der Kirche bestimmt sei. Nur nach dieser Deutung der Drei-

*) Das alte baß tritt hier recht bezeichnend ein. Vgl. S. 104**.

einigkeit erklärt er sich als ihr Anbeter.*) Den Kirchengesang Veni, creator spiritus, hat er selbst 1820 übersetzt.

68. Kestners Agape 1819.

Gedruckt ohne Ueberschrift unter den zahmen Xenien II (15) in Kunst und Alterthum III, 2 (1821), wo die Verse in der Ausgabe letzter Hand ausfielen. Erst die Quartausgabe nahm sie nach 67 unter Religion und Kirche auf. Der jenaer Professor der Theologie August Kestner gab im Sommer 1819 eine Schrift „Agape oder der geheime Weltbund der Christen" heraus, in welcher er den Ursprung der römischen Hierarchie einem unter Domitian gegründeten Geheimbunde mit heidnisch-jüdischen Ceremonien zuschrieb und mehrere Bücher des neuen Testaments für verfälscht erklärte. Im Tagebuch heißt es am 20. Juli 1819: „Des Professors Kestners, welcher mich früher besucht hatte, neues Werk die Agape mit Aufmerksamkeit gelesen." Auch an den folgenden Tagen beschäftigte es ihn, und er unterhielt sich darüber mit Knebel, der den Scharfsinn und die Kenntnisse des Verfassers sehr bewunderte. Am 23. heißt es: „Kestners Agape und Schlüssel dazu." Am 24. Dezember äußerte er: „Gesetzt auch, man gäbe dem Verfasser nur für die Zeit recht, die man zum Lesen braucht, so gewinnt man doch Ansichten von seinem Standpunkte aus, an die niemand gedacht hat. Die ganze Frage geht darauf hinaus: ‚Hat sich das Christenthum blos durch sittliche Wirkungen auf die Menge und durch die Menge,

---

*) Wunder — Tagen (6), so daß wir es noch heute bewundern. — Unverstohlen (statt unverhohlen), kühn nach verstohlen gebildet, um einen abweichenden Reim auf wiederholen zu gewinnen.

zufällig wogend, hervorgethan und zur Einheit gestaltet; oder ist es von einer Einheit, von einem entschiedenen Bunde vorsätzlich künstlich ausgegangen?' Er behauptet letzteres und wenn er es nicht streng beweist, so gibt er uns doch Verdacht genug, es möchte so sein." Veranlaßt scheint unser Gedicht durch eine Gegenschrift des Goethe befreundeten Philologen Eichstädt in Jena, der die Ansicht Kestners, Lucian sei ein Christ gewesen, überzeugend zurückwies. Der Dichter stellt sich auf den Standpunkt eines gläubigen Christen, der von diesem Liebesmahl (Agape) nichts wissen will, da es mit der Annahme der Unterschiebung neutestamentlicher Schriften zusammenhänge*), und bedauert, daß, wenn auch die Philologen wider ihn Recht behalten sollten, doch der böseste Verdacht gegen die reine Göttlichkeit des Christenthums dadurch weiter verbreitet werde, wie es Goethe am Schlusse der angeführten Briefstelle bemerkte.

69. Nativität.

In der Ausgabe letzter Hand gedruckt. Zu Jena am 11. April 1818 gedichtet. Nach dem Tagebuch besuchte ihn damals der Student Carove aus Koblenz, um ihm seine Schrift über das Wartburgsfest zu bringen. Auf diesen beziehen sich die Verse. Die Ueberschrift ist später. In R. V. 1 (vgl. S. 109) steht vor Nativität noch: „Horoskop. Prophezeihung, Wahrsagung Prognostikon. Brocardicon." v. Loeper betrachtet mit Biedermanns Beistimmung das Gedicht als Fortführung des Verses von Canitz in der dritten Satire (von der Poesie):

*) Darauf, daß Kestner die zu Gunsten der Hierarchie sprechenden Clementinen für echt erklärte, geht Goethe nicht ein.

„Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht." *)

Das deutsche Sprichwort sagt: „Die Gelehrten die Verkehrten", „Je gelehrter, je verkehrter."**) Das Stellen der Nativität ist launig als Einkleidung des Satzes zu fassen, daß ein Deutscher leicht verkehrter aus der Fremde zurückkehrt. Bernays hat diesen unpatriotischen Vers in der Allgemeinen Zeitung, Beilage zu 1871, 256 behandelt.

70. Das Parterre spricht.

Am 1. Dezember 1814 gedichtet und zuerst in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen. Ursprünglich lautete die Ueberschrift „Die Menge spricht." Das Parterre steht über Die Menge. R. V. 1 hat schon unsere Ueberschrift. Unser Parterre will nur prickelnde Unterhaltung, keine sittliche und ästhetische Bildung. Sittenstrenge Fräulein, wie Iphigenie, Eugenie, die Prinzessin Leonore, muß es wohl hinnehmen, aber besser gefallen ihm die liederlichen Süßen, Gurli, Eulalia und ähnliche Mädchen eines Kotzebue, der seine Huren, wie es in einer frühern Invektive heißt, „aus einer vollen Parterrekloak bejubeln und beklatschen hört". Diese sprechen sich ganz unumwunden in den gewöhnlichsten Ausdrücken aus und stellen durch die verständlichsten losen Geberden das dar, was sie wollen. Sollte dies auch verführerisch wirken, eine solche Unterhaltung ist doch angenehmer, als wenn man sich durch hohe sittliche Kunstwerke langweilen lassen soll.

---

*) Dort ist von der seltsamen Sprache neuerer Dichter die Rede, und es folgt unmittelbar darauf der Vers:

„Kein Wort kommt für den Tag, das nicht auf Stelzen geht."

**) 4 erwartet man Daß statt Wenn oder 2 bleib's statt bleib.

71. Auf den Kauf.

Zehn Tage vor 70 gegen die Unzulänglichkeit der neuern Dramatiker gedichtet. Die Ueberschrift ist schon von John übergesetzt. In R. B. 1: „Lose Waare. Zeitartikel. Gesuchter, gangbarer Kunstartikel (durchstrichen). Auf den Kauf, wofür R. B. 2: Theater Tageswaare. Neubackne Waare. — „Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano arbeiten und treiben es immer fort", klagt Goethe bereits den 30. Oktober 1808 an Zelter, „aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Spezifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe." Das Gedicht beginnt mit der Frage, wo jemand sich finde, der, wie sie, er mit Schiller, gethan, sich um künstlerische Gestaltung und Spezifikation bemühe. Fehlt ihnen eine Gestalt, so nehmen sie zum Kreuze ihre Zuflucht (Werners Kreuz an der Ostsee) oder stellen Geistliche als Helden auf, die den Frauen außerordentlich gefallen, (Werners Luther in der Weihe der Kraft). Da haben sie denn wohl Personen, aber sie wissen sie nicht dichterisch zu gestalten (sie haben bloß Oberleder, aber keine Sohlen zum Gehen). Die Masse der sich drängenden Dichter bezeichnen Str. 3 und 4. Es sind Junge und Alte, Große und Kleine, eine gräßliche Bande, da sie, ohne sich kun mäßig geübt zu haben, dichten wollen. Sie kommen in vollen [illegible] ifer gerannt, aber, weil sie sich nicht auf die Forderungen de[illegible] nst verstehen, pfuschen sie nur. Darum kann, wer von wa[illegible] Kunstsinn erfüllt ist, ihre Gedichte nicht genießen; es ist ve[illegible] es Zeug (18), Marktware, die auf den Kauf gemacht [illegible] hr glücklich hat der

Dichter die Str. 2 eingeführte Vergleichung mit Schustern durchgeführt. Str. 3, 3. f. ist der Dichter derjenige, der, ohne Kenntniß der Kunst zu dichten beginnt, der Schuster dagegen der kunstgerechte Schuhmachermeister.*)

72. Ins Einzelne.

Gedruckt Ende Oktober 1820 auf der Rückseite des Schmutztitels von Kunst und Alterthum III, 1. R. V. 1 als Ueberschrift: „Vereinzelung. Zersplitterte, vereinzelte Kraft (durchstrichen). Ins Einzelne. So gehts nicht (durchstrichen). R. V. 2 „Dislocation und Disallianz. Trennung und Auseinander.“ Die jetzige Ueberschrift von John mit Tinte über Blei.**) — Gegen die jungen lyrischen Dichter, die nur nach ihrem Sinne und ihrer Neigung dichten, deren Erzeugnisse ganz null sind und deshalb alle bald vergessen sein werden. Der Schluß bildet einen hübschen Gegensatz zu 3—8. Die erst in der Ausgabe letzter Hand gegebene Ueberschrift scheint ganz verfehlt, da sie (der Ausdruck ist wunderlich der Ueberschrift von 73 nachgebildet) darauf deutet, daß alle vereinzelt, nicht in einem Sinne dichten. Str. 3 bezeichnet die jetzt eingetretene Folge. 10. Die Woge zu erproben, nur um zu fahren. — Zu 11 bemerkt v. Loeper:

*) 4, 1 gerennt statt gerannt, aus Reimnoth. — 5, 3 eh' es möglich deucht, sofort, obgleich du noch nicht darauf gelaufen. — Der Reim auf Zeug ist, wie häufig auch sonst bei Goethe u. a., nicht zutreffend. Vgl. Lieder 66, 9. 11. vermischte Ged. 54, 10. 12. Ballade 8 Str. 2, 1. 3. 4, 5. 7. 22 Str. 2, 5. 6. Divan I, 18, 6. 8. II, 11, 33. 35 und mehrfach im zweiten Theile des Faust, wo z. B. kräftig und beschäftigt reimen.

**) 2, 4 muß ging' statt ging stehn und einem gesperrt sein. 3, 1 fordert der Vers andre statt andere.

„Was erst eine Flotte schien, ist eben die anfangs geschlossen auftretende, so bald aufgelöste romantische Schule, weshalb die Unterschrift den Nagel auf den Kopf trifft." Aber, daß sie anfangs geschlossen aufgetreten seien, erst später sich getrennt hätten, trägt der Erklärer willkürlich herein. Eine Flotte schien es zu sein wegen der großen Zahl der Schiffenden. Der Schwerpunkt liegt darin, daß sie nach individueller Bequemlichkeit ihr Talent walten ließen, unbekümmert um die Forderungen der Kunst.

73. Ins Weite.

Erst in der Ausgabe letzter Hand, unmittelbar nach 72. Auf die sorglos, ohne innern Halt und klare Besonnenheit in den Tag lebende Jugend, die bald genug Schiffbruch leiden wird. Unsere Deutung wird bestätigt durch die frühern Ueberschriften. R. B. 1: „Leichtsinn. Ins Weite, Abstruse. So auch nicht (durchstrichen)." R. B. 2: „Mir nichts, dir nichts." John hat unsere jetzige Ueberschrift über eine frühere mit Blei gesetzt. Freilich könnte die Zusammenstellung mit 72 darauf zu deuten scheinen, daß auch hier an die jungen Dichter zu denken sei, aber es fehlt jede Andeutung des Wirkens für den Beifall des Tags, wie wir sie 72, 3 finden, und die stillen Riffe (6), an denen sie scheitern, haben dann keine Beziehung, wogegen diese sehr wohl die Gefahren des Lebens bezeichnen. Reine (4), frei von Gefahren.*) v. Loeper sieht darin eine etwas spätere Fortsetzung der Polemik von 72, mit Festhaltung

*) Die Ausdehnung durch ein e hat sich Goethe auch sonst erlaubt, wie sogar in felsenfeste (Gesellige Lieder 6 Str. 3, 1); besonders liebt er sie in einsilbigen Wörtern. 86, 9 beginnt Kein Christenmensche.

des maritimen Bildes; sogar reine (4) fließt ihm aus dem im vorigen Gedicht gebrauchten Bilde der Fahrt, das hier erst in 5 beginnt und ganz offenbar auf sittliche Reinheit geht.

74. **Kronos als Kunstrichter.**

Gedruckt im Sommer 1820 in Kunst und Alterthum II, 3 unmittelbar nach vermischte Ged. 36, ohne Ueberschrift, die das Gedicht erst in der Ausgabe letzter Hand erhielt. R. V. 1 hat vor der jetzigen noch die durchstrichenen Ueberschriften: Geist der Zeit. Art der Zeit. Lauf der Zeit. Critik der Zeit. — Keine Größe ist den Kunstrichtern zu groß, daß sie diese nicht klein zu machen sich getrauten; so wird es zuletzt auch noch mit Shakespeare gehn. Vgl. zahme Xenien II, 30 (1821, Kunst und Alterthum III, 2), wo Goethe die Dichter auffordert, bei Zeiten zahm zu sein; denn man mache auch Shakespeare „noch am Ende lahm", was auf Tiecks sonderbare Deutung der Lady Macbeth geht. Die Kunstkritik ist ein verschlingender Saturnus, der seine eigenen Kinder alle mit Haut und Haar auffraß*), nur macht sie es mit Shakespeare wie Polyphem mit dem Odysseus. Goethe weicht hier von der Darstellung Homers ab, bei dem Polyphem dem Odysseus sagt, ihn wolle er zuletzt speisen; das solle sein Gastgeschenk sein. Die beiden letzten Verse im Sinn: „doch es geht wie mit Odysseus bei Polphem." Daß die Kritik der Kronos (warum nicht Saturnus?) sei, sagt nur die Ueberschrift.

---

*) Irgend kein, sehr frei für gar kein, wie irgend sonst bei ein steht. Vgl. 2 Kor. 7, 9. — Wie ihr wißt, auf einmal, gleich nach der Geburt.

75. Grundbedingung.

In demselben Heft von Kunst und Alterthum auf der Rückseite des Abtheilungstitels Bildende Kunst, ohne Ueberschrift, die erst die Ausgabe letzter Hand brachte.*) R. V. 1 hatte versucht: „Pectus est, quod facit disertos. Vorläufig. Nothwendige Bedingung. Voraussetzung. Grundlage." Erst nachträglich wurde die jetzige in Blei hinzugefügt. — Man soll von Natur und Kunst nur sprechen, wenn man sie empfindet, wie von der Liebe nur der reden kann, in dessen Herzen sie einmal gezündet hat.**) Doch sollte vielleicht die zweite Strophe ursprünglich keinen Vergleich zur ersten bilden, sondern beide als Beispiele des Satzes dienen, man dürfe nur von demjenigen reden, was kein todter Begriff, ohne Anschauung ist. Goethe war, wie er selbst einmal sagt, ein „Todfeind von Wortschällen".

76. Jahr aus Jahr ein.

Gedruckt in der Ausgabe letzter Hand unmittelbar nach 75. In R. V. findet sich vor der jetzigen Ueberschrift, die John darüber gesetzt hat, die durchstrichene Liebe und Leben. Es sind scherzhafte Denkverse auf die Monate, welche die Vergnügen der beiden ersten hervorheben, vom März und April nicht viel versprechen (das kann ist ganz im Sinne der bekannten Kalenderverse, welche verkünden, was aus den in jedem Monat Geborenen

*) 3 stand soll statt will.

**) Gunst, welche eben ihre Gegenwart, ihre Anschauung gewährt. Vom „günstigen Moment" kann hier nicht die Rede sein. — 8. Phosphorglanz. Vgl. zu Divan VIII, 41, 11, wo die Anrede an die Geliebte als „fein Mondgesicht, fein Phosphor, feine Kerze".

werden könne), im Mai ein neues Liebchen in Aussicht stellen, wodurch glücklich die Bestimmung der weitern Monate abgeschnitten wird. Vgl. Sprichwörtlich 28.*)

77. **Nett und niedlich.**

Unmittelbar nach 76 zuerst in der Ausgabe letzter Hand gedruckt. In der Handschrift standen ursprünglich nur die beiden ersten Strophen, die dritte ist aufgeklebt. Hübsche Bezeichnungen eines jungen lebhaften und eines feinen, zu zierlichen Mädchens. Die für beide gedachten Zustände ihres Erscheinens sind glücklich gewählt, die Vergleichungen allerliebst, Ausdruck und Vers höchst angemessen.**) Die Ueberschrift schon in R. V.

78. **Für Sie.**

Auch erst in der Ausgabe letzter Hand, nach 77. In R. V. nur die durchstrichenen Ueberschriften: „Eine für alle, alle für eine. Viele in eine, eine in vielen.“ Launige Abweisung der zudringlichen Neugierde, wer denn eigentlich seine Geliebte sei, da so verschiedene in seinen Liedern vorkommen.***)

---

*) 1. Schrittschuh. Die von Klopstock verlangte Form statt der gebräuchlichen. Vgl. Wahrheit und Dichtung Buch XII den Bericht über Klopstocks Besuch.

**) 5. Fittigen steht nicht vom Fliegen, wie Sanders meint, sondern von der dem Flügelschlagen ähnlichen Bewegung.

***) 1. Lied hier allgemein von seinen Liedern. — 4. „Doch nur ein Rahmen“, indem sie alle erscheinen, wie sie in seinem Herzen lebten. — 6. Sonderbar ist „die dich am Herzen hegte“ statt „die du im Herzen hegtest“ Vgl. Ballade 22 Str. 3, 4. Vorausgesetzt wird, daß die Liebe gleiche Gegenliebe erregt, so daß er die am meisten geliebt, deren Liebe die schönste gewesen.

Sie in der Ueberschrift, die John über eine in Blei gesetzt, bezeichnet bloß die Fragerin. An mehrere abgefertigte Fragerinnen. Merkwürdig verkennt v. Loeper den Spott und führt ganz Fremdartiges zum Vergleich an, sogar einen an Mina Herzlieb zum Geburtstag geschickten Glückwunsch.

79. **Stets derselbe.**

Ende Oktober 1820 in Kunst und Alterthum III, 1 als letzte der acht Parabeln (zu Parabolisch 20) ohne Ueberschrift gedruckt; erst die vierzigbändige Ausgabe brachte diese. Schon in der ersten Ausgabe habe ich die vorschwebende Stelle, Buch der Weisheit 6, 13—17, angeführt: „Denn die Wahrheit ist schön und unvergänglich, und lässet sich gern sehn von denen, die sie lieb haben, und lässet sich finden von denen, die sie suchen. Ja, sie begegnet und gibt sich selbst zu erkennen denen, die sie gern haben. Wer sie gern bald hätte, darf nicht viel Mühe; er findet sie vor seiner Thür. Denn nach ihr trachten, das ist die rechte Klugheit, und wer wacker ist nach ihr, darf nicht lange sorgen. Denn sie gehet umher und suchet, wer ihr werth sei, und erscheint ihm gerne unterwegen, und hat Acht auf ihn, daß sie ihm begegne." „Die Weisheit ist nur in der Wahrheit", heißt es in Goethes Maximen. Vgl. Divan IV, 18.

80. **Den Absolutisten.**

Gedruckt in der Ausgabe letzter Hand als zweites Stück nach 79; zwischen beiden stand, Genug, früher alles Mögliche

---

Sie erwartet zuversichtlich, er werde sie nennen. — 7 schrieb Eckermann kennt über liebt.

überschrieben, die zu den persönlichen Gedichten gehörende Strophe „Immer niedlich, immer heiter", auf die jüngere Schwester der Frau von Heygendorf, Frau Danckelmann vom Jahre 1815, wenn Goethe nicht etwa diese Verse früher gedichtet, erst später auf die Danckelmann angewandt hatte.*) Vor dem Gedicht 80 hatte die Sammlung früher noch ein anderes. R. V. hat die vorgeschlagenen Ueberschriften erhalten: „Wo fehlt es? Vorbei! Andre Zeiten." Beigefügtes N. B. scheint darauf zu deuten, daß das Gedicht nicht hierher gehöre.**) Den nach dem Absoluten strebenden Philosophen stellt der Dichter launig seine eigene Erfahrung entgegen, daß das Absoluteste die Liebe sei, die, selbst ganz unbedingt, uns völlig bedinge, die uns beherrsche und unauflöslich festhalte.

81. 82. **Räthsel. Desgleichen.**

Zuerst unmittelbar hinter einander in der Ausgabe letzter Hand nach 80. Das erste Räthsel habe ich früher auf den Spiegel gedeutet. Schon in der zweiten Ausgabe zog ich v. Loepers Lösung vor, welche zuerst Strehlke mitgetheilt hatte. Jetzt wissen wir, daß Goethe es im Dezember 1819 an Marianne v. Willemer sandte, zur Andeutung des Wunsches ihren Kamm zu erhalten. Dort lautete der letzte Vers:

*) Auf der Handschrift steht: „Mannheim, den . . . . . . — Renovatum Jena, den 17. Mai 1817." Das erste Datum, das Goethe selbst nicht mehr genau wußte, war der 1. Oktober 1815.

**) Unser Gedicht ist schon in R. V. 1 überschrieben: Dem Absolutisten, nach durchstrichenem Den Absolutisten. Die Aenderung und die Nachstellung der frühern Fassung fallen auf. R. V. 2 hat: „Wahres Absolute. Liebes (Liebes-?) Absolutisten." Auch John gibt Dem, nicht Den, das ich nur für Schreibfehler halten kann.

„Erhielt das Werkzeug erst gerechte Weihe."

Die jetzige Fassung schrieb Riemer in die Druckhandschrift. Goethe dankte für die Gabe in den „Oculi 1820" (vgl. oben 14, 4) datirten Versen:

Schön und köstlich ist die Gabe,
Wohlenträthselt das Verlangen;
Daß die Weihe sie empfangen,
Bleibet aber ungewiß.
Wäre das nicht nachzubringen?
Was er sittsam nicht entraubte,
Wenn Sie Sich's nun selbst erlaubte!
Hudhud, geh' und melde dies.

Hudhud ist der Wiedehopf, der bei Hafis häufig als Liebesbote erscheint. Es ist der den Frauen vor allen nöthige Kamm, der gar gern und leicht zu Dienste steht, der, obgleich er einer ist, aus vielen scharfen Spitzen besteht. Ein Strich genügt nicht, er wiederholt sein Spiel, was wir uns gefallen lassen; er macht uns äußerlich glatt, wenn wir auch innerlich leiden.*) Doch vor allem freuen wir uns seines Spieles und des dadurch erreichten Schmuckes, wenn ihn die Liebe geweiht hat, wenn wir ihn von lieber Hand empfingen. Von welcher Art müssen die Lösungen der von Viehoff aufgerufenen geübten Räthsellöserinnen gewesen sein, wenn ihre gelungenste, aber freilich auch ihm nicht völlig zusagende Zunge war! Da fällt einem die Predigt von Z. Werner ein, worin er das Abscheulichste von einem kleinen Dinge aussagte, um endlich die Zuhörer mit der Lösung Zunge zu

*) Creizenach bemerkt zu 6: „Von außen glatt ist Apposition zu Wir, nicht etwa zum Werkzeug; wir bescheiden uns, durch den Kamm von außen geglättet zu sein, wenn auch die Sehnsucht, das innere Leiden, fortdauert." Das Räthsel wird dadurch entschieden persönlich.

überraschen. Etwas Gezwungenes hat das Räthsel auch nach der richtigen Lösung, besonders daß wir von innen leiden, wenn wir glatt gekämmt sind, und es ist, wie fast alle Räthsel Goethes, gegen die so glänzenden Schillers, nüchtern und kahl. Die Ueberschrift von 81 und 82 schon in N. V. — Die Lösung des andern Räthsels Zähne von Viehoff, v. Loeper und Strehlke ziehe ich meiner eigenen Thränen vor. Die Bezeichnung als beste Freunde ist freilich etwas stark.

83. Feindseliger Blick.

In der Ausgabe letzter Hand unmittelbar nach 82, die dritte Strophe auf einer besondern Seite. N. V. als zwei Nummern. Nach dem durchstrichenen Feindseligkeiten des (bewaffneten) Blicks, (Brillenschlange!) mit Blei die jetzige. Frage und Antwort sind mit gleich guter Laune in bezeichnender Strophenform ausgeführt. Am 1. Oktober 1820 schrieb Goethe an Schultz, er sei ein großer Feind von Brillen, diesen Glasaugen, hinter denen man die natürlichen aufsuchen müsse. Doch ließ er sich bei Zelter dadurch nicht stören und auch bei dem jungen Schubarth setzte er sich darüber hinweg. Gegen Eckermann bemerkte er (1830), trete ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu ihm herein, so komme sogleich eine Verstimmung über ihn, welcher er nicht Herr werden könne. „Es kommt mir immer vor, als sollte ich dem Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen, als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit

zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen; denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Aeußerungen nicht ins Auge sehn kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist?" Vgl. Wahlverwandtschaften II, 5 (Aus Ottiliens Tagebuch). — Die dritte in einer andern Reimform gedichtete Strophe hebt hervor, daß man bei vertraulichem Gespräch sich in's Auge schauen müsse.*) In den Wanderjahren I, 10 läßt Goethe seinen Wilhelm bemerken, wer durch Brillen sehe, halte sich für klüger, als er sei, und nur vorzügliche Menschen könnten das innere Wahre mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen ausgleichen.

84. **Vielrath.**

Unmittelbar hinter 84. R. V. hat die durchstrichenen Ueberschriften: „Prüfet alles. Viel Fragen und dann viel Antwort", in Blei die jetzige. Aber der Spruch war schon in

*) Str. 1, 1 hinauskommen über, ertragen können. — 2. Außer'm Hause ist vor dem sprichwörtlichen aus dem Häuschen anstößig. v. Loeper fand es „sehr schön vor dem formelhaften Gebrauch desselben Worts in der Verkleinerung, dieser Formel Leben einhauchend, in Goethes Art, entsprechend dem bildlichen Gebrauch von zu Hause sein." So! Er vergleicht verm. Ged. 29, 18. — 6. Mäuschen. Vgl. Ballade 24, 24. 40. — Str. 3, 1 steht was ist sonderbar für was wünscht man. v. Loeper ergänzt anders zu was. Das paßt nicht zu 3 f. Auch das echte Wortgepräg, ein wahr empfundenes Wort, ist nach der nähern Bezeichnung des Gespräches V. 2 überlästig. v. Loeper sieht darin sogar, wie er sich drastisch ausdrückt, die Sprache des Blicks als die wahre, die „echte", echte Worte (so!) prägende Sprache „dem minder echten, oft unwahren Gespräch schön gegenüber gestellt)." Auch jener dort 17 und einem durch die Brille 20 finde ich hart.

den zahmen Xenien IV, 87, wo nur 6 „Sie zu verstehen“*), 8 „Es wird nicht gehen“ steht. Wenn man vieler Rath hört, ohne ein sicheres Urtheil über die Bedeutung der einzelnen Rathgeber zu haben, kommt man in Verwirrung. Es ist hier offenbar von Autoritäten die Rede. Das Sprichwort sagt: „Vielrath ist Unrath.“

85. Die Sprache.

Zuerst erschienen im göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774, „H. D.“ unterzeichnet, spätestens im März 1773 gedichtet, da das Epigramm unter den Beiträgen war, die Goethe um diese Zeit an Boie schickte, doch erst in die dritte Ausgabe unmittelbar nach 1 aufgenommen.**) Der Dichter erklärt es für Thorheit, über Reichthum und Armuth, Stärke und Schwäche einer Sprache zu streiten; man müsse sie nur zu handhaben wissen, dann werde sie reich und stark sein, an sich sei sie nichts von beiden. Die mit Gold gefüllte Urne ist nicht reich, so lange sie im Schoße der Erde vergraben ruht; erst wenn du freigebig in die ausgegrabene greifst, erweist sie sich als reich, es wird Glück von deiner Hand, wie von einer Gottheit, fließen. Das im Arsenal ruhende Schwert hat keine Stärke; es erhält sie erst, wenn ein mächtiger Arm (Macht) es erfaßt und sich so rühmlichen Sieg über die Nachbarn erstreitet.***) 7. Und steht, wie drei Verse früher. Der Dichter hat in dem knappen, auf den

---

*) In dieser ursprünglichen Fassung stand Rath in der Bedeutung Mittel, während es in der spätern auf die gegebenen Rathschläge geht.

**) Hier ist Gottheit durch zwei Kommata als Anrede bezeichnet.

***) Viehoff hat dies als „Triumph mit der Sprache über die Nachbarn“ mißdeutet.

Reimschmuck verzichtenden Ausdruck ein treffliches Beispiel bezeichnender und kräftiger Handhabung der Sprache gegeben. Völlig verfehlt war es, wenn man hierin eine Entgegnung auf Klopstocks Lobgedicht auf unsere Sprache im vorigjährigen Musenalmanach sah, worin dieser aussprach, keine lebende Sprache könne mit der deutschen wetteifern. Wie hätte auch Goethe damals einen solchen Angriff wagen, wie der Klopstock so befreundete Herausgeber des Almanachs ihn aufnehmen können?

86. **Kein Vergleich.**

Erst in der Ausgabe letzter Hand nach 84*). R. B. 1: „Unterschied (durchstrichen)." „Kein Vergleich." B. B. 2: „Unterscheidende." Von John Dem Absolutisten überschrieben mit Blei. Wahrscheinlich veranlaßt durch Jean Pauls 1818 im Morgenblatt gedruckte, 1820 mit Zusätzen vermehrt herausgegebene Briefe über die deutschen Doppelwörter, wo er, viel entschiedener als früher in der Vorschule der Aesthetik (§ 83), nicht allein gegen das Biegungs- s bei weiblichen Wörtern, wie Liebesbrief, Hülfsquelle, sondern auch gegen unnöthige auf ung Sturm gelaufen war und u. a. Regierrath, Regierblatt verlangt hatte. In der vermehrten Ausgabe hatte Jean Paul sich gegen die Angriffe von Docen in der Eos, J. Grimm im Hermes und Thiersch in einem Briefe vertheidigt. Schwerlich werde man ihm über die ungs, keits, ions Recht geben, schrieb er damals, aber doch sich zur Behutsamkeit in der Bildung neuer Zusammensetzungen mahnen lassen.

*) 6 steht Teutsche nach der damals verbreiteten Ansicht, die Deutschen hätten ihren Namen von Teut.

Das Morgenblatt hatte 1819 Nr. 151 einen Artikel gegen Jean Paul von einem leipziger Korrespondenten gebracht. Goethe deutet in unsern zwischen 1818 und 1820 gedichteten Versen*) an, daß man auch dem Gebrauche sein Recht lassen müsse, nicht gewaltsam ändern dürfe, indem er launig ausführt, wie schlimm man bei solchen Aenderungen des gangbaren Gebrauchs ankommen könne.

87. 88. **Mephistopheles spricht. Etymologie.**

Mephistopheles spricht findet sich zuerst in der Quartausgabe nach 86. Die Verse waren ursprünglich, worauf auch der sie sprechende Mephistopheles und die fünffüßigen reimenden Jamben deuten, für den zweiten Theil des Faust gedichtet, wo in der Szene Pharsalische Felder ein ähnlicher Spaß auf die Etymologie sich findet. Sie spotten über die Nutzlosigkeit etymologischer Grillen, wie sie von Zeit zu Zeit hervortauchten, ohne daß gründliche etymologische Forschung dadurch abgewiesen werden soll. Selbst tüchtige Menschen fallen zuweilen darauf, wie Goethe es an dem freiberger Mineralogen Werner 1807 erlebte. Mephistopheles wählt mit Absicht drei in ihrer Bedeutung unendlich verschiedene, aber fast gleichlautende Wörter verwandter Sprachen, in welchen er als „stiller Erdensohn", der sich ihrem geheimnißvollen Wirken weiht, die zu Grunde liegende Anschauung ahnt.**) Die ursprüngliche An=

---

*) Viehoff denkt wegen V. 5 ff. an die Jahre 1813 oder 1814, aber unsere Verse scheinen eher der mehrere Jahre nachher noch dauernden Franzosenfresserei der sogenannten Patrioten zu gelten, die von französischer Sprache und Litteratur nichts wissen wollte, der sogar bedeutende Männer eine Zeit lang folgten.

**) 1. Ars wird als ursprüngliche griechische Form von Ares launig

schauung geht durch den Gebrauch verloren, da das Volk eines bequemen, allgemein gültigen Tauschmitttels der Gedanken bedarf, wobei Mephistopheles eines etymologischen Spieles mit den verwandten Worten wohnen und gewöhnen sich bedient. Wie bequem man es sich mit solchen einmal in ihrer Bedeutung festgestellten Worten macht, wird durch das Beispiel der Prediger in der Kirche gezeigt, deren Wortgerede eine aufhorchende Versammlung findet, wogegen der, welcher das reine Gefühl des Herzens ausspricht, keine Zuhörer hat.*) Wie fern die Anwendung eines Wortes auch der ursprünglichen Bedeutung liegt, man gewöhnt sich daran, und so wird die zusammengestammelte Sprache Mittel zur Darstellung aller Gedanken und Gefühle.

88. Trochäenfreie Hexameter. Unmittelbar nach 87, ohne Ueberschrift, die wir zugesetzt haben, von diesem nur durch einen Trennungsstrich geschieden; das Register gibt den ersten Vers als Ueberschrift. Die vierfüßigen gereimten jambischen Verse (einmal drängt sich ein fünffüßiger ein) erklären sich gegen die strenge Ausschließung der Trochäen von dem Hexameter,

---

vorausgesetzt, da die Etymologen dies mit großer Freiheit sich erlauben. Wunderlich sieht v. Loeper hierin „eine freie Wiedergabe" des Versanfanges der Ilias Ἆρες, Ἄρες, wo in der Anrede des Gottes der Vokal zuerst lang, dann kurz gebraucht wird. Der etymologische Schwärmer, als welcher hier Mephistopheles auftritt, brüstet sich den eigentlichen, durch den Gebrauch verdunkelten Sinn der Worte zu kennen, wobei er eine etymologische Probe in der Herleitung des Wortes gewöhnen gibt. Auf den Laut kommt alles an, wie die Wirkung des Geläutes beweist, das wieder etymologisch verwandt wird. Andere Beispiele, wie selbst das Geistige durch Laute bezeichnet wird, geben Kunst und Schönheit. Auf solcher Bezeichnung durch den Laut beruht unsere ganze, Herz und Seele zum Ausdruck bringende Sprache.

*) Bimbam bammelt. Vgl. zu Parabolisch 12.

die dieses unserer Sprache sonst so wohl zusagende Versmaß im Deutschen aus Mangel einer genügenden Zahl trochäischer Worte unmöglich macht, so daß wir uns mit Knittelversen behelfen müssen. Schon in der ersten Ausgabe habe ich vermuthet, der Spruch sei durch eine Bemerkung A. W. Schlegels zu seiner Uebersetzung der Herabkunft der Ganga im ersten Hefte der indischen Bibliothek (1820) veranlaßt, der es für selbstverständlich erklärte, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet würden.*) Gegen die Vertreibung lieblich fließender Trochäen durch schwerfällige Spondeen erklären sich die zahmen Xenien V, 71 (gedruckt 1827).

89. **Kunst und Alterthum.**

Am Anfange des Jahres 1823 auf der Rückseite des Schmutztitels von Kunst und Alterthum IV, 2. Der dritte Band der Ausgabe letzter Hand brachte die Verse nach 86. Die Ueberschrift ist von Riemer. — Launige Erwiderung auf die Frage, warum er seiner Zeitschrift den Namen Kunst und Alterthum gegeben. Der Zusatz und Alterthum solle dem Titel nur eine gewisse Vornehmheit geben, eigentlich sei es ihm nur um die Kunst zu thun. Bekanntlich führten die drei ersten Hefte (Band 1) den Titel „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden", nach II, 2 hörten die auf eigentliche Alterthümer gerichteten Aufsätze ganz auf, aber noch immer

*) 1. Unter der ängstlichen Sorge für den Vers leiden der Gedanke und der freie dichterische Fluß. — 2. Das Zählen, der Füße, da so leicht ein Fuß zu wenig oder zu viel sich einstellt. — Das Wiegen, ob eine Silbe kurz oder lang sei. — Das Grollen, der Aerger über die große Mühe, welche die Ausschließung der Trochäen macht.

brachten die Hefte Beiträge zur altgriechischen Dichtung und Kunst.*) v. Loeper findet darin ein Wortspiel auf den Namen jener Zeitschrift!

90. Museen.

Im April 1816 gedichtet. Zuerst in der Quartausgabe mit Ueberschrift. Ausdruck des Aergers über die große Ungeschicklichkeit beim Verpacken der von den Franzosen zurückerhaltenen und in Paris angekauften Gemälde, durch welche diese großen Schaden erlitten hatten. Von der 1807 aus Rom nach Paris gekommenen Sammlung Guistiniani hatte der König von Preußen 170 Gemälde für das berliner Museum angekauft.

91. Panacee.

Gleichzeitig mit 89 gedruckt auf der Rückseite des Titelblattes desselben Heftes, ohne Ueberschrift, unmittelbar vor Goethes Versuch einer Wiederherstellung der euripideischen Tragödie Phaethon aus den Bruchstücken. Die Ueberschrift schon in R. V. v. Loeper brachte seltsam Panacee, das er griechisch πανάκαια (Allbrenner) statt πανάκεια (Allheilung) nannte, mit der Herstellung der Phaethon in Verbindung. — An großen Kunstwerken hat sich der Dichter immer von neuem gestärkt, weshalb er dem Fragenden den Rath gibt, es eben so zu machen, da alles wahrhaft Große frisch belebend wirke, während das Kleinliche matt und schwach mache. Das ist sein Universalmittel, seine Panacee.**)

*) 4. Gunst. Das Sprichwort sagt: „Kunst hat Gunst."

**) 4. Der Kleinliche, mit kühner Prolepse; man wird dadurch eben kleinlich. — Bebend drückt die Folge des Fröstelns aus.

92. Homer wieder Homer.

Nach 91 mit Ueberschrift gedruckt, die in R. B. 2 lautet: „Homeros wieder ὅμηρος“, woran man den Philologen Riemer erkennt. Ueber Goethes frühern Glauben an Wolfs Prolegomena vgl. Elegien II, 6. Aber schon im Mai 1798 war er mehr als je von der Einheit und Untheilbarkeit der Ilias überzeugt. Durch Schubarths Ideen über Homer und einen englischen Aufsatz wurde er bereits 1821 veranlaßt, sich der Frage nach der Entstehung der homerischen Gedichte wieder zuzuwenden. 1827 sprach er in den kurzen Homer noch einmal überschriebenen Bemerkungen (Kunst und Alterthum VI, 1) es aus, eine neue Generation, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuern Pflicht mache, nöthige ihn freundlich, den Homer, nachdem er ihn einige Zeit, nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehrern Elementen Aneinandergereihtes sich vorgestellt habe, wieder als eine herrliche Einheit und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als Göttergeschöpfe, die einem einzigen höhern Dichtersinne entquollen seien, zu denken und zu genießen.

93. Zum Divan.

Die beiden erst 1833 in den nachgelassenen Werken erschienenen Strophen, die in der Quartausgabe unter den Vermischten Gedichten stehen, beziehen sich auf Goethes westöstlichen Divan, auf den hier (2) hindeutet. — 1. Wer sich selbst und andre kennt, ist jeder, der zu urtheilen weiß. — 5. Sinnig, mit lebendigem Sinne. — Sich zu wiegen, bald den Dichtern des Orients, bald denen des Occidents sich zuzu=

wenden. — Die beiden letzten Verse gehen wieder auf Goethes Divan, der den Lesern wohl behagen möge.

94. Angedenken.

Gedruckt ohne Ueberschrift im Chaos 1829 Nr. 6. Alle vier Sprüche wurden wohl im vorigen Jahre gedichtet. Sie feiern die Geliebte als Inbegriff des Guten, Schönen und Lieben, deren Andenken für den Liebenden das höchste Glück ist. Viehoff versteht unter dem Einen das Wahre, „das, was durch die wechselnden Erscheinungen sich hindurchzieht und ihnen zu Grunde liegt". Aber das kann nimmermehr das Eine bezeichnen, das eher die Gottheit, das Eins und All (Gott und Welt 3) wäre. Goethe scheint die frühern einzelnen Sprüche durch den vierten zu einer Einheit verbunden zu haben.*)

95. Weltliteratur.

Am Schlusse der Anzeigen über serbische und böhmische Dichtungen in Kunst und Alterthum VI, 1 im Februar oder März 1827, dann in der Quartausgabe vor 93, noch ohne Ueberschrift abgedruckt**); letztere erhielten die Verse erst in der vierzigbändigen Ausgabe. Die Ueberschrift ist ganz irreführend, da es sich nicht darum handelt, daß sich eine Weltliteratur bilde, sondern um die Gemeinsamkeit der Gabe der Dichtung, der sich jedes Volk auf seiner Stufe der Bildung erfreue. v. Loeper schlug den Titel Stimmen der Völker vor, den Herders

---

*) Was ich meine, worauf ich es abgesehen habe.

**) Die Handschrift (im Besitze des Herrn Senator Culemann in Hannover) hat 2 richtig Winzrin statt Winzerin.

Volkslieder später erhielten. Die beiden ersten Verse beziehen sich auf die Psalmen und das Hohelied (das Hirtenmädchen ist von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs bestellt), der dritte auf die persische Dichtung, welche von der Liebe der persischen Nachtigall zu den Rosen (Divan VII, 2) voll ist, die vierte auf Lieder amerikanischer Wilden, von denen Goethe zwei aus Montaigne übersetzte und 1783 im tiefurter Journal gegeben hatte. Vor dem zusammenfassenden Vers 6 ist ein wie zu denken. V. 7 vergleicht diese verschiedene Art der Gesänge mit der Harmonie der Sphären, wo der Sang der verschiedenen Planeten harmonisch zusammenstimmt. In allen diesen Gesängen haben wir die gleiche Grundlage des dichterisch gestimmten Gemüthes anzuerkennen. Wie wir alle unter einem und demselben Himmel leben, so ist die Gabe der Dichtung eine und dieselbe.

96. Gleichgewinn.

Im Herbste 1821 ohne Ueberschrift auf der letzten Seite von Kunst und Alterthum III, 2 gedruckt, mit der Ueberschrift 1827 im dritten Bande. In H. B. 1 folgt die jetzige Ueberschrift erst nach den ausgestrichenen „Eben so viel. Auch so gut. So und so!" H. B. 2 steht nur: „Früh oder spät. Nichts verloren! Ebensoviel. Als „Stammbüchlein für Schlossers" im Tagebuch am 18. März 1821 bezeichnet. Es ist Goethes Vetter, der Rath Friedr. Heinr. Schlosser aus Frankfurt nebst Frau gemeint, die im vorigen Frühjahr ihn in Weimar besucht hatten. Schlosser hatte seit so vielen Jahren seine frankfurter Angelegenheiten treulich besorgt. Unsere Verse sind auf zwei Blätter geschrieben, auf

jedem stehen sechs Verse.*) Beim Anfang schwebt der Goethe sehr geläufige Vers aus einem Liede des Johann Pappus Vertrauen auf Gott (vgl. zu den Geselligen Liedern 12) vor: „Man trägt eins nach dem andern hin." An Knebel schreibt Goethe einmal: „Es geht eins nach dem andern hin, singt die christliche Kirche", und so steht es auch im Divan IV, 14 mit den drei folgenden Versen (nur mit der Aenderung von treu in rasch und Lebenspfade in Lebenswege.**) Vgl. Parabolisch 25. Wir alle müssen hinscheiden, mancher früh; doch, wie dies auch sein möge, es kommt nur darauf an, daß wir tüchtig und ehrenhaft uns im Leben erweisen. Der eine findet frühe einen ehrenvollen Tod, der andere muß ein langes Leben hindurch die größten Anstrengungen erdulden, aber weiß er ruhmvoll für die Sache seines Herrn zu streiten, so wird auch ihm endlich ein ehrenvoller Tod zu Theil. Das Bett der Ehre, das ihm zuletzt zu Theil wird, kann kaum den Tod auf dem Schlachtfelde bezeichnen sollen, den ja nicht jeder noch so tapfere Soldat stirbt, sondern die Bestattung mit militärischen Ehren. Der Ausdruck ist freilich nicht recht bezeichnend, wie auch V. 5 f. die Andeutung des ruhmvollen Todes vermißt wird. Darauf, daß beide ruhmvoll enden, deutet die Ueberschrift.***)

---

*) Dort findet sich 4 wandeln statt wandern, 8 Am statt Im, was 1827 verbessert wurde.

**) Unsere Verse benutzte Goethe auch als Denkspruch, wie er solche handschriftlich oder facsimilirt auszutheilen pflegte (so Johanni 1830); nur schrieb er hier im ersten Verse nach dem andern.

***) Hier folgte im dritten Bande unter der Ueberschrift Wandersegen die Strophe: „Die Wanderjahre sind jetzt angetreten" (vermischte Ged. 63, Str. 1.)

97. Lebensgenuß.

Gedruckt 1821 ohne Ueberschrift vor der ersten Fassung der Wanderjahre auf der vierten Seite nach dem Titelblatte, unmittelbar hinter dem Spruche:

> Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann;
> Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Die Ausgabe letzter Hand brachte das Gedicht nach 96 mit der jetzigen Ueberschrift. Auf die Verwunderung, daß er immer angestrengt arbeite, sich niemals etwas zu gute thue, sich nach der gangbaren Redeweise keinen guten Tag mache, erwidert er, einen guten Abend genieße er immer, wenn er den ganzen Tag gearbeitet; leere Unterhaltung sei für ihn kein Leben, er fühle sich, wenn er sich nicht thätig erweise, von seinem eigentlichen Wesen verlassen, nur bei einer andere fördernden Thätigkeit, welcher er sich mit rastlosem Eifer hingebe, fühle er sich, er vergesse Ort und Zeit, wenn er durch eine erhebende Dichtung auf die Ewigkeit wirken könne. Der Schluß kommt freilich etwas unvermittelt und das „geistreich aufgeschloßne Wort“ steht ziemlich gezwungen für die glückliche Lösung des Räthsels des Lebens, die der Dichter ausspricht. Freilich v. Loeper findet die Bezeichnung des Dichters als Erschließen, Aufschließen der Worte (so!) überraschend schön und tief, es sei alles schon da, der Dichter (Trovatore) finde, erfinde nicht. Daran hatte Goethe wohl nicht gedacht. Dieser sagte 1818 von sich, er sei berufen gewesen Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten, er habe nicht vergebens von den vielen Pyramidenstufen unseres Lebens viel umhergeschaut. Viehoff weiß von der letzten Strophe nichts weiter zu bemerken, als daß sie im allgemeinen sage,

sein Sinnen und Trachten sei nicht auf den Tag und die Stunde gerichtet.

98. Heut und ewig.

Unsere Stanze, wahrscheinlich ursprünglich für die Geheimnisse bestimmt, wurde in Kunst und Alterthum II, 2, welches Heft im März 1820 erschien, auf der Rückseite des Abtheilungstitels Literarische, Poetische Mittheilungen ohne Ueberschrift gedruckt. Die letztere erhielt sie erst in der Ausgabe letzter Hand. In R. V. 1 ist die Ueberschrift „Tag kein Zauberspiegel“ durchstrichen, darauf folgen in Blei die beiden: Heut und ewig. Tag und Aeone. R. V. 2 hat „Aischro Scop. Tagesspiegel.“ Es sollte wohl heißen: „Aischroscop.“ (nach Teleskop) d. h. Häßlichkeitsspiegel. In der Handschrift hatte Goethe selbst mit Blei Heut und ewig gesetzt, John mit Tinte geschrieben. Die Aeußerung richtete der Dichter an die ihm erschienene Göttin Wahrheit. Er habe es aufgegeben, die Gegenwart über sich aufzuklären*), da in dieser nur Verworrenheit gegen einander wirke (Verworrenes in Verworrenem sich spiegle), jeder nur seinen selbstsüchtigen Willen durchzusetzen**), statt sich selbst zu beherrschen, andere zu lenken suche. Er hat sich jetzt vorgesetzt, gegen die Welt zu schweigen, seine ganze Thätigkeit auf seine innere Bildung zu verwenden und so seinen Geist zu heben (beflügeln). Die dunkeln, bisher unverstandenen beiden letzten Verse besagen, daß er nicht auf die Welt wirken, sie nicht umgestalten könne („Aus Gestern wird nicht

*) In gangbarem Sinne heißt es sprichwörtlich „Der Tag belehrt den Tag.“

**) 3. Selbst sich, sein Gefühl. — Recht, wahr, eigen, ihm eigen, so daß er darauf nicht verzichten kann.

heute"), daß aber der Geist in alle Ewigkeit sich entwickle. Jahrtausende werden kommen und gehen, Aeonen hinschwinden, aber immer wieder neue sich erheben (thronen, herrschen, walten, im Gegensatz zu sinken, untergehn). Meine frühere von Viehoff benutzte Deutung, er werde im Laufe der Zeiten zur Anerkennung kommen, muß ich jetzt entschieden aufgeben, da der Dichter jeder weitern Wirksamkeit nach außen entsagt, nur sich innerlich heranbilden will. v. Loeper, der die Beziehung auf die Geheimnisse unbegreiflich fand, war glücklich, als er die seltsame Entdeckung zu machen glaubte, die Strophe beziehe sich auf den Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Italien" von 1818 und sei wohl gleichzeitig damit entstanden. Es habe Goethe unmöglich geschienen, die noch schwebende Entwickelung ins Klare zu stellen, wogegen ihr Sinn sich erst nach einer längern Periode, nach einem Wechsel der herrschenden Aeonen, offenbare. Diese Deutung scheint mir entsetzlich.

99. Schlußpoetik.

Zuerst mit der schon in R. V. stehenden Ueberschrift (im Sinne „Schlußwort des Dichters") in der Ausgabe letzter Hand nach 97 gedruckt. Das Gedicht ist gegen die Krittler gerichtet, die an Goethe immer etwas auszusetzen haben, ohne zu wissen, was sie wollen. Der Dichter wendet sich von dem beschränkten Urtheil der Kritiker an die Muse, die, wie es in der Elegie Hermann und Dorothea hieß, ihm allein befiehlt. Bei ihr darf er sich darauf berufen, daß er als Dichter immer nach dem Rechten und reiner Klarheit gestrebt, während die Krittler nicht deutlich zu sagen wissen, was sie selbst wollen und thun sollen. Die Muse beruhigt ihn, indem sie den wahren

Zweck der Dichtung ausspricht, und ihn auffordert, seiner innern Stimme zu folgen. Der Dichter soll immer das edle Gemüth darstellen, das wohl zuweilen in Verwirrung gerathen, aber sich nie ganz vergessen kann. Die Bessern werden dies mit stiller Erbauung aufnehmen troß des Strudels der alles Edle verneinenden, nur auf gemeinen Genuß und Besitz hinstrebenden Welt. Er brauche nach keinem andern Lob zu streben, als daß er das Beste gewollt (wie er im Jahre 1818 die Ilm von sich sagen läßt, habe er auch als Dichter manches verschuldet, so sei es doch im höhern Sinne gut gemeint gewesen), er solle sich nur nicht um Schurken, Böswillige und Narren, die nicht wissen, was sie wollen, kümmern. Wenn der Dichter auch vom Liede, von Sängen spricht, so ist doch hier weniger an die lyrische Dichtung als an seine Dramen und Romane zu denken, von denen die letztern neuerdings besonders durch den Pfarrer Fr. Pustkuchen-Glanzow als unchristlich und unsittlich angegriffen worden waren.*)

100. Der Narr epilogirt.

Diese, wie ich schon in der ersten Auflage bemerken konnte, 1804 als Epilog des zweiten Aufzuges der Bühnenbearbeitung des Götz gedichteten Verse ließ Goethe in der Ausgabe letzter Hand die Abtheilung Epigrammatisch schließen. Dort sprach diese der Narr Liebetraut. Ursprünglich begann er: „Das schöne Werk"**), womit Liebetraut auf seinen schlau durchge-

*) Hier folgte im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand noch das Gedicht auf den Kölner Mummenschanz, das die Quartausgabe unter die Gedichte an Personen setzte.

**) Auf der ältesten Handschrift (H 203), einem Folioblatte, von Goethes

führten Plan deutet; die Angeredeten sind der Bischof und Adelheid, die kurz vorher die Bühne verlassen haben; denn die in den Werken gedruckte Theaterbearbeitung ist später. Der Epilog ist ganz im Sinne des sheakespearischen Narren im König Lear und in Was ihr wollt; das letztere Stück schließt mit einem Liedchen des Narren. Vielleicht war unser Lied zu der Aufführung des Götz in zwei Theilen gedichtet, von denen der erste (zuerst am 28. September 1804 aufgeführt) die zwei ersten Aufzüge enthielt. Der Narr beginnt damit, daß es ihn kränke, wenn andere Lob für das, was er verrichtet, in Anspruch nehmen; doch werde das sich schon wieder ausgleichen. Ueber Dummes werde man gelobt, über Gutes gescholten. Unrecht müsse man von einem Mächtigen ertragen, wogegen er solches auf Seiten seines Gleichen tüchtig vergelte. Weiter bemerkt der Narr, daß er des Glückes sich voll freue, das Unglück ruhig ertrage (13—16), sich nicht die Gegenwart durch Sorgen für die Zukunft trübe, sondern alles froh erhasche, was die Zeit ihm biete (17—20). Am Gange der Welt könne er einmal, was er auch versuchen möge, nichts ändern (21—24); alle, auch die Höchstgestellten, blieben immer den Gesetzen der Natur unterworfen (25—29). Drum mache ihm nichts Kummer, und dies räth er als Lebensregel allen an, die klug sein wollen. Vgl. Gedicht 91. Das Sprichwort sagt: „Leid' und meid', bist du

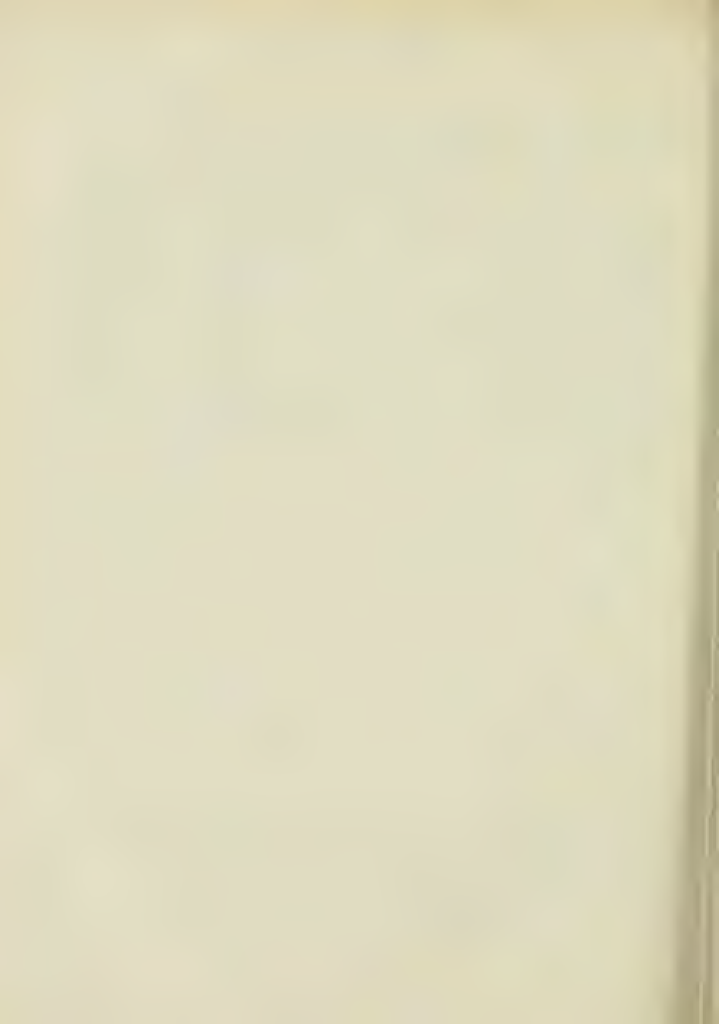
---

Hand. In der Bühnenbearbeitung von 1804 steht (9) schönste. Erst nach der Bestimmung, daß der Epilog die Abtheilung Epigrammatisch schließen sollte, änderte Goethe eigenhändig Manch gutes. Ihr nehmt schrieb er für das ursprüngliche sich auf Adelheid beziehende Sie nimmt. Freilich paßt der Anfang nicht so gut, wie früher. In der Ueberschrift stand vorher spricht; Eckermann schrieb epilogirt.

gescheit", „Bist gescheit, so leid", schilt nicht, was sein muß."*) Der launige Ton ist glücklich durchgeführt.

---

*) Hier folgte in der vierzigbändigen Ausgabe eine Abtheilung Politika, die sieben zahmen Xenien: Bei einer großen Wassernoth, Und als die Fische gesotten waren, Die Engel stritten für uns Gerechte, Am jüngsten Tag vor Gottes Thron, Wolltet ihr in Leipzigs Gauen, Die Deutschen sind recht gute Leut' und Dem Fürsten Blücher, die schon in den zahmen Xenien standen. In den nachgelassenen Werken Band 7 findet sich schon eine Abtheilung Politika, die aber nicht bloß diese sieben Xenien enthält, sondern noch 22 andere, weshalb sie im Inhaltsverzeichnisse des Bandes genauer bezeichnet werden als „einzelne Gedichte, von einigen Xenien begleitet". Die magere besondere Abtheilung der vierzigbändigen Ausgabe scheint uns unberechtigt. Anders war es in der Quartausgabe, die auch eine Abtheilung Religion und Kirche hatte.



Gott und Welt.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.*)

---

*) Zu den ersten sieben Versen ist ein *Hat man* zu denken; Riemer hatte V. 6 *aufgefaßt das* vermuthet. Ein Hörfehler kann *aufgefaßtes* nicht sein, da Goethe selbst die Verse geschrieben. V. 1 bezeichnet Ort und Zeit. — 3. Die Aufsätze hatte er immer wieder neu bearbeitet. — 6. *Neue*, von andern Bemerkte. Freilich sollte es *Neues* heißen. — 7. *Reine Zwecke*, den Trieb, die Wahrheit zu erkennen.

Diese Abtheilung, welche erst 1827 im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand erschien, stellte Goethe bereits im Mai 1822 zusammen, nur zwei spätere Gedichte (4 und 20) fügte er noch hinzu. In der Quartausgabe wurden die hier ursprünglich stehenden Gedichte Wiederfinden, Dauer im Wechsel und Entoptische Farben (2, 4 und 14) aus dieser Abtheilung nach andern versetzt, dagegen traten die gereimten Sprüche, welche schon in der dritten Ausgabe die Aufschrift Gott, Gemüth und Welt hatten, und eine Reihe zahmer Xenien hinzu, und die Ueberschrift lautete Gott, Gemüth und Welt.*) Die vierzigbändige Ausgabe stellte die frühere Anordnung wieder her, nur ließ sie jene drei schon anderswo angebrachten Gedichte weg. Der Vorspruch, datirt „Pfingsten, Jena, Mai 1817", bereits 1817 gedruckt, auf der Rückseite des Schmutztitels des ersten im Mai zusammengestellten Heftes „Zur Naturwissenschaft überhaupt, deutet auf des Dichters langjährige, treue und sorgfältige Naturforschung, die nicht ganz ohne Erfolg geblieben. In einem am Schlusse des Vorwortes zu diesem Hefte abgedruckten kurzen Briefe vom 17. Mai 1817 bemerkt Goethe, bei der Benutzung seiner naturwissenschaftlichen Papiere sehe er, eine unschuldige, Schritt vor Schritt sich bewegende Naivetät, wie die seinige, eine wundersame Rolle spielen. „Man fühlt wohl das frühere Bestreben, ernst und tüchtig zu sein, man lernt Vorzüge an sich kennen, die man jetzt vermißt, dann aber sind doch reifere Resultate in uns aufgegangen, jene Mittelglieder können uns kein rechtes Interesse mehr abgewinnen."

*) So waren seit 1815 die gereimten Distichen im zweiten Bande der Gedichte überschrieben, von denen er früher eine Auswahl als Epilog den Puppenspielen beizugeben gedacht hatte. Vgl. Wahrheit und Dichtung XV, 298 f.

1. Prooemion.

Das Vorwort (Proömion heißt eigentlich der Vorgesang vor einem größern Liede (οἴμη) des Sängers, besonders einem Hymnus) besteht aus drei Sprüchen, von denen der erste im März 1816 gedichtet und im folgenden Jahre auf der Rückseite des Titelblattes des ersten Heftes Zur Naturwissenschaft gedruckt wurde, die beiden andern schon in der dritten Ausgabe unter den gereimten Distichen Gott, Gemüth und Welt an sechster und siebenter Stelle gegeben waren, wo sie auch noch bis heute in den Werken stehen. — Im ersten Spruche, gleichsam einem frommen Morgengebete, drückt sich die innigste Verehrung der in der Natur sich offenbarenden Gottheit aus. Die Weiherede (1—9) ist durch einen Absatz und seit der Ausgabe letzter Hand auch durch Doppelpunkt (früher stand Punkt) von dem Spruche selbst geschieden. Statt des gangbaren Segens „Im Namen des Vaters u. s. w." wird bloß Gott genannt und als von Ewigkeit schaffend (vgl. Ged. 4, 6), ja seinen Beruf dadurch bethätigend, daß er gleich sich selbst und alle Tugenden und alle Kraft, durch die wir wirken, schafft (alles wahre Sein ist nach Schelling göttlich), aber seinem Wesen nach, mit wie viel Namen man ihn auch nennt, unbekannt ist.*)

*) Vgl. vermischte Ged. 45, 80 und Fausts Bekenntniß „Wer darf ihn nennen? u. s. w." in der Szene Marthens Garten. Auf die hundert Namen Allahs wird im Divan I, 4. VIII, 51 hingedeutet. Schiller An die Freude (24): „Wo der Unbekannte thronet." Häckel feierte mit Recht „die herrlichen, durch Formvollendung wie Ideentiefe bewunderungswürdigen, an die ganze Menschheit gerichteten Sprüche".

In dem Bekenntnisse selbst wird bemerkt, daß wir ihn nur in sinnlichen, ihm ähnlichen Erscheinungen schauen, auch der feurigste Geistesflug bloß ein Gleichniß, ein Bild von ihm sich denken kann, er aber in der von ihm ausfließenden Fülle und der Größe der Natur uns mit freudigem Staunen erfüllt. Wir fühlen uns angezogen und hingerissen von den Offenbarungen dieses unnennbaren Wesens, das die ganze Natur schmückt, dessen Werke durch keine Zahl, keine Zeit, kein Maß beschränkt werden. — Der zweite Spruch bezieht sich auf die völlige Einheit von Gott und der Natur, dieses ewigen All-Eins. v. Loepers Vermuthung, Goethe sei etwa 1812 durch Jacobis Schrift Von den göttlichen Dingen hervorgerufen, schwebt rein in der Luft. Unser Dichter bezeichnet einmal als Grund seiner ganzen Existenz die Vorstellungsart, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehn. Die gewöhnliche Ansicht, die einen persönlichen, außer der Welt stehenden Gott sich denken muß, wird als beschränkt verspottet.*) In Ihm lebt und webt und ist, nach Apostelgeschichte 17, 28. — Nach dem dritten Spruche ist auch der Geist des Menschen, wie Gott, ein Universum, welches die verschiedenen Gefühle und Kräfte in sich verbindet; unter diesen finde sich auch das Gefühl der Abhängigkeit von einem Höhern, woher der allgemeine, (seiner Folgen wegen) so löbliche Drang der Völker komme, sich einen oder seinen Gott vorzustellen, ihn mit allen besten denkbaren Eigenschaften auszustatten, ihn als Herrn des Alls sich zu denken, ihn zu fürchten oder zu lieben. In der pädagogischen Provinz der Wanderjahre (I, 12) werden nur die Religionen geachtet, welche auf Ehrfurcht, nicht die, welche

*) Riemer (Mittheilungen I, 118) vergleicht dazu das Wort Tertullians Qui figuli modo extrinsecus torqueat molem (Apolog. 47).

auf Furcht beruhen. Zum Universum im Innern vgl. unten Ged. 4 Str. 3.*)

2. Weltseele.

Da das Gedicht im Taschenbuch auf das Jahr 1804**), in den „der Geselligkeit gewidmeten“ Liedern, deren Handschrift bereits am 15. Juni 1803 an Schiller zur Durchsicht gesandt wurde, sich befindet, so liegt die Vermuthung nahe, daß Goethes Mittwochskränzchen es veranlaßt habe, wonach es am 31. Dezember 1801 begonnen sein könnte. Schon am 20. September 1800 hatte Goethe an den in Bamberg weilenden Schelling geschrieben, zu seiner Lehre habe er einen entschiedenen Zug. Am letzten Tage des Jahres waren Schelling und Schiller bei ihm zum Abendessen. Am Anfange des neuen Jahres ward Goethe von einer tödtlichen Krankheit befallen. Auch im Februar 1801 beschäftigten ihn von neuem die Schellingschen Ideen. Nach seiner Badereise verkehrte er wieder mit Schelling. Noch am Schlusse des Jahres 1801 stand Goethe mit Schelling in vertraulicher Verbindung. Aber auch die leiseste Hindeutung auf unser Gedicht in Tagebuch und Briefen fehlt. Als Zelter, der ihn 1826 durch eine „wahrhaftig enthusiastische“ Tonsetzung des Liedes erfreut hatte, zu wissen wünschte, unter welchen Umständen es entstanden sei, meinte der Dichter, es sei seine gute dreißig Jahre

*) Hier folgt Wiederfinden aus dem Divan (VIII, 39).

**) Dort heißt es Weltschöpfung. Die Ueberschrift Weltseele erhielt es schon in der zweiten Ausgabe, die es zwischen Generalbeichte und Dauer im Wechsel (Gesellige Lieder 8 und 6) brachte. 5 ist ungemessenen Schreibfehler. — 10 fand sich In's Weitr' und Weit'. — Die Anreden ihr, euch u. s. w. sind groß geschrieben und richtig nach 6 Punkt statt Komma eingeführt. Dagegen blieb das falsche Punkt nach 10 auch in den folgenden Ausgaben. Die großen Anfangsbuchstaben der Anreden änderte die dritte Ausgabe.

alt; es schreibe sich aus der Zeit her, wo ein jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identifizirte, es auszufüllen, ja es in seinen Theilen wieder hervorzubringen. Aber wie oft irrte sich Goethe in solchen Erinnerungen, wie oft waren ihm seine eigenen Gedichte mit den Zuständen, aus denen sie einst hervorgegangen, so fremd geworden, daß er sich nicht mehr hineinzuversetzen wußte? Er erinnerte sich damals nicht einmal, daß es ein Gesellschaftslied gewesen und als solches zuerst erschienen sei. Schon 1822 hatte er es in die Abtheilung Gott und Welt aufgenommen, da ihm seine ursprüngliche Beziehung fremd geworden war. Wenn Viehoff auf den Ernst des Gedichtes daraus schließt, daß es Goethe neunzehn Jahre später in diese Abtheilung setzte, so dürfte viel eher aus der Veröffentlichung unter den Gesellschaftsliedern der entgegengesetzte Schluß zu ziehen sein, abgesehen davon, daß nach seiner Deutung, das Lied für eine Gesellschaft von Herren und Damen ganz abgeschmackt wäre. Freilich hatte Schiller mit seinem Siegesfest, das er zum Mittwochskränzchen nicht zu Stande brachte, auch einen kühnen Griff gethan, aber er hatte sich doch an die homerische Dichtung gehalten, nicht eine philosophische Naturansicht ernstlich schildern wollen, und es wäre der Gipfel der Tollheit, wenn der Dichter seine schmausenden Gäste von einem heiligen Schmause reden ließe, ohne an den Schmaus, bei dem sie sitzen, zu denken, vielmehr darunter den „Weltmittelpunkt" verstehn sollte, „den Born, woraus alles Leben quillt, wo die Lebenskräfte ihren heiligen Schmaus halten". Für die Entstehung des Gedichtes glaubt er eine viel frühere Zeit wahrscheinlich machen zu können. Weil nämlich Goethe in den Tag- und Jahresheften schreibt, Schellings Weltseele habe bei ihrem Erscheinen (1798) sein

höchstes Geistesvermögen beschäftigt, er habe sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert gesehen, so werde wahrscheinlich die Freude, in Schellings System seine eigenste Ueberzeugung noch bestimmter und belebender als in Spinoza ausgesprochen zu finden, ihm diesen Hymnus eingegeben haben. Man sollte doch denken, ein solches Gedicht würde zu Schillers Musenalmanach für 1799 oder 1800 oder zu Goethes eigenen neuen Gedichten ein höchst erwünschter Beitrag gewesen sein, aber Viehoff läßt es Jahre lang ruhig unter dessen Papieren schlummern. Daß es ursprünglich gar nicht Weltseele geheißen, kümmert ihn nicht im geringsten. Alle Schwierigkeit, welche unsere Zeitbestimmung machen könnte, wird durch die Annahme gehoben, daß das Lied damals nicht vollendet wurde, sondern liegen blieb, bis Goethe eine Sammlung Gesellschaftslieder herauszugeben sich entschloß, wie ja er, und auch Schiller zuweilen, angefangene Gedichte erst später zu Stande brachte. Das Lied ist ein gesellschaftlicher, mit heiterster Laune und schönster Vergegenwärtigung ganz eigenthümlicher Zustände durchgeführter Scherz. Bei jenem Kränzchen, wo sich die Paare nach ritterlicher Sitte zusammenhielten, mochte man auch auf die Naturphilosophie und besonders auf die Monaden zu sprechen gekommen sein, die Möglichkeit geäußert haben, eine menschliche Monade könne einmal auf das Treiben der Himmelswelt einwirken, in ähnlicher Weise, wie Goethe nach Falks freilich falkisch ausgeführtem Bericht am Tage von Wielands Bestattung erklärte, er werde sich nicht wundern, wenn er einst Wieland als einem Sterne erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnen werde, und überhaupt lasse sich für Monaden keine andere Bestimmung denken, als daß sie ewig auch

ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte Theil nähmen. Natürlich waren dies nur geistreiche Phantasien, aber er sprach auch im Ernste vom Eingreifen der entelechischen Monade „in die Kämme des Weltgetriebes“ (am 19. März 1827 an Zelter). Vgl. Ged. 4. An jene philosophische Abendunterhaltung anknüpfend, läßt der Dichter hier die einzelnen Paare sich gegenseitig auffordern, als freie Monaden sich in Gedanken von diesem Mahle (er nennt es einen „heiligen Schmaus“, weil er sie zu höhern, himmlischen Gedanken führt) zu erheben und als schöpferische Monaden zu wirken, wobei es eben eine launige Annahme ist, daß je zwei Monaden zum Zusammenwirken sich verbunden haben. Sie reißen sich von der Erde los und leuchten bald als Sterne im weiten, von Lichtwesen erfüllten Himmelsraum, wo sie „den seligen Göttertraum schweben“, d. i. sie schweben, wie wir uns das Leben der Sterne als Seligkeit vorstellen, wobei zunächst die pythagoreische Sphärenharmonie im Sinne liegt, aber zugleich dieser Zustand als die wirkliche himmlische Seligkeit gedacht wird, von der wir so viel träumen. Gesellig deutet wieder schalkhaft auf die Paare hin. — Str. 3. Von hier aber, wo sie sich ihrer Lichtnatur freuen, treibt es sie wie Kometen durch die unermeßliche Himmelswelt.*) Sie bewegen sich durch alle Weiten**) in den labyrintisch ver-

*) Es zeugt von Leichtfertigkeit, wenn Viehoff Str. 3 erklärt: „Andere Kräfte werden zu Bildung neuer Kometen und Planeten in die Welt entlassen“ und Str. 4 „Wieder andere sind bestimmt u. s. w.“ Schon (5) und dann (9) beziehen sich offenbar aufeinander und 13 wird ohne Verbindungspartikel ein drittes angeknüpft. Ueberall ist nur von den in Str. 1 angeredeten Paaren die Rede und von einer Theilung in verschiedene Klassen zeigt sich keine Spur.

**) Ins Weit' und Weitr' wagte der Dichter nach der Verbindung fern und ferner u. a. Ursprünglich stand Ins Weit' und Weit', in

schlungenen Bahnen der Sonnen und Planeten. — Str. 4. Nun erweisen sie sich schöpferisch, indem sie auf noch ungeformte Erden sich werfen und diese gestalten, wie Gott bei der Schöpfung unsere Erde.*) Vgl. Ged. 3 Str. 3, 5. — Str. 5. Sie bilden zunächst die Wolken, die sich von der Feste und dem Wasser erheben und über ihnen schweben**), dann in der Tiefe der Erde das Steinreich, und nun erst beginnt die Ausschmückung der Erde selbst. — Str. 6. Die Schaffungskraft scheint sich selbst übertreffen zu wollen; das Wasser, das unfruchtbar ist, wie das Meer bei Homer heißt, nimmt das schönste Grün an und jedes Stäubchen Erde wird belebt. v. Loeper vergleicht aus der Farbenlehre: „Wasser so gut als das daraus entspringende Grün." — Str. 7. Die noch von Sumpf bedeckten Stellen der Erdoberfläche werden nun „in liebevollem Streiten", indem die schöpferischen Monadenpaare liebevoll bemüht sind, den feuchten Nebel der Sümpfe zu vertreiben, diese auszutrocknen, zu fruchtbarem Erdreich zu machen, so daß die ganze Oberfläche, wie ein unendliches Paradies in der buntesten (überbunten) Farbenpracht erscheint. — Str. 8 f. Mit einer hübschen Wendung wird die Entstehung des Thierreiches (der gestaltenreichen Schar,

---

gangbarer verstärkender Wiederholung, das vor der Aenderung der zweiten Ausgabe Vorzug verdient. Anders urtheilt v. Loeper.

*) Schwung, vom Umschwung der Zeit.

**) So erklärt mit Recht v. Loeper, während ich früher darunter allgemein die gesammte Entwicklung verstand, die später näher ausgeführt werde, wogegen die Verbindung spricht. Die unendliche Wandelbarkeit der Wolken zog den Dichter lebhaft an. — Flor, insofern sie den reinen Himmel bedecken, ähnlich wie Schleier unten 12, 3. Die nächstliegende Deutung auf den Blumenflor, die Pflanzenwelt, wie sie Viehoff gibt, paßt nicht, da das Pflanzenreich nicht dem Steinreich vorangehn kann, das erst V. 24 ff. erwähnt wird.

mit Bezug auf die unendliche Verschiedenheit der Gestalt bei festbestehendem Typus. vgl. Ged. 8) eingeführt, deren Bedürfniß und Lust am Lichte der Dichter nicht unerwähnt lassen konnte. — Der Menschenschöpfung bedarf es nicht; das Monadenpaar findet sich auf den von Leben und Liebe erfüllten Fluren als das erste glückliche Paar wieder, das in der Selbstbeschränkung der Liebe die höchste Seligkeit und zugleich den innigsten Dank empfindet, daß es, aus dem Traume eines schöpferischen Wirkens in der unermeßlichen Sphärenwelt erwacht, das schönste Leben wiedergewonnen hat.*) — Wer der gegebenen Entwicklung gefolgt ist, dem wird es über jeden Zweifel erhaben sein, daß das Ganze ein heiterer, glücklich aufgelöster Traum ist. Viehoff hatte von der eigentlichen Beziehung und Wendung keine Ahnung, und er hat meine von bedeutenden Kennern als sehr gelungene Lösung eines schwierigen Räthsels begrüßte Deutung von sich abgewehrt. Die in der ersten Ausgabe gegebene Erklärung ist hier genauer bestimmt und begründet. Die frühere Ueberschrift verdient hiernach entschieden den Vorzug.**)

3. Eins und alles.

Auf einem Folioblatte von Goethes Hand (H. 176), datirt „Jena, 6. Oktober 1821", erst zwei Jahre später gedruckt im Morgenblatt vom 24. September 1823 und vorher schon am Ende von II, 5 Zur Naturwissenschaft. Die Ueberschrift des berühmten *Ἓν καὶ πᾶν* ist von Riemer.***) Das Lied spricht in

*) Sehr schön wird das All, welches sie in der Liebe empfinden, dem All entgegenstellt, in das ihr „Göttertraum" sie als schöpferische Monaden versetzt hatte (Str. 9, 4).

**) Hier folgte Dauer im Wechsel (Gesellige Lieder 6).

***) H 176 hat 7 sich durchdringen aus Mit Welten-Seele nach

ernster, scharf bezeichnender Weise die unaufhörliche Verwandlung alles Seienden aus, das nur in Gott ist, der ewig schaffend wirkt, der auch in dem stets in allen Dingen sich regenden Drange nach Werden, Fortentwickelung und Untergang zu neuer Gestaltung sich offenbart. Das ruhig gemüthliche Versmaß ist eine zweitheilige jambische Strophe, in welcher 3 und 6 männlich, die übrigen weiblich unmittelbar aufeinander reimen, wie Lieder 30.*) v. Loeper glaubt, Goethe sei angeregt worden durch eine Aeußerung der jenaischen Litteraturzeitung 1821 Nr. 47, daß jeder dem allgemeinen Lenker zu danken habe, wenn dieser das stille Zusammenwirken verschiedener Gemüther zu einem Ziele unserer Zeit zur unschätzbaren Mitgabe verliehen, und er entdeckt in den beiden ersten Strophen eine Beziehung auf die Naturstadt Gottes.

Der Dichter beginnt mit dem Gedanken, jeder einzelne finde sich als Atom im Weltganzen und in dem hohen Gefühle, ein Theil dieses grenzenlosen Ganzen zu sein, müsse jeder eigensüchtige Trieb erlöschen, die höchste Lust sei es, dieses sein individuelles Dasein aufzugeben.**) Die zweite Strophe führt

---

dem unklaren Bericht der weimarer Ausgabe, 8 Ja statt Dann, 9 Bleibt uns der herrlichste Beruf, 10 Und es sind nur die guten Geister, 11 höchste statt unsre, 12 Dem statt dem, 17 Zur Sonne sey's zu düstrer Erde, aber durchstrichen, 10 darf über soll, 22 Da regt das Ewige (durchstrichen) sich in allen.

*) Die einzigen Anapäste Str. 3, 3. 4, 4 sind durch leichte Elision wegzuschaffen.

**) Die Qual des einzelnen Lebens wird durch die Glut, Wildheit und Mühe des Strebens (Wünschen, Wollen, Fordern) und die beschränkende Nothwendigkeit, den Widerstand, den das Streben findet (strenges Sollen), bezeichnet.

aus, daß wir von der Empfindung, ein Atom im Weltganzen zu sein, ganz durchdrungen sein und mit den übrigen Atomen dort zusammenringen, unsere Kräfte bewähren müssen, wo denn der Geist des ewigen Lebens uns zu immer höherer Thätigkeit heranreifen, uns dem Ewigen immer näher bringen wird.*) Wie ewiges Schaffen und Werden Naturgesetz, der scheinbare Untergang, aus dem neues Leben hervorgehe, im nie ruhenden Entwicklungsgange begründet sei, sprechen die beiden letzten Strophen aus.**) So wird also die Naturbestimmung des Menschen durch unablässiges Streben zu immer reinerer Ent=

*) Der Anruf an die Weltseele, welche das All belebt, ist ganz in der Weise der Kirchenlieder, besonders des Kirchenliedes Veni creator spiritus, das Goethe im vorigen Jahre übersetzt hatte. Der Weltgeist kann nur die im einzelnen Individuum liegende beschränkte Individualität sein, die wir, unablässig ringend, reiner zu gestalten, aus ihrer Beschränktheit zu erheben suchen, wobei wir uns unwillkürlich zum Ewigen hingezogen fühlen, was der Schluß des zweiten Theiles des Faust in menschlicher Verkörperung darstellt. Im andern Sinne braucht Goethe Weltgeist, wenn er 1829 an Zelter schreibt: „Bis wir vom Weltgeist berufen werden, in den Aether zurückzukehren." Der Weltgeist ist keineswegs das thätige und schaffende Prinzip in der Natur, wie v. Loeper im Ernst deutet, wonach wir mit Gott selbst zu ringen haben sollen. Von Gott selbst würden nach ihm hier als seine Attribute ausgeschieden die Weltseele und der Weltgeist; „beide unter sich wurden abgesondert, analog dem Unterschiede von Seele und Geist des Menschen".

**) Und knüpft Str. 3, 1. 4 an, wie sonst und so. — Str. 3, 2. Sich zum Starren waffne, starr werde und als solches Widerstand leiste. v. Loeper erklärte es geradezu „erstarre". — 5. Unter den Entwicklungen wird die Bildung von Sonnen und Erden hervorgehoben. Vgl. Ged. 3. — Farbig heißen die Erden von den drei auf ihnen sich findenden Naturreichen, besonders dem Pflanzenleben. — Str. 4, 3 ff. Jeder scheinbare Stillstand ist entweder verhülltes Vorwärtsgehen oder Zurückgehen. Ewige Bewegung herrscht in allem; denn alles muß seinem Untergang entgegengehn, um aus diesem zu neuem Sein zu erstehn.

wicklung zu gelangen, worin der Tod selbst ein Entwicklungspunkt ist, in unserm mystischen Naturhymnus dargestellt. Vgl. Gesellige Lieder 6. „Die Natur wirkt ewig, lebendig, überflüssig und verschwenderisch, damit das Unendliche immer gegenwärtig sei, da nichts verharren kann", schrieb Goethe den 13. August 1831 an Zelter.

4. Vermächtniß.

Das Gedicht ist aus dem Aerger hervorgegangen, daß Goethes berliner Freunde bei der von Alexander von Humboldt geleiteten Naturforscherversammlung im Herbste 1828 die beiden letzten Verse des vorigen Gedichtes in goldenen Buchstaben angebracht hatten, da sie in dieser Vereinzelung als Spruch dumm seien, was doch kaum im Ernst behauptet werden kann. Schon am 12. Februar 1829 theilte er das eben entstandene Gedicht Eckermann mit und ließ es, um es bald ins Publikum zu bringen, noch in demselben Jahre am Ende des zweiten Theiles der Wanderjahre als Schluß der dort zur Ausfüllung des Bandes gegebenen Betrachtungen im Sinne der Wanderer mit lateinischen Buchstaben unter der jetzigen, vielleicht von Eckermann vorgeschlagenen Ueberschrift abdrucken.*) In unserer Abtheilung brachte es hier zuerst die Quartausgabe.

Sprach Eins und Alles (Ged. 3) die Stellung des einzelnen im Weltganzen aus, so lehrt der Dichter hier, daß der Mensch, ohne sich durch nutzlose Gedanken über das Jenseits stören zu lassen, auf Erden thätig wirken müsse. v. Loeper

*) Dort steht richtig Str. 1, 5 lebendgen statt des aus der Quartausgabe fortgepflanzten lebendigen. Sonst findet sich kein Anapäst mit Ausnahme des aus dem vorigen Gedichte herübergenommenen Ewige (2).

meint, es sei wirklich Goethes Vermächtniß, der zusammengefaßte Ausdruck seiner letzten Ideen über Gott und Welt, nicht bloß Beleuchtung, sondern zugleich Anweisung, Anmahnung, wie sie einem Testament gezieme, wofür er er die Imperative 22—26 anführt, aber diese Form herrscht von Anfang an (vgl. 3. 9. f. 13) und derselben Art sind 19 hast du dann zu trauen und 34 Du prüfst. Das Gedicht will das Mißverständniß des Schlusses seines Eins und Alles abweisen. Die erste Strophe nimmt den Schluß von Eins und All (unser Gedicht ist in demselben Versmaß geschrieben) zurück, insofern dieser Ausspruch für sich allein dem Mißverständnisse ausgesetzt ist. Kein Wesen kann völlig untergehn, da der ewige Geist in allem wirkt, so daß du dich des Seins als ewig freuen kannst; denn die lebenskräftigen Atome, aus denen das Weltganze besteht, werden durch das Gesetz fortdauernder Entwicklung erhalten. — Str. 2 fügt zunächst die Lehre hinzu, daß wir uns an die längst durch edle Geister, die eine fortgehende Kette der menschlichen Bildung ausmachen, gefundenen Wahrheiten halten, wir diese dankbar aufnehmen müssen. Vgl. Parabolisch 8. Als Beispiel der großen längst entdeckten Wahrheiten wird die von Copernicus erkannte Weltordnung genannt, nach welcher die Erde (ihr bezieht sich sehr kühn auf den ersten Theil von Erdensohn) und die übrigen Planeten (Geschwister) die Sonne umkreisen.*) — Das durch Copernicus erkannte Sonnen-

*) Irrig habe ich früher mit andern unter dem alten Wahren den Satz verstanden, daß nichts zu nichts werden könne (Lucr. I, 216—265). Der Weise ist nicht der Allweise, Gott, sondern Copernicus, der beispielsweise angeführt wird, zum Belege, wie weit menschliche Weisheit reiche. Auch Viehoff versteht unter dem alten Wahren die Lehre von Str. 1. Zu den größten

system führt den Dichter Str. 3 zu der Sonne in unserm Innern, dem Gewissen, der Stimme in uns, die, wie die Sonne Tag und Nacht hervorruft, unserm Handeln seine unverrückte Bahn anweist. Das Gewissen ist das Sonnencentrum, das unsern Sittentag lenkt, da es, was gut und bös ist, unzweifelhaft zeigt.*) — Str. 4f. lehren, daß wir auch den Sinnen uns getrost überlassen, ihnen trauen und ihrer Erscheinungen uns freuen dürfen, nur müsse sie der Verstand überwachen, daß wir uns nicht von ihnen täuschen lassen; die Vernunft soll aus dem Reiche der Erfahrung, welches der Verstand ordnet, uns zur reinen Erkenntniß erheben.**) — Str. 6. An dem, was du für dich als wahr gefunden, mußt du dich halten, nicht nach der Meinung der Menge fragen, dich vielmehr an die verständige Minderheit anschließen. Zu Ende des Jahres 1829 schrieb Goethe an Zelter: „Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an

Spitzfindigkeiten verirrte sich Kannegießer in der Deutung unseres Gedichtes in Herrigs Archiv XXV.

*) Auch hier denkt Kannegießer noch an den Satz, daß kein Wesen zu nichts zerfallen könne; das soll uns auch unser Gewissen sagen!

**) Str. 4, 1. Dann, weiter, sollte eigentlich voranstehn. — 2 f. Die Sinne selbst täuschen nicht, wenn man nur nicht das, was sie uns empfinden lassen, für wirklich hält. „Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt", heißt es in Goethes Maximen. — 5. Geschmeidig, indem du alles rein aufnimmst, dich nicht eigenwillig verschließest. — 6 deutet auf die reiche Schönheit der Welt. — Str. 5, 1 macht den Uebergang zu der über den Sinnen stehenden, zum Ewigen führenden Vernunft. Füll' und Segen, Segensfülle. — 3. In der Natur freut sich alles Lebende seines Daseins. — 4 ff. Die Vernunft lehrt uns die Vergangenheit verstehn und die Folgen voraus erkennen, so daß uns die vorüberrauschende Gegenwart, indem wir sie durch beide erweitern, zur Ewigkeit wird.

mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert.“ In den Sprüchen heißt es: „Kenne ich mein Verhältniß zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ichs Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige.“*) Seine Ansicht über die Majorität in der Wissenschaft und im Staate hat Goethe vielfach ausgesprochen. „Wir lassen die Majorität freilich gelten im nothwendigen Weltlauf“, heißt es in den Wanderjahren (III, 11), „im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie“, und daselbst (III, 14) äußert er, wenn auch eine falsche Ansicht die Oberhand gewinne, so bleibe doch für das Wahre noch immer eine Minorität übrig, wenn sie sich auch auf einen einzigen Geist zurückzöge. „Die Menge, die Majorität ist nothwendig immer absurd und verkehrt“, bemerkte er am 17. Mai 1829 gegen den Kanzler Müller; „denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit“, was er dann weiter ausführte. — Str. 7. Willst du etwas Bedeutendes schaffen, so ziehe dich auf dich selbst zurück; nur in der Einsamkeit gedeiht ein großes Werk des Philosophen und des Dichters, und was du da in dir gewonnen, wird von edlen Seelen erkannt werden. In den Sprüchen heißt es: „Der Appell an die Nachwelt ent-

---

*) Str. 6, 1 erwartet man ist statt war. — 2. Vom Gefühl durchdrungen, hast erkannt. v. Loeper bemerkt zu bist „als Folge des war“, ohne anzugeben, weshalb hier der Wechsel der Zeit eintritt, da doch das in 1 und 2 Bezeichnete gleichzeitig ist. — Das allgemeine Walten, das, was allgemein angenommen wird. v. Loeper versteht hier die breite empirische Welt und ihr Treiben im Gegensatz zu dem in der Isolirung („in Stille“) wirkenden Denker und Dichter. Seltsam denkt Kannegießer an die Gottheit. — 5. Es wird nach seiner Weise schalten, wird verlangen, daß man es anerkennt.

springt aus dem reinen, lebendigen Gefühle, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität zu erfreuen habe." Von dem gelungenen Kunstwerk heißt es im Prolog zum Faust, es erscheine oft erst, wenn es durch Jahre durchgedrungen, in vollendeter Gestalt. Hier ist aber nicht von allgemeinem Beifall, sondern von freudiger Anerkennung des Edelsten die Rede.

5. Parabase.

Ohne Ueberschrift brachte diese Verse das dritte im Herbste 1820 erschienene Heft Zur Morphologie*) auf der Rückseite des Titels der „anatomisch-osteologischen Vorträge aus dem Jahre 1796". Nach der weimarischen Ausgabe steht die Ueberschrift anscheinend über Goethes Bleistiftbemerkung. Parabase heißt in der alten attischen Komödie die vom Inhalte des Stückes ganz unabbängige Rede, welche der Chorführer im Namen des Dichters an die Zuschauer richtet. Hier sollen die Verse als Einleitung zu den folgenden Naturgedichten bezeichnet werden. Vgl. unten Ged. 7. 9. — Viele Jahre lang habe ich unablässig der unendlich reichen Schaffungskraft der Natur nachgeforscht und dabei überall die Entwicklung eines ewig wirkenden Lebens gefunden, das im Großen und Kleinen sich eigenthümlich gestaltet.**) So immer wechselnd, aber an dem Gesetze seiner Entwicklung festhaltend, in der weitesten Ferne

*) Hier stand schon nach 8 Punkt, 9 wechselnd, 11 irrig Punkt vor dem Gedankenstrich. Es sollte nach 8 Semikolon, nach 10 Punkt gesetzt werden.

**) „Klein das Große, groß das Kleine." Auch die Entwicklung des Kleinsten ist groß, bewundernswerth, wie die des Großen klein ist, insofern aus der Umwandlung der kleinsten Theile die des Ganzen sich ergibt.

wie in der Nähe*), bringt die stets gestaltende und umgestaltende Natur die wundervollsten Erscheinungen hervor. Fast schalkhaft führt der Dichter im letzten Verse, worauf auch der Gedankenstrich deutet, plötzlich die Natur selbstredend ein. Daß V. 9 noch der Dichter, nicht die Natur spricht, zeigt sich, da sonst mich stehn müßte. Die Verse sollten als drei Strophen gedruckt sein.

6. Metamorphose der Pflanzen.

Bereits in der ersten Auflage habe ich bemerkt, daß das Gedicht am 17. und 18. Juni 1798 die letzte Bearbeitung und Durchsicht erhielt. Das Tagebuch schreibt am erstern Tage: „Die Metamorphose der Pflanzen", am andern: „Metamorphose der Pflanzen. Gedichte (die für Schillers Musenalmanach) in Ordnung." In einer Sammlung, die H 148 vorherging, führte das Gedicht die Nummern 13—17, wie Ged. 8 die Nummern 19—22. Der Musenalmanach auf das nächste Jahr brachte es auf dem ersten, schon am 28. August ausgedruckten Bogen. In den neuen Schriften, wo es unter die Elegien nach Amyntas (Elegien 5) gestellt war, erlitt es manche Veränderungen**), bei denen wohl meist Vorschläge A. W. Schlegels

*) „Nah und fern und fern und nah" scheint nur bezeichnen zu sollen „immer, sei sie nahe oder fern", mit Bezug auf die uns nahen und von uns fernen Naturgegenstände auf Erden, in den Wolken und in der Himmelssphäre.

**) Hier trat V. 2 den statt des ursprünglichen dem ein, nach 8 fiel der Gedankenstrich aus, 10 war bildet statt bilde gesetzt, 12 befruchtender statt des Druckfehlers befeuchtender, 14 zärtesten statt zartesten (wie zärteren schon 36. 39, zärtesten 52 stand), 38 Rippe statt Ribbe, 43 gedrängt entscheidet statt bildet sich so, am Schlusse sich statt aus, 46 gereiht statt des Druckfehlers gerecht, 51 „es zieht zusammen" statt „zusammen zieht es", 52 „Zwiefach streben sie vor" statt „Wickeln sich zwiefach

benutzt waren.*) Nur weniges änderten die folgenden Ausgaben.**)

Nach einer Aeußerung, die Goethe bei Gelegenheit seiner Schrift Die Metamorphose der Pflanzen im Jahre 1817 that, würde das Gedicht im Anfange der neunziger Jahre entstanden sein, um Freundinnen, die mit seiner „abstrakten Gärtnerei", seinen Forschungen über die Pflanzenmetamorphose, nicht zufrieden waren, dazu anzulocken. Höchst willkommen sei das Gedicht der eigentlich Geliebten gewesen, welche das Recht gehabt, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen. Freilich erzählt Riemer, Christiane Vulpius habe Goethe bei seinen botanischen

---

hervor", 63 „Wende nun, o Geliebte" statt „Nun, Geliebte, wende", 65 verkündet statt winket, 75 die statt diese. Auch die Satzzeichnung ward hier mehrfach verbessert; so stand ursprünglich Komma nach V. 4, 24, 54, wie jede Interpunktion fehlte nach 5 und 27 und in der Mitte von 80.

*) Schlegels Vorschläge liegen nur noch zu den letzten sechs Versen vor, die von 1 bis 74 sind verloren gegangen. 75 hatte er die statt diese verlangt, weil bald keine vollkommene Kürze sei, 79 da Ansicht kein Trochäus sei, ändern wollen, und Aehnlicher Ansicht auch oder Aehnliche Weltansicht oder Gleichem Blick auf die Dinge verlangt. Sonst bemerkte er, die Verse fingen noch zu häufig mit mehreren Trochäen an (3. 41. 43. 53. 57. 59. 63. 65). „Es kommt hiebei gar nicht so sehr auf eine größere Zahl von Daktylen an als auf die Art, wie die Worte sich theilen, z. B. der Vers: „Und zusammen zieht es sich schnell, die zartesten Formen" klinge gleich viel daktylischer, wenn es heißt: „Und es zieht zusammen sich schnell u. s. w.", bemerkte Schlegel.

**) Die zweite gab 2 wieder dem, 10 wieder bilde, 54 ordnen statt reihen, 72 entsproß statt ersproß; 8 war glücklich ausgefallen. Die dritte hat 10 bildet, 73 in (statt aus) unserm, vielleicht nur Druckfehler. Riemer wollte 22 zeiget statt bezeichnet. Die Ausgabe letzter Hand, welche das Gedicht zweimal, zuerst unter den Elegien, dann in unserer Abtheilung, bringt, hat an der erstern Stelle 47 staunst statt erstaunst. Nach 8 stellte Goethe 1827 den Gedankenstrich wieder her, „um den Absatz anzudeuten".

und chromatischen Untersuchungen anmuthige Gesellschaft geleistet, und unser Gedicht schildere das schöne Verhältniß des Dichters zu seiner Freundin, aber dieser beruft sich eben nur auf die angeführte Stelle und ein paar andere gar nichts beweisende über die Elegien, nicht auf persönliche Aeußerungen Goethes. Und die Art, wie Goethe hier zur Geliebten redet, entspricht nicht seinem Verhältnisse zu Christianen im Jahre 1798. Der Gedanke einer didaktischen Elegie kam dem Dichter erst, nachdem er in größern Elegien sich versucht hatte. Viehoffs Aufstellung, die erste Fassung falle 1790, die Ueberarbeitung sieben Jahre später, ist eine ganz willkürliche Zurechtstellung des falschen Berichtes der Tag- und Jahreshefte 1797: „Ich schrieb den Neuen Pausias und die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form". In dem dabei zu Grunde liegenden Schema steht richtig: „Metamorphose der Insekten. Hermann und Dorothea. Der neue Pausias. Braut von Korinth. Bajadere." Die Ausführung ist ebenso lückenhaft wie unwahr. Den Plan zur Dichtung mag er schon in den ersten Monaten des Jahres 1798 gefaßt, auch wohl einzelnes ausgeführt haben. Daß unter dem manchen, was ihm anfangs 1796 im Kopf und Sinn lag, das Tagebuch den ersten Entwurf des Gedichtes übergeht, wird den nicht wundern, der dessen Art und Weise kennt. Mit Recht erinnert v. Loeper an Schillers Wort vom 16. August 1799, im vorigen Jahre sei das Gedicht von der Metamorphose so schnell da gewesen; vermuthlich hatte Schiller gar nichts von dem Entwurf gewußt.

Durch die glücklichste Einkleidung ist die Darstellung der Grundzüge der Pflanzenmetamorphose belebt und das Ganze zu einem anmuthigen Liebesgedichte geworden. Daß er wirklich

Christiane Vulpius, die künstliche Blumen in Bertuchs Fabrik gemacht hatte, in seine Lehre von der Pflanzenbildung eingeführt, möchten wir in Zweifel ziehen. Wir wissen nur, daß er viel später die Damen seines Kreises auch in diese Lehre einweihte. Der Dichter wandelt mit der Geliebten in einem Kunstgarten, wo er auf ihren Wunsch die botanischen Namen der einzelnen Pflanzen nennt, aber, da er wohl fühlt, wie wenig ihr die fremdklingenden Namen sagen können, treibt es ihn, der Freundin zu vertrauen, daß durch alle diese so ähnlichen und doch verschiedenen Bildungen dasselbe Gesetz gehe, und den Versuch zu machen, ihr das darin liegende Räthsel zu lösen (1—8).*) Zunächst wird 9 f. allgemein die organische Bildung der Pflanze bezeichnet, wie sie von Stufe zu Stufe endlich zu Blüte und Frucht gedeiht; dies, was jedem eine augenfällige Erfahrung ist, wird gleichsam als Beispiel der durchgehenden Entwicklung hervorgehoben. Von der frühesten Bildung, der Kindheit der Pflanze, wird ausgegangen (11—22), von den ersten Organen des an das Licht tretenden Wachsthums des Samenkorns, die „unter diesem verborgen gegenwärtig gewesen", wie es in der Schrift über die Metamorphose heißt, den sogenannten Kotyledonen, die nach ihrer verschiedenen Bildung Samenklappen, Kernstücke, Samenlappen, Samenblätter genannt werden, aber auch in ihrer blattähnlichsten Gestalt gegen die Blätter des Stengels unaus-

*) Die verschiedenen Blumenarten scheinen ihr eine „tausendfältige Mischung", bunt durch einander gemischt, ein „Blumengewühl", wobei der Vergleich mit dem über einen weiten Raum verbreiteten Menschengewühl vorschwebt. Vgl. 62 das „bunte Gewimmel". — 2. Ueber dem Garten. Es schwebt der Begriff des Stehens, nicht der Verbreitung vor. — 5. Und so, durch die Aehnlichkeit bei aller Ungleichheit. — 6. Das Chor braucht Goethe regelmäßig von jeder Menge, wie er in der Pandora sagt das Chor der Neulinge.

gebildet sich zeigen. Der Einfluß des Lichts und der Luft im Gegensatze zur befruchtenden Erde wird hervorgehoben, übergangen, daß sie dadurch „die grüne Farbe in einem höhern Grade annehmen, die in ihnen enthaltenen Gefäße kenntlicher, den Blattrippen ähnlicher werden".*) — Die Ausbildung der Stengelblätter bis zur höchsten Entwicklung bezeichnen 23—32. „Die fernere Ausbildung breitet sich unaufhaltsam von Knoten zu Knoten durch das Blatt aus", heißt es in Goethes Schrift, „indem sich die mittlere Rippe desselben verlängert und die von ihr entspringenden Nebenrippen sich mehr oder weniger nach den Seiten ausstrecken. Diese verschiedenen Verhältnisse der Rippen gegen einander sind die vornehmste Ursache der mannigfaltigen Blattgestalten. Die Blätter erscheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeschnitten, aus mehrern Blättchen zusammengesetzt."**) Die höchste Vermannigfaltung der einfachen Blattgestalt zeigt die Dattelpalme, welche 31 f. vorschwebt. „In einer Folge von mehrern Blättern schiebt sich die Mittelrippe vor, das fächerartige einfache Blatt wird zerrissen, abgetheilt und ein höchst mannigfaltiges, mit einem Zweige wetteiferndes Blatt entwickelt." Auf höchst glückliche Weise bildet der Dichter den Uebergang zur gewöhnlichen langsamern Bildung des Blütenstandes (33—38).

---

*) 12. Hold deutet auf die liebevolle Theilnahme. — 13. Das Licht heißt ewig bewegt, weil es sich mit unendlicher Geschwindigkeit ununterbrochen fortpflanzt. — 14. Zärtesten Bau, im Gegensatz zu den ausgebildeten Blättern, welche Einschnitte, Haare und andere Gefäße auf ihren Flächen zeigen. — 15 f. In dem Samenkorn lag das Vorbild der ganzen Pflanze, das sich entwickelnd ihre Bildung beginnt, indem das ruhige Leben aus dem Schooße der Erde zum Licht sich empordrängt.

**) Unter dem untern Organ (28), worin die Theile verwachsen vorher ruhten, sind die Kotyledonen gemeint, die 21 das erste Gebild hießen.

„Die Stengelblätter fangen an von ihrer Peripherie herein sich wieder zusammenzuziehen, besonders ihre mannigfaltigen äußern Eintheilungen zu verlieren, sich dagegen an ihren untern Theilen mehr oder weniger auszudehnen.“ Daran schließt sich die Bildung des Kelches (39—43) und der Krone (44—48). „Oft sehen wir diese Umwandlung der Theile schnell vor sich gehn, und in diesem Falle rückt der Stengel von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängt und verfeinert, in die Höhe und versammelt an seinem Ende mehrere Blätter um eine Achse.“ Daß die Blätter des Kelches dieselben Organe sind, welche sich zu Stengelblättern ausgebildet, zeigt Goethes Schrift. Die Zahl und Gestalt, in welcher die Kelchblätter um die Achse gereiht werden, wechselt bei einigen Pflanzen („gezählt und ohne Zahl“ 41 f.), doch diese Abweichungen haben „die Meister der Wissenschaft gleichsam in einen engern Kreis einzuschließen gesucht“. „Auf diese Weise also bildete die Natur den Kelch, daß sie mehrere Blätter und folglich mehrere Knoten, welche sie sonst nacheinander und in einiger Entfernung voneinander hervorgebracht hätte, zusammen, meist in einer gewissen bestimmten Zahl und Ordnung, um einen Mittelpunkt verbindet. — Wie die Organe im Kelch zusammengezogen werden, so dehnen sie sich nunmehr als Kronenblätter durch den Einfluß reinerer, durch den Kelch abermals filtrirter Säfte, in einem hohen Grade verfeint, wieder aus und bilden uns neue, ganz verschiedene Organe vor. — Es ist eine sehr wahrscheinliche Meinung, daß Farbe und Geruch der Kronenblätter der Gegenwart des männlichen Samens in denselben zuzuschreiben sei.“ Die dichterische Darstellung übergeht absichtlich manches einzelne, hebt dagegen hervor, wie diese höchste Pracht der Pflanze, die

Blume, sich stufenweise entwickelt („gereiht, Glieder an Glieder gestuft"), wobei die Schönheit der Pflanze als eines in sich vollendeten Ganzen bezeichnet wird. Wie aus der Krone der Blume sich die Staubwerkzeuge entwickeln und die Befruchtung vor sich geht, in der Frucht aber, die wieder das Samenkorn in sich trägt, der Kreis der Entwicklung der einzelnen Pflanze geschlossen ist, stellen 49—62 dar. Die zärtesten Formen, die „zwiefach vorstreben, sich zu vereinen bestimmt", sind die Staubwerkzeuge und der Griffel, die auf der gleichen Stufe des Wachsthums stehen, indem beide aus einer Zusammenziehung in der Blume hervorgehen. Der in der Frucht verschlossene „Ring der ewigen Kräfte" (59) bezeichnet die „sechs Schritte", durch welche „die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilen durch zwei Geschlechter vollendet", wobei Ausdehnung und Zusammenziehung abwechseln (Ausdehnung bis zum Stengelblatte, Zusammenziehung zum Kelche, Ausdehnung zur Krone, Zusammenziehung zu den Geschlechtstheilen, endlich die größte Ausdehnung in der Frucht, die größte Zusammenziehung im Samen).*) Die „ewigen Kräfte" des Lebens ruhen in jedem Samenkorn, das in sich Keim, Wurzel und Blatt trägt (17) und am Ende wieder neue Samenkörner hervorbringt. Wie aus den Kotyledonenblättchen in fortwährender Umgestaltung alle noch so verschiedenen Bildungen hervorgehen, ist bedeutsam (24. 28. 33 f. 40. 45. 49. 59) hervorgehoben.

---

*) Höchst glücklich ist 56 f. die Befruchtung dargestellt. Goethe stimmte der Meinung bei, daß der in den Staubkügelchen aufbewahrte höchst feine Saft von den Pistillen, an welche die Staubkügelchen sich anhängen, eingesogen werde. Die Vergleichung mit der menschlichen Vereinigung der Geschlechter schwebt schon bei dem „geweihten Altar" (55) vor.

Nach der Darstellung des Gesetzes der Umgestaltung wendet sich der Dichter zur Geliebten zurück, die nun nicht mehr durch das bunte Gewimmel der Blumen des Gartens (V. 1 f.) sich verwirren lassen, sondern in jeder einzelnen Pflanze bei aller Mannigfaltigkeit dieselbe Umbildung des einen im Samenkorn verborgen liegenden Organs erkennen werde (63—66). Und dasselbe Naturgesetz beständiger Umbildung wird sie überall wiederfinden, mag sie die Raupe kriechen, den Schmetterling fliegen, den Menschen, an dem die Bildsamkeit so sichtbar zu Tage tritt, in den verschiedenen Lebensaltern sich ändern sehn (67—70).*) Mit feiner Anmuth wendet sich der Dichter zu der innigen Geist- und Herzensverbindung mit der Geliebten, welche sich auch aus einem Keime zur vollendetsten Liebe, der sie sich heute freuen, entwickelt hat (71—76), und so schließt er mit dem Preise der reifsten Frucht ihrer Liebe in gleichstimmiger Gesinnung und Anschauung, welche uns ein höheres geistiges Leben erschließt (77—80).**) Das Glück eines geschenkten Sohnes hatte Goethe schon am Ende der Epigramme gefeiert; hier tritt an dessen Stelle der reinste durch die Liebe zur Natur geweihte Seelenbund.

7. Epirrhema.

Handschriftlich im Album der Gräfin Julie v. Egloffstein (H 177) ohne Ueberschrift und in der zum Drucke des dritten

*) 70. „Die bestimmte Gestalt." Die menschliche Gestalt ist die ausgeprägteste von allen.

**) 73. „Aus unserm Innern", indem sie im Keime darin lag. Ob das in der dritten Ausgabe absichtliche Aenderung sei, läßt sich nicht bestimmen. — Blüten und Früchte (74) sind eben die mannigfaltigen Gestalten, welche die ewig gestaltende und umgestaltende Natur ihren Gefühlen verliehen hat (75 f.) Stillentfaltend ist als nähere Bestimmung der Entwicklung der Natur zu fassen.

Bandes angefertigten H 148 mit der von Goethe über Blei gesetzten jetzigen Ueberschrift.*) Ohne Ueberschrift zuerst im zweiten Hefte Zur Morphologie auf dem ersten Bogen unmittelbar hinter den orphischen Urworten (10). Der Anfang des erst im März 1820 im Drucke vollendeten Heftes war schon im vorigen Jahre gedruckt. Unter den „herrlichen Gedichten aus der Morphologie", die Goethe am 5. Oktober 1819 dem Kanzler v. Müller in Jena vorlas, waren auch wohl unsere Verse. Die Ueberschriften Epirrhema und Antepirrhema (Gedicht 9), nahm Goethe sammt Parabase (Ged. 3) aus der alten attischen Komödie, wo sie die beiden nach der Strophe und Gegenstrophe des Chores eintretenden Rezitative, meist aus 16 trochäischen Tetrametern, bezeichnen, welche auf die Parabase folgen. — Der erste Spruch lehrt, man dürfe nicht Inneres und Aeußeres als von einander unabhängig betrachten, da alles aus einem Keime folgerecht sich entwickle. Dieses sei ein heiliges, offenbar allen, die sehn wollen, vorliegendes Naturgesetz.**) Vgl. unten 21. 22. Schon 1798 finden wir Goethes Spruch: „Was ist das Aeußere einer organischen Natur anders als die ewig veränderte Erscheinung des Innern?" — Im zweiten Spruche heißt es: Nichts bleibt immer dasselbe; alles verändert sich, ist in jedem Augenblicke eine der wechselnden Entwicklungen des zu Grunde liegenden Keimes. Der wahre Schein ist die augenblickliche Erscheinung, das ernste Spiel, die fortwährende Umgestaltung. Auf den Abtheilungstitel der Morphologie „Bildung und Umbildung organischer Naturen" hatte Goethe

*) Hier standen 3 drinne statt drinnen, 8 Lebendges statt Lebendiges.

**) Zu öffentlich Geheimniß vgl. zu verm. Gedichte 12, 83.

das Wort Hiobs gesetzt: „Siehe, er geht vor mir, ehe ichs gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ichs merke."

8. Metamorphose der Thiere.

Schon in der ersten Auflage gedachte ich der Tagebuchbemerkung vom 10. November 1806: „Hexameter zur Morphologie", die wohl auf eine frühere Fassung unseres Gedichts deutet. Goethe las unsere Verse am 5. Oktober 1819 dem Kanzler v. Müller aus dem zweiten Hefte Zur Morphologie vor; er hatte es wohl in diesem Sommer zu Karlsbad vollendet. Es findet sich auf dem siebenten Bogen des aus 10 bestehenden Heftes nach dem „Ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie (Januar 1795)" unter der großgedruckten Ueberschrift: ἀθροισμός.*) In der Ausgabe letzter Hand findet sich die wohl aus der Sammlung von 1822 (vgl. oben S. 102) stammende Ueberschrift, bei der der Gleichheit wegen (vgl. V. 6) auch hier die hätte vorgesetzt werden sollen.**)

Der abweichende Ton von der Metamorphose der Pflanzen (Ged. 6) tritt auch in der verschiedenen Versform hervor. Goethe wählte hier Hexameter, deren sich die ältesten philosophischen Dichter der Griechen bedient haben. Nicht an die

---

*) Wörtlich Sammlung, Anhäufung, hier von der jedem einzelnen Thiere verliehenen Masse von Kräften (vgl. zu V. 12—24) und die Ueberschrift von Epigrammatisch 11. Aehnlich brauchte Epikur ἄθροισμα von einer Sammlung von Atomen. Nach Goethe war jedes Lebendige kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit.

**) Druckfehler der Quartausgabe sind V. 6 bestimmt statt bestimmte, 8 angemessene statt ungemessene, die später fortgepflanzt wurden. Statt eines Komma nach 53 hat die Ausgabe letzter Hand richtig Punkt gesetzt.

Geliebte wendet er sich, sondern an Eingeweihte, die er jetzt in den höchsten Grad aufnimmt; in den eleusinischen Mysterien waren dies die Epopten (Schauende). Dies verkennt v. Loeper, wenn er sagt: „Der Anfang wie aus der Mitte eines umfassenden Gedichts sich zu einer Einzeldarstellung wendend.“ Der meist glücklich durchgeführte Ton ist ernst würdig, bei aller fast nüchternen Einfachheit anschaulich und treffend bezeichnend. Der Anfang deutet auf die Vorbereitung der Einzuweihenden (also bereitet)*); die Mitteilung wird als ein Heranheben zum Gipfel der Erkenntniß bezeichnet. 3—11 erscheint die Natur als die ihre Gaben nach dem Bedürfniß ihrer Kinder reich ausspendende, doch weiter um sie unbesorgte Mutter, die alle frei nach ihrer Lust umherschweifen und das Nöthige sich selbst suchen läßt. Weshalb sie um ihre Geschöpfe unbesorgt sein dürfe, sprechen 6 ff. aus. Die beiden Bestimmungen, die sie traf, bestehen in der Beschränkung der Bedürfnisse bei den einzelnen Thieren und in der reichlichen Darbietung der Mittel zu deren Befriedigung. Daran knüpft sich lose die Bemerkung, sie könne deshalb unbesorgt sein und brauche sich nicht weiter um sie zu kümmern (sie zum Genusse des Lebens zu erziehen).**) Jetzt erst kommt der eigentliche Gegenstand des Gedichtes, die Gesetzmäßigkeit der Form, die auch bei den seltensten Erscheinungen dem zu Grunde liegenden Typus gemäß ist (12—32). Jeder Theil entspricht dem Typus und ist nach dem Charakter des einzelnen Thieres gebildet, so daß bei ihm alles zweckmäßig er-

---

*) Irrig denkt Viehoff daran, „daß man seine Betrachtungen über die Metamorphose der Pflanzen, der Insekten u. s. w. durchgemacht habe“.

**) 9. Und (vor ruhig), im Sinne von und so, weshalb auch das die Dauer bezeichnende Präsens folgt.

scheint und in innigster Uebereinstimmung steht (12—24). In dem schon genannten Ersten Entwurf heißt es: „Wir denken uns das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegeneinander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehn. — Das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen."*) Hieran schließt sich 25—32 der Gedanke, daß durch die äußere Gestalt die Lebensweise des Thieres bestimmt wird, wie diese umgekehrt auf die Bildung der Gestalt wirkt. Auch äußere Verhältnisse, elementare Kräfte (äußerlich wirkende Wesen), ändern die Gestalt, aber der allgemeine Typus des Thieres bleibt bestehn, der sich nur dem innern Keime gemäß entwickeln kann, in diesem Gesetz und Schranke findet, über welche die Natur selbst nicht heraus kann. In dem Ersten Entwurf heißt es nach der angeführten Stelle: „Die verschiedenen elementaren Naturkräfte wirken auf den Typus des Thiers ein, und er muß den allgemeinen äußern Gesetzen bis auf einen gewissen Grad sich gleichfalls fügen."**)

---

*) 15. Die seltenste Form, die auffallendste Bildung eines Thieres. — Das Urbild, den Typus (bewahrt im Geheimen). Vgl. Kunst 16. — 16—21 führen den Satz V. 13 in zwei Beispielen aus. — 22—24. Durch diese zweckmäßige Einrichtung ist jedes Thier zu vollem Wohlsein gebildet.

**) 29 befindet für findet. — Die Thiere sind edlere Geschöpfe, insofern das Thierreich die höchste Stufe der drei Naturreiche bildet. — 30. Heilig, weil von der ewig waltenden Natur angeordnet. — 31. Kein Gott, nach antiker Vorstellung, wie auch sonst bei Goethe ein Gott steht, nur fällt es

Daß trotz aller scheinbaren Willkür im einzelnen das Gesetz einer bestimmten Schranke herrsche, führen 33—49 aus.*) Im Ersten Entwurf heißt es: „Keinem Theil kann etwas zugelegt werden, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt. Hier sind die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im mindesten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem zwar beschränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben; was er auf jedes wenden will, steht ihm bis auf einen gewissen Grad frei. Will er der einen mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert, allein er ist genöthigt, an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen."

Wie in der Metamorphose der Pflanzen schließt der Dichter auch hier mit einer allgemeinen Beziehung und der Anwendung auf den Menschen (50—61). Die in der thierischen Welt als unverbrüchliche Satzung gefundene Verbindung von Gesetz und Freiheit**) ist die Lehre, welche die Muse hier verkündet.***) Vgl. Epigrammatisch 1, 14. Einen höhern Begriff

---

auf, daß die Natur dem Gott entgegengesetzt und ihr das Ehren der Grenzen zugeschrieben wird, die sie doch selbst gesetzt hat. Aber vgl. zu Geb. 9 S. 173.

*) Störend ist, daß 33 ganz gleich wie 29 beginnt. — 35. Das Wollen steht nach Willkür etwas sonderbar für den Bildungstrieb.

**) Der Dichter bezeichnet diesen Gegensatz auf vierfache Weise, vom Gesichtspunkte der Macht, des Wollens, der Selbstbestimmung und der Ordnung, in welcher Vorzug und Mangel sich das Gleichgewicht halten.

***) 53. Harmonisch deutet auf den Rhythmus, der sanfte Zwang auf die leichte dichterische Darstellung im Gegensatz zur streng wissenschaftlichen.

gibt es für den geistigen Menschen überhaupt nicht; dieses Gesetz ist das höchste, was die Sittenlehre, das Leben, der Dichter und auch der Staatsmann aufzustellen vermag.*) Der Mensch aber darf sich freuen, daß er, das höchste aller Geschöpfe der Natur, diesen ihren größten Gedanken zu erkennen vermag. Den Schluß bildet die Aufforderung, dieses Gesetz der Thierbildung in unabläßiger Betrachtung der einzelnen Erscheinungen zu verfolgen und der Muse zu glauben, daß das, was er dort zu sehn glaube, reine Wahrheit sei.

9. Antepirrhema.

H 148. In Eckermanns Hand, Tinte über Blei gezogen. Gedruckt in demselben Hefte Zur Morphologie, wie Ged. 7, auf dem zweiten Bogen, am Ende der kurzen Bemerkung Bedenken und Ergebung und mit den Worten eingeleitet: „Deshalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechslung erneuern.“ Das alte Liedchen ist die Aeußerung des Mephistopheles in der Schülerszene des Faust über das collegium logicum. Die Ueberschrift erhielt es gleichzeitig mit Ged. 7. Aus der Stelle des Faust sind nur 3—7 genommen, wo am Anfange Wo statt Wie und 5 ungesehen statt sich begegnend steht. Goethe benutzt sie, um das Ineinanderwirken Gottes, des „ewigen Meistermanns“, und der Natur zu bezeichnen. In den dem Gedichte vorangehenden Bemerkungen heißt es: „Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zu

*) 56. Der verdient, es zu sein. Vgl. Vier Jahreszeiten 71: „Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu sein.“

Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge." Es wird neben der Natur, die von Ewigkeit den Zettel des Gewebes so angelegt, Gott als Weber gedacht. Vgl. S. 171**. Hier folgte „Bei Betrachtung von Schillers Schädel" (verm. Ged. 42).

10. **Urworte. Orphisch.**

Das Tagebuch führt sie am 7. Oktober 1817 als Orphische Begriffe an. Den 8. wurden die fünf Stanzen ins Reine geschrieben. Creuzer empfing die noch erhaltene Abschrift, aber dies wird nicht, wie der weimarische Herausgeber vermuthet, mit dem Briefe vom 1. Oktober geschehen sein, da ja die Dichtung erst sieben Tage später ins Reine geschrieben wurde. Ueber den Brief vom 1. Oktober vgl. S. 176*. Am 21. Mai 1818 sandte er diese „uralten Wundersprüche über Menschenschicksal" an Boisserée. Damals stand schon 2 Macht, dagegen war widerwärtige statt widerwärt'ge nur ein leidiger Schreibfehler, durch den v. Loeper, wie durch ähnliche so oft, „Goethes Gedichte entstellt" hat, als hätte dieser kein Ohr gehabt. Zuerst im Herbst 1819 gedruckt am Anfange des zweiten Heftes Zur Morphologie (vgl. zu Ged. 7)*), darauf im folgenden Jahre in Kunst und Alterthum II, 3 mit einigen Aenderungen**) und auf den Wunsch von Freunden mit Erläuterungen versehen (jetzt im dritten

---

*) Diesen ersten Druck hat v. Loeper in der weimarischen Ausgabe ganz übersehen.

**) Hier wurden zu den griechischen Namen in den Ueberschriften zuerst die deutschen hinzugefügt, dann Str. 1, 6 das ursprüngliche „Das ändern nicht Sibyllen, nicht Propheten" in „So sagten schon Sibyllen, so Propheten" geändert, 8 Macht statt Kraft geschrieben.

Bande der Werke), „damit dasjenige, was sich hier fast nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben sei“. Aber die Erklärung geht zuweilen über das wirklich Ausgesprochene heraus. Er habe hier, heißt es weiter, was von ältern und neuern orphischen Lehren überliefert worden, zusammenzudrängen, poetisch, kompendios lakonisch vorzutragen gesucht. In der Ausgabe letzter Hand wurden die Stanzen mit ein paar Aenderungen nach Kunst und Alterthum abgedruckt.*) Schon in der ersten Auflage habe ich auf die von Knebel 1789 zu dem Geburtstage der Frau von Schardt am 23. November gedichteten Verse hingewiesen, in welchen als die vier besondern Mächte, welche den Menschen „nach einem alten Spruche der Weisen“ durchs Leben geleiten, der Dämon, das Glück, die Liebe und die Noth dargestellt werden. Knebels Sammlung kleiner Gedichte (1815) brachte sie unter der Aufschrift Nach dem Griechischen. Ursprünglich waren Knebels Strophen mit den griechischen Namen überschrieben. Goethe muß sich dieses Gedichtes bei unsern als fünfte Macht die Hoffnung hinzufügenden Urworten erinnert haben. Damit stimmt es, daß er am 9. Oktober 1817 an Knebel schreibt: „Durch Hermann, Creuzer, Zoëga und Welcker bin ich in die griechische Mythologie, ja bis in die orphischen Finsternisse gerathen.“ Er las seit dem 26. September wiederholt Hermanns Abhandlung de Mythologia Graecorum antiquissima, Creuzers „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen“ und die „Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich

---

*) Statt Edelste Str. 3, 8 ist richtig edelste, Str. 5, 7 durch alle statt nach allen, nach Str. 2, 4 und Str. 5, 4 statt Punkt Doppelpunkt gesetzt.

über die Theogonie" von Hermann und Creuzer*), vom 6. bis zum 8. Oktober die von Welcker mit Anmerkungen herausgegebenen Abhandlungen Zoëgas, wonach er seine Ansicht über die älteste griechische Naturanschauung sich bildete, die man als orphisch nach den Angaben der Alten bezeichnete, wie wenig auch daran gezweifelt wurde, daß das, was unter dem Namen des Orpheus ging, und die als orphisch bezeichneten Gedichte und Gedichtreste späterer Fassung angehören. Goethe fühlte sich angezogen, die Naturanschauung des frühesten Alterthums, besonders die „uralten Wundersprüche über Menschenschicksal", auf seine Weise sich auszubilden, wobei er mit großer Freiheit verfuhr, aber sich zugleich des knebelschen Gedichtes erinnerte, das ihm gleichsam den äußern Gliederbau dazu lieferte. Wenn er am 21. Mai 1818 das Gedicht an Boisserée sandte, so hat Ad. Stahr daraus irrig geschlossen, es sei eben an diesem Tage erst geschrieben, woraus er denn eine völlig verfehlte Beziehung der Verse auf Mina Herzlieb folgerte, deren Geburtstag der 21. Mai war. Wie es Goethes Sitte war, so schickte er diesmal dem Freunde eines seiner neuesten, ihm wichtig scheinenden Gedichte, unter welches er das Datum der Absendung setzte. Wir verweisen im allgemeinen auf Goethes eigene Auslegung, auch die Ausführungen von Carus „Goethe. Zu dessen näherm Verständniß" S. 179 f. und von Rosenkranz in der Psychologie S. 50. In der orphischen Kosmogonie kommt die Ἀνάγκη als persönliche Adrastea vor, die sich mit dem nimmer alternden Kronos oder mit dem Demiurgos verbindet, aus welcher Verbindung die Εἱμαρμένη hervorgeht. Letztere kennt auch Plato

*) Schon am 1. October 1817 sprach Goethe seinen Dank dafür Creuzer aus. Dieser hatte ihm bereits vor zwei Jahren seine Symbolik überreicht.

als Tochter der *'Ανάγκη*. Der orphische Eros heißt Phanes, aber dessen wunderlicher Mythos bot Goethe keinen weitern Stoff. In den orphischen Argonautika werden als uranfängliche Wesen „des alten Chaos schreckliche Noth" (*'Ανάγκη*), Kronos, der Aether und der „zwittergestaltete, feuerblickende ruhmvolle Eros, der ewigen Nacht berühmter Sohn, auch Phanes genannt", aufgeführt. Den Eros als Weltbildner kannten die ältesten Kosmogonien und philosophischen Anschauungen der Griechen, aber diesen konnte Goethe hier ebensowenig brauchen als die orphische *'Ανάγκη*, wogegen der spätere Eros, wie er auch in einem orphischen Hymnus erscheint, und die selbst den Göttern unwiderstehliche *'Ανάγκη* des Pittakos (Diog. Laert. I, 77), des Plato und der Tragiker (auch Pythagoras kannte eine die Welt umlagernde *'Ανάγκη*) seinem Zwecke entsprachen. Die Göttin Tyche, die Plato als älteste der Mören bezeichnet, nahm Goethe in dem bei den Griechen gangbaren Sinne, den in der orphischen Lehre und im ganzen griechischen Alterthum so bedeutend hervortretenden Dämon als Genius, in der Weise, wie ihn Creuzer auffaßt, wenn er sagt: „Das eigentliche Sein und Wirken jedes Wesens ist sein Genius (*δαίμων*)." Heraklit (Stob. CIII, 23) nannte den Charakter des Menschen seinen *δαίμων*. So baute sich Goethe die in unsern Urworten dargestellte Vorstellung des Menschenlebens aus, indem er noch die von den Dichtern seit Hesiod und von ihm selbst (vgl. vermischte Ged. 11, 71 ff. und die Elpore seiner Pandora) gefeierte Hoffnung hinzufügte. Das in Stanzen geschriebene Gedicht (diese Reimform hatte er noch in diesem und dem vorigen Jahre gebraucht) schlägt einen ernsten, mystischen Ton an.

Stanze 1 spricht nach des Dichters eigener Erklärung

„die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Betheuerung" aus. Weiter bemerkt er: „Das noch so entschiedene Einzelne kann als ein Endliches gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch." Er fügt noch hinzu, was eigentlich zur folgenden Stanze gehört: „Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein ernster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier eintritt, nennt unsere Philosophie das Zufällige."*) — Stanze 2. Neben diesem Feststehenden wird die Wirkung zufälliger Umstände hervorgehoben, die, da sie mit und um uns wandeln, auf dessen Gestaltung einwirken und unser Handeln bestimmen können. Als Zeichen der Einwirkung der Tyche hatte Goethe schon Ende 1776 in seinem Garten an der Ilm eine Kugel aufzustellen gedacht mit einem auf das feststehende Wesen deutenden Cubus und es dem guten Glücke (ἀγαθῇ τυχῇ) zu weihen, was er 1777 wirklich that. Und diese Weihung hat sich erhalten. In der Erklärung unserer Stanze heißt es: „Die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, sowie ihre mannigfachen Verzweigungen, als Individuen anzusehen und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durch-

*) 2. Gruße der Planeten, von dem Aspecte, dem die Astrologen große Bedeutung beilegen. — 3. Statt bist sollte es eigentlich warst heißen, dagegen bist nach und stehn. — 4. Antreten, vom Eintreten in die Welt. — 5. Dir, deinem eigenen Wesen. — 6. Sibyllen, Propheten, sprichwörtlich, von uralter Weisheit. Im Kirchenliede Dies irae wird David cum Sibylla genannt. So erscheinen die Sibyllen auch in der Kunst als Ankündigerinnen des Messias. Bei der spätern Lesart Das ändern nicht wurden beide als Bestimmer des Menschengeschicks gedacht.

kreuzung eingreifen . . . Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und rationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. (Vgl. S. 176) Säugamme und Wärterin, Vater- oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, sowie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwicklung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen: der Dämon hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam, wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt. In diesem Sinne einer nothwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu thun sei, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu sterben. Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht: die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet." Der Schluß bezieht sich recht gewaltsam auf 2, 7 f. — 3 f. heben die Macht des Umgangs hervor, 5 f. geht auf die Gunst und Ungunst des Schicksals in der entscheidenden Jugend.*) — 7 f.

*) Hinfällig, hier „zufallend, günstig", wofür zufällig genauer wäre, hätte dieses nicht eine andere Bedeutung. Widerfällig (so ist statt wiederfällig zu schreiben), „zuwiderlaufend, widerwärtig". v. Loeper scheut sich nicht hin- und widerfällig als einen andern Ausdruck für zufällig zu fassen. Es verlohnt der Mühe zu sehn, wie er das Wunder möglich macht. „Das Zufällige falle bald da-, bald dorthin, bald hin, bald her." Goethe brauche hin und wieder „allgemein für hin und her." Ja dieser selbst erkläre den Ausdruck authen-

Noch entbehrt der Jüngling einer ihn treibenden Leidenschaft, die sein Leben bestimmt. — Am wenigsten entspricht Goethes Erläuterung dem Inhalte in Stanze 3, die beiden letzten gehen leer aus. — St. 3 schwebt der bei der Schaffung der Welt thätige Eros der Orphiker vor, der die sondernde, bindende und zusammenhaltende Macht der Welt ist, die aus dem Chaos sich emporgeschwungen. Plötzlich ergreift er („den Frühlingstag entlang", da die Jugend der Frühling des Lebens ist) Geist und Herz („Stirn und Brust"); nur langsam („bald fliehend, bald wiederkehrend") bemächtigt er sich ganz unserer, daß wir der Liebe Lust und Leid empfinden. Manche flattern von einer Schönen zur andern hin, während die edlern Seelen sich nur einer widmen. — St. 4 deutet auf eine ernste Nothwendigkeit, die den geschlossenen Liebesbund bedrängt. Wir sind hier wieder auf das Schicksal hingewiesen, können nicht, wie wir wollen („Vor dem Willen schweigt die Willkür stille"); Bedingung, Gesetz und aller (einzig entscheidender) Wille ist das Wollen außer uns, das uns zwingt (wir sollen; von freiem Wollen ist nicht mehr die Rede). Dem Liebsten müssen wir schweren Herzens als uns nicht bestimmt entsagen (es wird „vom Herzen weggescholten"), unsern Willen und alle damit oft verbundenen

tisch so, da er in seiner freien Ausführung, ohne an unser hin- und wiederfällig zu denken, bemerke, die Jugend werfe sich bald da-, bald dorthin, um die „Vermischung und Durchkreuzung" der Einflüsse und Tyches „wandelbare Rechte" wiederzugeben. Wir haben die so schlimm mißbrauchte Stelle oben in ihrem Zusammenhang gegeben. — Durchgetandelt, wie es dem Reim zu Liebe heißt, von dem tändelnden Genusse des Lebens. v Loeper lehrt uns, durchtandeln, das Goethe doch offenbar von Tand herleitet, komme von Tant (Trödel). Als ob dieses Tant nicht eine mundartliche Nebenform von Tand wäre?

Grillen der Nothwendigkeit unterwerfen. So finden wir denn im Familienleben, in welchem wir wahrhaft frei zu herrschen glaubten (scheinfrei), uns beschränkter, als wir in der Jugend waren, da es nicht allein unser eigenes Schicksal gilt, sondern auch das der Familie, die uns ans Herz gewachsen ist. — Die letzte Stanze führt aus, daß, wie starr auch das Schicksal uns entgegenstehn möge, die Hoffnung uns nie verläßt, von aller uns bedrängenden Noth befreit zu werden.*) — Das Bild, welches der Dichter hier vom Leben entwirft, ist unendlich verschieden von dem Vermischte Ged. 44, 11 ff. und in Schillers Idealen. Der Jüngling, den unsere Urworte sich denken, genießt heiter das Leben, ohne von idealer Glut hingerissen zu werden.

11—17. Howards Unterscheidung der Wolken.

Diese durch ein Eingangs- und ein Abschlußgedicht bezeichneten Stücke bilden ein Ganzes, sind aber so unglücklich zwischen die übrigen Naturgedichte eingeschoben, daß ihre Zusammengehörigkeit völlig getrübt ist, und wir, um das Verständniß zu fördern, vorab ihre allmähliche Entstehung ausführen müssen. Freilich waren auch 5—9 als ein Ganzes gedacht, aber sie treten

*) 1 ff. Mag sie auch felsenfest, mit der ewigen Dauer von Felsen, als eine eherne Mauer (Hor. epist. I, 1, 60) uns entgegenstehn, es öffnet sich eine Pforte, die uns aus dieser Mauer herausführt. — 4. Die Hoffnung, die sich nicht zurückhalten läßt („ungezügelt"), fliegt heran und erhebt uns aus dem Dunkel, das uns umfangen hält. Auf ihren Flügeln fliegen wir davon, da sie sich überall hin wenden kann, und mit einemmal haben wir die uns bedrängende Zeit hinter uns. Die Verbindung ist hier sehr frei. — 6 muß nach uns Semikolon stehn. — 7 ist als parenthetischer Satz zu fassen, 8 schließt sich anakoluthisch an. Sobald sie nur die Flügel regt, liegt die Noth wie eine entschwundene Ewigkeit hinter uns. Aeonen, Ewigkeiten, wie Epigrammatisch 97, 7.

doch deutlicher als zusammengehörend hervor, während schon in der ersten Veröffentlichung unserer Abtheilung zwischen die beiden letzten Gedichte sogar eine mehrere Jahre früher an die Malerin Gräfin Julie von Egloffstein gerichtete Aeußerung über die neuentdeckten entoptischen Farben trat, um die Beziehung der Gedichte zu einander noch mehr zu trüben. Erst die Quartausgabe entfernte es hier. v. Loepers Umstellung der beiden Gedichte Entoptische Farben und Wohl zu merken hat nur den Hauptanstoß gehoben, aber das erste gehört gar nicht in unsere Abtheilung.

Der Großherzog Karl August, der schon zu Schöndorf auf dem Rücken des Ettersberges meteorologische Anstalten getroffen hatte, machte Goethe auf den „Versuch einer Naturgeschichte und Physik der Wolken" von dem Londoner Chemiker und Quäker Luke Howard aufmerksam, den Gilberts Annalen der Physik Ende 1815 gebracht hatten. Das Tagebuch bemerkt am 8. Dezember: „Wolkenerscheinungen durch Howard", am 9.: „Wolkenerscheinungen". Schon am 17. Januar 1816 meldete der Dichter dem fürstlichen Freunde: „Die Wolkenerscheinungen werden stark studirt und Musterbilder der verschiedenen (von Howard bezeichneten) Fälle aufgesucht. Nächstens hoffe ich den Cirrus in der höchsten Vollkommenheit darzustellen." Dieser schrieb, auf die Wolkenkenntniß freue er sich sehr. Die Tag- und Jahreshefte berichten vom Jahre 1815 nur, die howardische Wolkenlehre habe über seiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung geschwebt, was der hochverdiente Herausgeber von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften Rudolf Steiner (II, 349) zu weit faßt, wenn er erklärt, sie habe damals geradezu den Mittelpunkt seines Denkens gebildet. Von 1816 heißt es:

„Howards Wolkenterminologie ward fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen angewendet und man gelangt zu besonderer Fertigkeit, sie mit dem Barometerstande zu parallelisiren.“ 1817 wird daselbst bemerkt, die howardischen Wolkenformen seien versuchsweise auf Goethes Höhentafel sorgfältig eingetragen und so die wechselseitigen Bezüge im allgemeinen versinnlicht und dadurch einer Prüfung angenähert worden. Das Tagebuch berichtet unter dem 9. Dezember dieses Jahres, er habe die vom Großherzog bestellte Wolkenlehre durchgedacht, „sowohl sie als die geognostischen Epochen mit der Höhendarstellung zu vereinigen“. Dann heißt es: „Korrektur des Kapitels der Kopien (der Abbildungen der Wolkenfiguren). Abschrift derselben. Indessen die Wolkenlehre durchgedacht und in Bezug auf das Höhenbild bearbeitet.“ Am 12. lesen wir: „Hauptbeschäftigung des Tags, Howards Wolkenterminologie auszuarbeiten . . . Abends bei Knebeln Kupferstiche von Roux. Bei Frommann Nachts Wolkenformen wiederholt durchgedacht.“ Am 13. wird „die howardische Lehre wieder durchdiktirt“; dem Maler Roux gibt er seine „Skizzen zu Howard“ mit und fährt selbst an Howards Wolkenlehre fort, zu der er am 15. noch einen Nachtrag macht. Aber sein Ergebniß scheint ihn nicht befriedigt zu haben, dagegen fesselt ihn jetzt die reizende lyrische Dichtung des indischen Dichters Kalidâsa, Megha-Duta (der Wolkenbote), dessen freie englische Uebersetzung von Wilson ihm zugekommen war. Hier erscheint der Gott der Verwandlungen Kamarupa (nach Lust sich gestaltend), dem auch die Wolkenbildung zugeschrieben wird; schon Herder hatte dieses indischen Proteus mit besonderer Freude gedacht. Ein aus dem nördlichen Indien nach dem südlichen verbannter Höfling gibt zur Zeit, wo der ungeheure Zug geballter, sich ewig ver-

wandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel unaufhaltsam sich nach dem nördlichen Gebirge drängt, und so die Regenzeit vorbereitet, einer dieser ungeheuren Lufterscheinungen den Auftrag, seine verlassene Geliebte zu grüßen. Das Tagebuch meldet am 16. Dezember 1817: „Kamarupa abzuschreiben angefangen." Am folgenden Tage heißt es: „Fortgearbeitet an allem, bezüglich auf Naturgeschichte und Naturlehre." Nachdem er eine halbe Stunde den auf die Jagd ziehenden Großherzog gesprochen, heißt es: „Mittag für mich. Kamarupa für diesmal abgeschlossen und an Münchow (Direktor der Sternwarte in Jena) gesendet." Unverständlich ist mir der Eintrag vom 18.: „Kamarupa für Weimar fortgesetzt", besonders da er zunächst noch nicht daran dachte, bald nach Weimar zurückzukehren. Abgeschrieben hatte er wohl die Rede Kamarupas, weil er die Uebersetzung Wilsons zurückgeben mußte. Die Abschrift seines Aufsatzes über Howard ward am 19. völlig beendet, und wohl dem Großherzog gesandt, der sie dem Hofmechanikus Körner mittheilte; denn am 27. heißt es, dieser habe das howardische Manuskript wiedergebracht und der Großherzog einen Auszug daraus verlangt, der sogleich gefertigt worden sei.

Am 3. März 1818 werden fortgesetzte Studien an Howard erwähnt, dann am 20. der Wolkenbote auf Veranlassung von Ovids Metamorphosen wieder vorgenommen. Wichtiger ist für uns der zwischen beiden Einträgen liegende Bericht vom 6.: „An Kanzleirath Vogel (in Weimar), inliegend einige Zeilen wegen Howard, an Hüttner." Der am britischen Museum angestellte Johann Christian Hüttner in London war des Großherzogs literarischer Korrespondent, der seine Aufträge in der Weltstadt besorgte. An diesen wandte er sich also jetzt, um

näheres über die persönlichen Verhältnisse des Mannes zu erfahren, der ihm durch seine Unterscheidung der Wolkenformen so bedeutend geworden, dem er vielleicht schon damals ein dichterisches Denkmal zu setzen, wenigstens dessen Unterscheidung rhythmisch auszusprechen gedachte. Aber in nächster Zeit trat die Meteorologie ganz zurück und Howards wird zunächst nicht mehr gedacht, wohl der Verbindung Goethes mit Hüttner. Wenn das Tagebuch auch früher meteorologische Beobachtungen enthält mit Benutzung howardischer Bezeichnungen, lebhaft zog ihn die Meteorologie doch erst im Frühjahr 1820 wieder an, wo er in seinen naturwissenschaftlichen Heften seine Beobachtungen mitzutheilen gedachte. Auf der am 23. April angetretenen karlsbader Badereise führte er deshalb ein genaues meteorologisches Tagebuch. Wesentlich fühlte er sich damals durch Die Witterungskunde von Brandes gefördert. Gleich nach seiner Ende Mai erfolgten Rückkunft wurde im dritten Hefte Zur Naturgeschichte ein längerer Aufsatz Wolkengestalt nach Howard mitgetheilt; dessen Terminologie habe er sich mit großem Nutzen zu eigen gemacht, dann aber sei er gleich wieder an die Natur gegangen und habe die verschiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden gesucht. Die Arbeiten eines andern Engländers, Thomas Ignatius Maria Forster („Untersuchung über die Wolken und andere Erscheinungen der Atmosphäre. Deutsch 1819"), durfte ich nicht vernachlässigen, und manches war daraus zu lernen, allein seine Figuren sind meistens nur den howardischen nachgebildet, keineswegs charakteristisch noch naturgemäß; auch wendet er sich zu schnell gegen eine Theorie, die, nach meiner Ansicht, doch immer nur ein idem per idem ist. Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt,

alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwicklung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten; denn nur dadurch gelange ich ganz allein zur lebendigen Uebersicht, aus welcher sich ein Begriff bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird.“ Frisch aufgemuntert durch Brandes, habe er beschlossen, auf einer bei der glücklichsten Witterung angetretenen Badereise die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen, um zu sehn, wie es sich mit dem Konflikt der obern und untern Region, der austrocknenden und der anfeuchtenden, verhalte. Es folgt dann das meteorologische Tagebuch vom 23. April bis zum 28. Mai 1820. Er habe sich nicht gescheut, bemerkt er, Howards lateinische Bezeichnung der vier Hauptrichtungen zu gebrauchen, dagegen nicht mit ihm die Zwischenerscheinungen durch entsprechende Verbindung dieser Namen ausgedrückt. Er schließt: „Und nun, da man von jeher die Poesie für wohl geschickt zu summarischer Darstellung gehalten, so folge noch zum Ehrengedächtniß unsers Meisters die Grundlehre, damit sie sich immer mehr verbreite, in wohlreimende Reime verfaßt.“ So schlossen denn die Gedichte 13—16 unter der Ueberschrift Howards Ehrengedächtniß, vier Strophen aus fünffüßigen jambischen Reimpaaren, deren Zahl von drei bis fünf wechselt. Dieser Aufsatz wurde der Druckerei für das dritte Heft Zur Naturwissenschaft, wo er auf Bogen 6—8 steht, Mitte Juli übergeben. Die drei Bogen kamen zur Revision am 21. Juli, 4. und 9. August; die letzte Revision erhielt er am 10. Den 18. sandte er Abdrücke an Hüttner; dieser sollte sie in England möglichst verbreiten. Einer starken Sendung desselben nach Weimar wird am 4. September gedacht. Den 22. schrieb Goethe

an Dr. Nöhden, der vor kurzem nach London zurückgekehrt war. Ein paar Jahre war er Lehrer der weimarischen Prinzessinnen im Englischen gewesen. Damals war er Goethe nahe getreten, hatte auch eine Uebersetzung und Erläuterung von dessen Abhandlung über Leonardo da Vincis Abendmahl unternommen. Der Brief an diesen war in den an Hüttner eingeschlossen. Dieser hatte Goethes Wunsch, seine Bemühung um Howard in weitern Kreisen bekannt zu machen als wenig aussichtsvoll bezeichnet und auch nicht viel von Howards persönlichen Verhältnissen berichten können, da dieser, obgleich Theilnehmer an einem großen chemischen Laboratorium sehr zurückgezogen lebte. Auf längere Zeit wurde Howards nicht mehr gedacht, wenn auch die weimarischen meteorologischen Anstalten noch die Witterungslitteratur von Zeit zu Zeit Goethe beschäftigte, und die Verbindung mit Hüttner ununterbrochen fortdauerte. Nur insgeheim hielt er an dem Gedanken fest, eine weitere Verbreitung seiner Bemühungen zu Gunsten Howards in England durchzusetzen. Er scheute es, sich mit dem Quäker geradezu in Verbindung zu setzen, wie er es mit dem Maler Haydon gethan hatte. Endlich beschloß er die Strophen über Howard nicht allein mit einem neuen Einleitungsgedicht, sondern auch mit einer prosaischen Erläuterung vermehrt und das Ganze von einer englischen Uebersetzung begleitet aufs neue drucken zu lassen; zu letzterer mußte ihm natürlich Hofrath Dr. Nöhden der rechte Mann scheinen, der schon in frühen Jahren an Schillers Dramen sich versucht hatte. Der ersten Spur von diesem Entschlusse begegnen wir am 25. März 1821, unter dem es im Tagebuch heißt: „Brief von Hüttner, wegen Ausbleiben meines Porträts, in gleichen wegen Howards Ehrengedächtniß. Einleitung dazu geschrieben.“ Unter Ein=

leitung kann hier nur Gedicht 12 verstanden sein, nicht die jetzige Einleitung, das erst später entstandene Gedicht Atmosphäre. Jenes mit „Wenn Gottheit Kamarupa, hoch und hehr“ beginnende Gedicht ist auch in dem Eintrag zum 31. März gemeint: „Kamarupa war abgeschrieben und die dazu gehörigen Noten konzipirt.“ Diese Noten traten an den Schluß des erweiterten Abdrucks. Am 3. April berichtet das Tagebuch: „Sendung nach London, wegen Howards Ehrengedächtniß, abgeschlossen.“ Von dem neuen Gedicht wird die ganze Sendung am 4. Kamarupa genannt; denn es heißt: „An Hüttner in London (gesandt) Kamarupa.“ Am Schlusse des Eintrags steht: „Später der Wolkenbote“, worunter ebenfalls unser Gedicht, nicht das indische zu verstehn ist. Während Goethes Badereise traf Nöhdens englische Uebersetzung ein. Am Tage nach seiner Rückkunft, den 16. September, dankte er Nöhden, am 19. verglich er dessen Uebersetzung mit seinen Gedichten. Anfang Oktober begann er das vierte Heft Zur Naturwissenschaft neu zu bearbeiten, das auch Howards Ehrengedächtniß in erweiterter Gestalt bringen sollte. Am 21. erhielt er die Revision des auf Bogen X gesetzten Ehrengedächtnisses von Howard. Dieses begann mit einer neuen Einleitung, den jetzt Atmosphäre überschriebenen Versen; daß diese Nöhden noch nicht vorgelegen hatten, ergibt sich daraus, daß sie ohne Uebersetzung geblieben sind. Den 24. wurde (nach dem Tagebuch) das besonders „abgeklatschte“ Ehrengedächtniß an Riemer gesandt und „das Gedicht zur letzten Seite geschrieben“ (der Abschluß „Und wenn wir unterschieden haben“). Dieser Bogen X wurde am 28. „genau revidirt“, aber noch am 7. November sandte Goethe nach Weimar, wohin er am 4. von Jena zurückgekehrt war,

eine letzte Revision. Den 28. konnte er den ausgedruckten Bogen schon Schultz mittheilen. Aber das Heft wurde noch nicht ausgegeben, da vom Schlusse die Handschrift noch rückständig war. Doch wurden durch Hüttner Abdrücke des Bogens in England verbreitet; auch Howard erhielt einen und erfuhr den Wunsch des Dichters, etwas von seinen persönlichen Verhältnissen zu vernehmen, um es den Deutschen mitzutheilen. Am 22. Februar 1823 entsprach dieser dem Wunsche in einem ausführlichen Schreiben, das eine Skizze seines Lebens gab. Das Tagebuch gedenkt am 6. März der Ankunft einer Sendung Hüttners, für die Goethe am 7. dankt; darunter müssen sich die beiden Bände von Howards Climate of London befunden haben, die das Tagebuch erwähnt. Eine Uebersetzung von Howards Brief brachte 1823 Goethes Zur Naturwissenschaft II, 1.

11. Atmosphäre.

Die Einleitung des Ehrengedächtnisses deutet auf das große Verdienst, das sich Howard durch die deutliche Unterscheidung der unendlichen Wolkenerscheinungen erworben. Die spätere Ueberschrift bezeichnet den Uebergang zur Meteorologie. Howards Terminologie, bemerkte Goethe einmal, habe er deshalb mit Freude aufgenommen, weil sie ihm einen bis dahin vermißten Faden dargereicht habe. Aus seinem ganzen Bestreben in Wissenschaft und Kunst folge, äußert er anderwärts, wie sehr ihm die Formung des Formlosen, ein gesetzlicher Gestaltenwechsel des Unbegränzten habe erwünscht sein müssen. Hier erwidert der Dichter auf die Klage eines andern über die Unmöglichkeit unendlich Großes zu fassen: um sich im Unendlichen zu finden, müsse man erst unterscheiden, dann wieder ver=

binden, und deshalb feire er das Verdienst Howards, daß er so trefflich die Wolkenformen unterschieden habe.*)

12. Howards Ehrengedächtniß.

Die drei Strophen bezeichnen mit glücklicher Anknüpfung an den indischen Gott der Verwandlung das Verdienst, welches Howard sich dadurch erworben, daß er die formlosen, in einander fließenden Gestalten der Wolkenbildung unterschieden und trefflich benannt habe. Die erste Strophe spricht den ewigen Wechsel der Wolkengestaltung in der Personifikation des indischen Gottes der Verwandlungen aus, dem auch die Wolkenbildung zugeschrieben wird. Die Wolkengestalten werden zunächst dem Zusammenziehen und Ausbreiten seines Schleiers zugeschrieben, dann die Bildung und Ausbreitung von Wolken und deren Verschwinden als wechselnde Laune dargestellt, wie ja auch bei den Griechen Götter sichtbar erscheinen und verschwinden können. Die zweite Strophe bezeichnet anknüpfend an Kalidâsa, wie man in den Wolkenerscheinungen verschiedene Thiergestalten und andere Erscheinungen zu sehn glaubt, indem die Einbildungskraft den ungewissen Formen bestimmte Gestalten gibt. Der Schluß knüpft wieder näher an den Wolkenboten des Kalidâsa an, den der indische Höfling nach dem Norden sendet, wo seine Liebe wohnt.**) Diesem willkürlichen Schaffen der Einbildungs-

---

*) 3. Die Welt muß hier die Erde bezeichnen, deren Erwähnung vor dem Himmel fast auffallen könnte, da man glauben sollte, die Klage sei durch den Anblick des Sternenhimmels veranlaßt. — In 3 und 6 ist der dritte, in 4 und 8 der zweite Fuß ein Anapäst. — 8. Beflügelt, begeistert, von Dank gehoben; an dichterischen Schwung ist nicht zu denken.

**) 2, 1. Statt nun erwartete man eher da oder ohne jede Anknüpfung es. — 4. Zu „Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt" (umgewandelt. vgl.

kraft tritt in der dritten Strophe die wissenschaftliche Unterscheidung und Bezeichnung Howards entgegen. Mit reinem Sinne, indem er die Gestalten gegeneinander hielt und unterschied, hat Howard eine neue, fruchtbare Lehre aufgestellt, da er das in dem ewig Wechselnden Feststehende ergriff; das Unbestimmte hat er bestimmt, indem er das Zufällige von den einzelnen Gestalten löste, das Gleiche festhielt, und durch treffende Bezeichnung die Einsicht gleichsam verkörperte. Der vorletzte Vers deutet, wie Goethes eigene Erklärung bemerkt, die vier Wolkengestalten, Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus, glücklich an. Vgl. dazu die Worte des Astrologen im Faust (im Rittersale) „Gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart".

13—16. Stratus. Cumulus. Cirrus. Nimbus.

Die vier Strophen hängen eng zusammen; die übergesetzten Namen sind dabei ohne besondere Bedeutung, da in den Strophen selbst keine Rücksicht darauf genommen wird. Die Zahl der Reimpaare der Strophen wechselt nach Bedürfniß. — 13. Stratus. Goethe bemerkt, so hießen alle zunächst auf die Erde sich beziehenden Wolken: von dem Nebelstreif an, der sich

---

Lied 75), ist aus wogt ein allgemeines Zeitwort, wie erscheint, zu denken. Nöhden übersetzte: And camel-necks to vapoury dragons change. — Auch ein ganzes Heer von Kriegern glaubt man zu sehn, das nach einem Felsen zu ziehen scheint, aber dann auf einmal verschwindet, wie auch die gewaltige Lufterscheinung, welche der Liebende als Boten der Geliebten sendet, sich auflöst. Goethe selbst bemerkte, es werde hier die Funktion der menschlichen Einbildungskraft vorgetragen, welche nach eingeborenem Trieb allem ungebildeten Zufälligen jederzeit eine nothwendige Bildung zu geben trachte, was man denn auch daran erkenne, daß sie sich die Wolken „gern als Thiere, streitende Heere, Festungen und dergleichen denke, wie solches Shakespeare einigemal glücklich benutzt hat".

vom Sumpf oder von feuchten Wiesen erhebe und darüber eine Zeitlang schweben bleibe, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedeckten. Bei dem Nebel verweilt er hier länger, um die angenehme gespenstige Erscheinung zu bezeichnen, wenn der Mond zugleich auf den Wasserspiegel scheint.*) Der Schluß deutet darauf, daß diese Nebelwolken bald als Regen zur Erde fallen, bald als Wolken höher steigen, wodurch der Uebergang zur folgenden Wolkengestalt gewonnen wird.**) — 14. Cumulus knüpft an den Schluß von 13 an, dann wird die selbständige Gewalt derselben herrlichen geballten Erscheinungen hervorgehoben (daß sie ihre eigene Bewegung verfolgen, wird nicht ausdrücklich bezeichnet) und zum Schlusse angedeutet, oft führten sie Gewitter herbei, worin sich denn gleichfalls ihre Macht zeigt.***) — 15. Cirrus. Doch, im andern Falle. Wenn sie aber nicht in Gewittern sich entladen, dann „wird der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höhern Luftregionen zugeführt. Wenn diese leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für sich am Himmel stehen oder hinziehen,

*) Störend ist des Erscheins für der Erscheinung; besser wäre eine nähere Bezeichnung des Wallens, etwa „dem dunstgen Wallen sich vereint". Nöhden hat einfach mingling there, dagegen den Mondschein näher bezeichnet (her shadowy beams). v. Loeper findet der Erschein kühn, aber glücklich für Phänomen, analog mit Schein, Anschein, Widerschein.

**) 8. Vor so ist der Deutlichkeit wegen Semikolon zu setzen. — Dem Reim zu Liebe folgt auf geneigt statt des Infinitivs ein Satz mit ob, als wenn ein Wort des Zweifelns voranginge. v. Loeper meint, ob — ob stehe im Sinne eines doppelten sei es, daß, was die grammatische Verbindung nicht erklärt.

***) 2. Wäre, sein sollte, etwas auffallend von einem von zwei Fällen, was kaum die Reimnoth entschuldigt. — 5. Zum herrlichsten, auf das herrlichste. — 7. Auch wohl erlebt fällt etwas matt ab.

werden sie Cirrus genannt.“ Dem Cirrus gibt der Dichter die Freude, sich von der starren Erde erlöst zu fühlen. Der Schluß deutet auf den Gegensatz des auf Erden entstandenen trüben Nebels zu den leichten Flocken, die „zufällig und seltsam durch die höhere Atmosphäre streichen“, endlich sich auflösen, was als Gelangen zum unsichtbaren Vater im Himmel betrachtet wird, in dessen Schooß und Hand sie ausruhen. Das dreimalige leicht (2. 4. 5) fällt unangenehm auf. — 16. Nimbus. „Mit diesem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn sich im Sommer, gewitterhaft, über große Landesbreiten eine düstere Wolke heranwälzt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird.“ Hier erhalten wir den Gegensatz zu 14. Statt daß die Wolken als Schäfchen von der obern Atmosphäre angezogen werden, zieht die Erde einen mächtig geballten Cumulus an sich und es erfolgen die schon oben zum Beweise der „Machtgewalt“ desselben erwähnten Donnerwetter. Die Anziehungskraft der Erde trägt selbst die Schuld, daß diese Wolken in wüthendem Wetter auf sie herabstürzen. Aber bei diesem Bilde vom Geschicke der thätig-leidenden Erde sollen wir den Blick wieder erheben und der Geist sich zu seiner Heimat, dem Himmel, emporschwingen, während des Dichters Rede auf die Erde zurückgekehrt ist, da sie den wirklichen Verlauf der Wolkenbildung beschreiben muß. V. 7 ist freilich äußerst wunderlich in Folge der Reimnoth gerathen. Der englische Uebersetzer hat sich mit großer Freiheit aus der Klemme gezogen; denn er schließt:

Sad destiny of the troubled world! but see,
The mist is now dispersing gloriously:
And language fails us in its vain endeavour —
The spirit mounts above, and lives for ever.

17. Wohl zu merken.

Am 24. Oktober 1821 nachträglich, ohne Ueberschrift, gedichtet und auf einer besondern Seite als Schluß hinzugefügt.*) Die Verse sollen bezeichnen, daß man freilich wissenschaftlich die verschiedenen Erscheinungen unterscheiden müsse, aber den lebendigen Begriff, die Idee derselben, wie die eine Form in die andere übergehe, uns nur das Anschauen selbst gebe, das auch die Darstellung des Malers und Dichters verlange. In dem Aufsatze Wolkengestalt nach Howard bemerkt Goethe, er sei, nachdem er Howards Terminologie und Darstellung sich zu eigen gemacht, sogleich wieder an die Natur gegangen und habe die verschiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden gesucht. Dadurch, daß er bei seiner alten Art verblieben, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwicklung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten, sei er ganz allein zur lebendigen Uebersicht gelangt, aus welcher ein Begriff sich bilde, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen werde.**) Die Vermittlungen des Strato-cumulus, Cirro-cumulus und Strato-cirrus hat Goethe in 13—16 übergangen, wie er auch die von ihm selbst hinzu-

*) In der Reimform weicht Str. 3 von den beiden andern ab, in welcher alle Verse weiblich auslauten. In der Handschrift ist das Ursprüngliche verleihen, erfreuen in verleihn und erfreun geändert und so auch in der Ausgabe letzter Hand gedruckt, aber alles spricht gegen die Veränderung der Reimform in der ersten Strophe. Anapäste finden sich nur 2—4 und 10, die in 2 und 10 durch leichte Elision zu vermeiden sind. — 8 steht Sondrung. Ist die Aenderung in 3 f. wirklich dadurch veranlaßt, daß in beiden Versen ein Anapäst sich findet? Jedenfalls würde sie dadurch nicht gerechtfertigt.

**) Folgeleben (4), lebendige Folge. — 12. Maler und Dichter fühlen das klar Angeschaute und bilden (gestalten) es sodann.

gefügte Wolkengestalt Paries, die Brandes annahm, nicht bezeichnete. Vgl. Goethes weimarische Ausgabe B. 34, 325—328.

18—20. Was es gilt. Herkömmlich. Gesetz der Trübe.

Von diesen drei auf die Farbenlehre bezüglichen Stücken finden sich von 18 die vier ersten, Pfingsten den 24. Mai 1817 gedichteten Verse im ersten in demselben Jahre gedruckten Hefte Zur Naturwissenschaft auf dem Abtheilungstitel „Zur Farbenlehre", die zehn folgenden auf dessen Rückseite, beide ohne Ueberschrift, die Goethe später eigenhändig hinzufügte; das jetzt Herkömmlich überschriebene Gedicht brachte das im Herbst 1821 gedruckte vierte Heft Zur Naturwissenschaft, und zwar auf dem Abtheilungstitel „Chromatik". Das am 21. Februar 1827 geschriebene Gesetz der Trübe stand am Ende von Kunst und Alterthum IV, 1 mit der Ueberschrift Warnung, eigentlich und symbolisch zu nehmen. Die Ausgabe letzter Hand brachte nur 18 und 19 unter unserer Abtheilung. 20 gab die Quartausgabe ohne Ueberschrift in unserer Abtheilung an zweiter Stelle, vor 18 und 19; erst die Ausgabe in vierzig Bänden hat es hier mit der jetzigen Ueberschrift.*)

18. Was es gilt. Wie die vier ersten Verse die Aufgabe des redlichen, treuen und dadurch wirklich förderlichen Naturforschers bezeichnen, so sprechen die folgenden zehn, durch das Kapitel über die entoptischen Farben in Biots Physik hervorgerufenen den frohen Muth, an der wahren Farbenlehre trotz

---

*) Den durch die Quartausgabe 4 eingeführten Druckfehler Bilden statt Bildern habe ich in der cottaschen Ausgabe verbessert, Strehlke ihn völlig übersehen. Str. 2, 8 ist wohl ewgen des Verses wegen herzustellen statt ewigen.

aller die Natur verkehrenden Hirngespinste festzuhalten, entschieden aus. Die beiden ersten Verse gehen auf Newtons Herleitung der Farben aus der Lichtbrechung, 3—6 auf Biots Polarisation des Lichts. „So hatte man denn", heißt es 1817 in den Tag- und Jahresheften, „nach falscher Analogie eines Magnetstabs, das Licht auch in zwei Pole verzerrt, und also, nicht weniger wie vorher die Farben, aus einer Differenzirung des Unveränderlichsten und Unantastbarsten erklären wollen." Vgl. das folgende Gedicht.

19. Herkömmlich. Die allgemein gestattete Freiheit, daß jeder seine ihm zur Ueberzeugung gewordene Ansicht lehre, nimmt der Dichter auch für seine Farbenlehre in Anspruch, wobei er humoristisch den Wunsch äußert, man möge ihn seine Liebhaberei nicht zu hart büßen lassen. Die beiden ersten Verse dienen bloß als Einleitung. Wie katholische und protestantische Geistliche es in ihrer Gemeinde immer forttreiben, so ist es auch mit wissenschaftlichen Gemeinden, in welchen die Lehrer ihre Schüler immer dasselbe lehren, die es dann ungefähr in denselben Worten ihnen nachsprechen.*)

20. Gesetz der Trübe. Die Verse stehen auch unter den zahmen Xenien VII, 16, wo die dort vorhergehenden „Ist erst eine dunkle Kammer gemacht" (10) zur Erklärung dienen. Der Dichter verweist die Schüler an die ewig untrügliche Natur,

---

*) „So im Alten wie im Neuen", bei alten wie bei neuen Erscheinungen, wie die von Seebeck entdeckten entoptischen Farben waren. In der Vorrede zu seiner Behandlung der entoptischen Farben im ersten Hefte Zur Naturwissenschaft heißt es: „Wie sollte das aufgeklärte Jahrhundert nicht bald einsehn, daß man mit Lichtkügelchen, denen Pol und Aequator angedichtet ward, sich nur selbst und andere zum Besten hat?"

indem er sie vor den künstlichen Apparaten warnt, durch die man ihre Sinne zu täuschen suche. Goethe warf Newton vor, er lege den Bedingungen, deren er sich bei seinen Versuchen bediene, nur den Einfluß bei, die Eigenschaften, die Fertigkeiten (fits) des Lichts rege zu machen, da sie doch wirklich eine Veränderung hervorbrächten.*) Das Grundphänomen der Farbenlehre kann man nach Goethe am schönsten im Süden bei herrschendem Sirocco bemerken, wo die Sonne mit allen sie dann umgebenden Wolken rubinroth erscheint. Die Ueberschrift bezieht sich auf die Lehre von den trüben Mitteln, nach welcher das Licht, durch ein nur wenig trübes Mittel gesehen, gelb, bei Steigerung der Trübe nach und nach gelbroth, bei höchster Trübe rubinroth erscheint. Vgl. Gott, Gemüth und Welt 75—90.

21. 22. Allerdings. Ultimatum.

Beide Sprüche gehen auf die Erforschung der Natur. Der erstere wurde 1820 als „heiteres Reimstück" am Ende des dritten Heftes Zur Morphologie**) als Abschluß des freundlichen Zurufs gegeben, worin es heißt: „Wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre (der Welt) Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch ab-

---

*) Die in der „dunklen Kammer" gezeigten Bilder sind verschroben insofern sie nicht den reinen Lichtstrahl zeigen. Der kümmerlichste Jammer daß man den Schüler eben in eine dunkle Kammer zwingt, wo er sich bemühen muß, das in bestimmter Weise gebrochene Licht zu schauen, statt des reinen Sonnenlichtes sich zu bedienen.

**) Ein arger Irrthum war es, wenn v. Loeper in der neuen weimarer Ausgabe (III, 402) auf unsere schon 1820 gedruckten Versen den Eintrag vom 24. Oktober 1821 bezog: „Gedicht zur letzten Seite", obgleich dieser offenbar auf oben 17 geht, wie dort bemerkt ist.

geschlossen!“*) Der Spruch bezieht sich auf Hallers Wort in dem Lehrgedicht Die Falschheit menschlicher Tugenden:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wann sie noch die äußre Schale weist.

Der Dichter spottet derjenigen, die dieses Wort ihm vorhalten, da man doch bei der Natur überall im Innern sich befinde, sie weder Kern noch Schale habe, ein unzertrennliches, überall sich offenbarendes Ganzes sei; nur darauf komme es an, daß man selbst tüchtig sei, sie zu erkennen, man nicht, wie er launig sagt, bloß Schale sei. Vgl. oben Ged. 7, zahme Xenien VII, 15:

Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt.

Daß der zu glücklich sei, dem sie nur die äußere Schale weise, darauf flucht er, betheuert es ärgerlich**), da der, welcher sich so äußert, eben zeigt, daß er von der Natur nichts versteht.

---

*) Schreibfehler waren 1 Innere und 10 äußere, wie auch zuerst gedruckt war. Die zweisilbigen Formen stehen richtig bei Haller. Im Register des ersten Bandes Zur Naturwissenschaft war es gleichfalls ein Irrthum, daß das Gedicht als Unfreundlicher (statt Freundlicher) Ausruf bezeichnet ward. Der Grund des Irrthums ergibt sich leicht. S. 303 (die mit der Freude beginnt, „sich mit nahen und fernen Forschern glücklich im Einklang zu finden“) wird dort als Freundlicher Zuruf bezeichnet; daß nun S. 304 im Register als Freundlicher Ausruf bezeichnet wurde, muß dem Setzer oder Korrektor so auffallend erschienen sein, daß er tapfer Unfreundlicher änderte, und so einen offenbaren Widerspruch einschwärzte.

**) Sechzig Jahre, seit er Naturstudien getrieben. In Leipzig hatte er Physik bei Winkler gehört. Lessing hatte jenes Wort dahin abgeändert:

Ins Innre der Natur
Dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wissen ist zu leicht,
Und nur des Pöbels Glück.

Im Monate seines Todes schrieb Goethe: „Die Natur bleibt ewig respektabel, ewig bis auf einen gewissen Punkt erkennbar, ewig dem Verständigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannigfaltige Seiten zu; was sie verbirgt, deutet sie wenigstens an.“ — Ultimatum ward 1827 ohne Ueberschrift in Kunst und Alterthum III, 1 in der zweiten Abtheilung zahmer Xenien nach II, 8 („Ja, das ist das rechte Gleis“) gedruckt. In der Ausgabe letzter Hand, welche es nach 21 mit der jetzigen Ueberschrift brachte, trat V. 1 letzten statt zehnten ein und durch Versehen fiel der zweite Vers aus: „Alles gibt sie reichlich und gern“, der auch noch bei Strehlke fehlt. Der Dichter, der sein Bekenntniß wiederholt, weist den Einwurf, es könne ihm damit nicht Ernst sein, da vieles in der Natur uns verschlossen bleibe, damit zurück, daß im Herzen des Menschen tiefer Natursinn liege, das höchste Geschöpf der Natur die Fähigkeit besitze, ihre Gedanken nachzudenken, ihre Absichten zu erkennen (vgl. den Schluß von Ged. 8), womit er freilich nicht jedem einzelnen diese Fähigkeit zuschreibt, wie er ja auch 21 sich über die Philister, die nur Schale seien, hinweggesetzt hatte; sie sollten auch durch dieses letzte Wort mehr geneckt als belehrt werden. — 10. Statt wir scherzen sollte es eigentlich ich scherze heißen, aber der Reim forderte die Mehrheit.

23. Die Weisen und die Leute.

Die älteste Erwähnung des Gedichtes im Tagebuch findet sich am 7. Juni 1814 während des Aufenthaltes in Jena, wo er am Vorspiel für Berlin arbeitete. Hier heißt es: „Nachmittag die Weisen und die Leut (so!) diktirt, Hafis' Divan.“ Nachdem er das Gedicht diktirt hatte, las er noch im Hafis.

Der Entwurf und die erste Ausführung der Dichtung fällt jedenfalls in den Anfang des Jahres, wahrscheinlich kurz vor den Entschluß, den Epimenides zum Träger seines patriotischen Vorspiels zu machen. Wenn Goethes Schreibkalender auf 1819 eine andere Fassung von V. 33—39 enthält, so suchte er damals Perianders Rede weniger verletzend zu machen. Zelter hörte den Scherz bei seinem Besuche in Weimar anfangs Juli von Goethe vortragen, erhielt aber keine Abschrift, da der Dichter ihn Riemer gegeben hatte, um für die außer Epimenides unbenannten Weisen Namen aus dem griechischen Alterthum aufzufinden, damit man ihn nicht auf Zeitgenossen deute. Durch Riemer selbst (Mittheilungen I, 353) wissen wir, daß in dem ursprünglich nach Plutarch Gastmal der Weisen überschriebenen Gedichte die Rede Perianders anders lautete, und die jetzige Fassung die ursprüngliche Schalkheit nicht einmal ahnen läßt. Auf Zelters wiederholte Frage nach dem Gedicht erwiderte Goethe, er habe es sekretirt, da es, wenn es bekannt würde, gewisse Individuen sehr tief verletzen müßte, und die Welt denn doch nicht werth sei, daß man, um ihr Spaß zu machen, sich mit ihr überwerfe. Riemer meint, die albernen Philisterfragen, die hier von den Weisen persiflirt würden, möchten freilich gewissen Individuen vorzugsweise angehören, aber diese bekennten sich meistens nicht dazu, und so hätte das Gedicht für einzelne nicht verletzender gewirkt als jedes andere von ähnlichem Inhalt und gleicher Tendenz. Deshalb müsse Goethe noch andere und besondere Ursachen und Gründe gehabt haben, damit so zurückhaltend zu sein. Und die sollte er Riemer und Zelter verschwiegen haben? Der Auftrag, den er Riemer gab, zeigt deutlich, daß er fürchtete, lebende Philosophen würden einzelne Antworten

auf sich beziehen; aber auch als diese alle mit Namen alter Weisen versehen waren, konnte er besorgen, mancher werde unter dem alten Namen eine Beziehung auf sich finden, ja er durfte denken, die Philosophen könnten, was durch die Aufschrift nahe gelegt war, es gegen die Philosophie selber gerichtet glauben, die auf alle diese Fragen nur unzureichende Antworten zu geben wisse, was freilich bei verständiger Betrachtung des Gedichtes unmöglich war. Goethe schreibt in den Tag= und Jahresheften unter dem Jahre 1814: „Das Gastmal der Weisen, ein dramatisch lyrischer Scherz, worin die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten oder vielmehr ablehnen, war wohl nicht fürs Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt(?), mußte aber wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena gelegt werden.“ Als er aber im Jahre 1820 seine Paralipomena durchsah, ließ er sein Bedenken gegen die Veröffentlichung des Gedichtes fallen, dem er den jetzigen Namen gab, auch wohl einiges änderte, und so brachte er es in dem neuen Hefte Kunst und Alterthum III, 1 als erstes der dort die Abtheilung Poesie, Ethik, Literatur beginnenden acht Gedichte. Vom ersten Bogen, auf dem es steht, schickte er schon am 21. Oktober 1820 den ersten Revisionsabdruck an Zelter, fünf Tage später sandte er einen Abzug. „Du verlangtest das Gedicht schon vor einigen Jahren, wo ich es verweigerte“, äußerte er dabei; „nun hat es den Stachel verloren und, wie ich hoffe, die Anmuth behalten. Meinem Wunsche nach bleib' es jetzt geheim; du componirst es für die Liedertafel, mit Rücksicht auf die vorhandenen Stimmen und Charakter; und wenn zu Ostern das Heft erscheint, brächtest du sogleich

diesen Scherz mit ins Leben. Mög' es überall zur guten Stunde hervortreten". Das Heft erschien erst im Mai 1821.*) Darauf brachte das Morgenblatt einen Abdruck in der Nummer vom 25. Juni (vgl. zu Parabolisch 20) mit dem Druckfehler helfen statt belfen 25. Die Ausgabe letzter Hand setzte das Gedicht an das Ende unserer Abtheilung.**)

Das Launige prägt sich auch in der Reimform aus, da oft ein zwei- oder mehrfacher, durch andere Verse unterbrochener Reim eintritt; so reimen auf 1 2 und 4, auf 6 8. 9. 11. 12. 15—17 und 19, auf 7 10. 13 und 14, auf 24 29. 31 und 35, auf 40 41. 43 und 48, auf 53 55. 57 und 62, auf 63 66. 68. 71 und 74, auf 67 72. 73. 78. 80. 82 und 84. Besonders halten sich die Leute in ihren, mit Ausnahme des Anfanges und des Schlusses, einversigen Fragen längere Zeit auf demselben Reime (8—19. 24—35. 40—48. 67—84), nur einmal thun es auch die Weisen (63—74). Das erste stehende Reimwort haben die Leute (8) von Epimenides genommen. Mehrfach findet sich statt des Reims dasselbe Wort, sogar unmittelbar hintereinander (11 und 17 Ewigkeit, und 9. 17. 19 stehen gleichfalls Wörter auf keit; 13 und 14; 41 und 43; 42 und 44; 67. 73. 80 und 84; 71 und 74). Einmal wird jetzt der Reim völlig vermißt (39), 61 findet sich der Gleichklang beiden auf Gleise, 65 zuletzt auf fest. Neben unmittelbar aufeinander reimenden Versen zeigen sich verschränkte Reime, auch die Reimform a b b a.

*) Hier steht 1 sammlet, 33 andere statt andre, 73 Wäre statt Wär.

**) Druckfehler ist 52 weisen statt weifen, irrig der Gedankenstrich nach 23, den der erste Druck unnöthigerweise nach 25 hat, wie auch 11 und 30, wo sie sich noch erhalten haben. Sonst setzt diese Ausgabe 5 Doppelpunkt statt Punkt, 48 Ausrufungszeichen statt Komma Die vierzigbändige Ausgabe hat im vorletzten Verse das Komma irrig nach Welt statt nach ist.

Mehrfach reimt der erste Vers der Antwort auf die Frage oder der Anfang der folgenden Antwort auf den Schluß der vorhergehenden.

Daß das Ganze ein heiterer Scherz auf diejenigen ist, welche von der Philosophie fertige Antworten auf die höchsten Fragen verlangen, um sich alles Denkens darüber ruhig entschlagen zu können, deutet schon der Ruf des Epimenides an, den sich der Dichter hier als einen sorglichen Wächter des Philosophenhains denkt, bei welchem wohl der Hain des Akademus von Plato und dessen Schülern (silvae Academi Hor. epist. II, 2, 45) vorschwebt. Den weisen, nachsinnenden Epimenides hatte er eben in dem Festspiele für Berlin auftreten lassen. Das Volk will heute, da die Philosophen es so lange mit dunkeln Worten, hingehalten, jetzt endlich deutliche Antworten auf die höchsten Fragen über Gott und Welt und das Wesen der menschlichen Seele haben, und rennt von allen Seiten zusammen, um die „Grillenfänger" im Haine zu zwingen, ihm einmal Rede zu stehn.*) Epimenides, der dies aus dem eben bemerkten Auflaufe schließt, ruft die Philosophen zusammen, dem Volk „derb den Text zu lesen", diese aber begnügen sich damit, sie neckisch abzufertigen, nur am Schlusse erklären sie gesammt, von solchen lästigen Fragern nichts wissen zu wollen, worauf denn, wie wir leicht hinzudenken, die zum Besten gehaltenen Leute sich beschämt entfernen. Auffällt, daß die sämmtlichen Leute immer als fragend aufgeführt werden, aber V. 29. 43. 67 spricht der Fragende in der Einheit und auch die Antwort ist V. 20. 30. 36. 58. 61. 68. 74. 79. 81 an einen gerichtet. Die Abweichungen drangen sich dem Dichter vielfach von selbst auf, an andern Stellen

*) 1 stand früher sammlet nach Goethes Schreibung, nach 5 Punkt.

wählte er sie zur Vermeidung der Eintönigkeit. Weshalb Goethe, statt die Philosophen unbestimmt zu lassen, sie nicht, wie Schiller in dem wohl vorschwebenden launigen Gespräche Die Philosophen, oder, wie wohl ursprünglich der Fall war, mit Zahlen zu bezeichnen, die Namen alter Philosophen von Riemer zu diesem Zwecke aufsuchen ließ, haben wir gesehen. Riemer hat sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt, da immer ein gewisser Anklang an die Lehren der betreffenden Weisen in ihren Aeußerungen liegt, doch gehört dies nicht zur Erklärung des Gedichtes, dem jede Rücksicht auf die nachträglich hinzugefügten Philosophen fern lag. Dagegen möchte man wohl wissen, wie die Rede Perianders ursprünglich gelautet oder geschlossen habe.*) Wahrscheinlich wurden hier die Streitigkeiten über den Sitz der Seele getroffen, deren Goethe später im zweiten Theil des Faust spottet; dort weiß Mephistopheles nicht, wo die Seele eigentlich hause und demgemäß herausfahre.

Die ersten Fragen beziehen sich auf die Ewigkeit der Welt (ob sie einen Anfang gehabt und ein Ende haben werde) und den Begriff der Unendlichkeit, die folgenden auf Denkkraft, Seele und Geist, Lebensglück und Unsterblichkeit; daran schließt sich die Frage, ob Thorheit oder Klugheit besser sei, worin sich die Unzulänglichkeit der Fragenden ausspricht, die nicht mehr wissen, was sie fragen sollen, bis sie sich endlich einiger mit großer Erbitterung geführten Fragen erinnern; auch hier gebührend ab-

---

*) Im Jahre 1819 fand sich schon die jetzige Fassung, nur mit den Abweichungen 35 Ruht statt Liegt, 36 Sie weiß sich wohl zu schicken mit Reim auf 39 statt Kann sich von dir nicht trennen mit Reim auf 34, 37 Das statt Es, 38 mäßig statt leiblich, 39 sich auch erquicken statt erquicklich ruhen.

gefertigt, klagen sie über den Eigennutz der Welt und, deshalb verwiesen, schließen sie mit der Frage, was auf Erden das Beste sei, worauf sie denn von allen gesammt mit der Hindeutung entlassen werden, das Beste, was sie augenblicklich thun könnten, wäre sich zu entfernen. Die Antworten weichen immer aus, indem sie statt der Auskunft eine launige Bemerkung machen oder den Frager treffen. Die Ewigkeit der Welt wird deshalb als wahrscheinlich bezeichnet, weil es schade gewesen, hätte sie zu einer Zeit noch nicht bestanden.*) Auch ihr Untergang, der schon mehrfach auf eine ganz bestimmte Zeit vorhergesagt worden, sei nicht so schlimm, da Gott viele neue Welten schaffen könne, wobei die Philosophen sich dem gewöhnlichen Gebrauche fügen, die Welt als Erde zu nehmen. Bei der dadurch angeregten Frage nach der Unendlichkeit werden die Leute dahin beschieden, daß es schlecht mit ihnen bestellt sei, wenn sie keine Unendlichkeit in sich selbst fänden. Vgl. dazu Ged. 21. 22. Noch gröber wird die Frage nach dem Denken abgefertigt, was Riemer treffend dem Cyniker Diogenes in den Mund legte. Sie sollen mit ihren Fragen, die verächtlich als ein Belfen (des Reimes wegen statt des gangbaren Belfern) bezeichnet werden, zu Hause bleiben; der wahre Denker denke von Kopf bis zu Fuße**) und ihm gelängen die größten Gedanken rasch und aufs beste.***) Bei der Frage, ob es eine Seele gebe, werden

---

*) Die Rede ist 14 anakoluthisch. Statt das wäre erwartet man wäre es oder einen Vordersatz „wenn sie je nicht gewesen".

**) Launig werden dafür die Bekleidungen beider genannt, wobei wohl der auffallende Gebrauch Homers vorschweben mochte, den Gürtel statt der von ihm bedeckten untern Bauchgegend zu nennen (Ilias II, 476).

***) „Das Was (Quid), das Wie (Quomodo), das Beste", das Denken davon.

sie auf seelenhafte Menschen verwiesen, die sich selbst und andere beglücken.*) Riemer ließ hier statt eines eigentlichen Philosophen den elegischen Dichter Mimnermus eintreten, dem Horaz den Spruch zuschreibt, ohne Liebe und Lust gebe es nichts Angenehmes. Ob die Seele schlafe, eine Frage, die auch die alten Philosophen beschäftigte (vgl. Philostr. Apollon. II, 35), wird dadurch erledigt, daß Geist und Körper unzertrennlich seien, dabei aber des Fragenden gespottet, der ganz körperlich sei, weshalb er nur darauf sinnen solle, sich gütlich zu thun, dann werde es auch seiner Seele wohl gehn. Die Erkundigung nach dem Geiste wird launig von einem der sieben Weisen damit zurückgewiesen, daß, wer Geist habe, solche Fragen nicht stelle, sondern löse. Die Frage des Thebaners Krates, der, um sich der Philosophie ungestört zu widmen, alle seine Schätze ins Meer warf, ist ganz bestimmt gefaßt; nicht, ob er glücklich sei, wird gefragt, sondern was glücklich heiße. Epimenides aber weicht aus, und erwidert auf die andere, ganz im Sinne des Krates, der gar nicht hätte fragen sollen.**) Die Sorge wegen der Unsterblichkeit wird von Wielands Aristipp ganz im Sinne des Dichters beantwortet: man solle im Leben thätig wirken, um das Jenseits sich nicht kümmern. Gegen Eckermann bemerkte Goethe im Februar 1824: „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben,

---

*) „Das frage deine Gäste", etwas wunderlich für „siehe dich in heiterer Gesellschaft um". — „Das artige Wesen", von einer reizenden, lebensvollen Schönen. Wenn die Ausgabe letzter Hand andre für andere schrieb (vgl. V. 77), so hätte sie auch hier artge für artige geben sollen.

**) 44. Nackt, in seiner Armuth. Vgl. Venediger Epigramme 434. — Zagen, von der Sorge. Zum Verse wird ist glücklich gedacht.

zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen, und ist thätig und nützlich in dieser." Vgl. Gott und Welt 4, Epigrammatisch 49, Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten 14.*) Der Zweifel, ob Thorheit oder Klugheit besser sei, wird in einer das Närrische desselben launig hervorhebenden Weise von Epikurs Vorgänger Demokrit gelöst. Wie Zufall und Augentrug vom Weisen unschädlich gemacht werden, deutet Epikur selbst auf die Frage, ob diese allein herrschen, bezeichnend an.**) Aehnlich bescheidet der Stoiker Zeno die Frage nach der Willensfreiheit: jeder solle sich nur zu bewähren suchen, selbst auf die Gefahr hin, darüber zu Grunde zu gehn. Die Lehre, daß der Mensch von Natur böse sei, beweist der Vertreter der sie bekämpfenden Ketzerei, Pelagius, mit drolliger Laune, dem Fragenden durch dessen eigene Person: daß er so ungeschickt frage, müsse man eben als Naturfehler ertragen.***) Ganz natürlich schließt sich die Frage an, ob der Trieb sich zu bessern dem Menschen angeboren sei. Diese Lust sich zu bessern, erwidert Plato, beweise schon der Fragende (zunächst freilich nur die Begier seine Kenntniß zu erweitern), aber statt andere zu fragen, sollte er sich selbst kennen zu lernen suchen, und wenn er über sich selbst nicht zur Klarheit kommen könne, auch von

---

*) 52. Das Bild vom Weifen (Haspeln), steht hier von Gott. Sonst schreibt Goethe den Parzen das Weifen zu. Vgl. oben zu Ged. 9.

**) Er bleibt in seinem Gleise, läßt sich durch nichts aus seiner Ruhe stören, weiß das Unangenehme gefaßt zu überwinden (bändigen heißt nicht „seinen Vortheil daraus ziehen", wie v. Loeper deutet) und auch am Schein sich zu vergnügen.

***) Das Loos ist für den Fragenden selbst unerträglich, weil er durch seine tollen Fragen sich eine solche Abfertigung zuzieht.

andern keine Aufklärung verlangen. Die Klage über die Herrschaft des Eigennutzes und des Geldes wird launig durch die Mahnung zurückgewiesen, daß die Schätze der Welt nicht beneidenswerth seien. Da aber das Volk zuletzt doch ein freundliches Wort von den Weisen zu hören wünscht, so gestehen diese gesammt, daß sie nichts mehr wünschen als solche Frager zu vermeiden, die sie damit glimpflich genug zu entlassen glauben.





